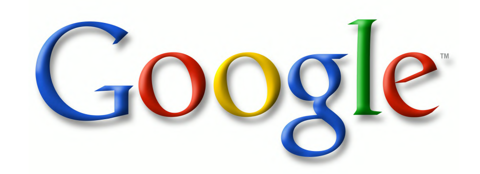
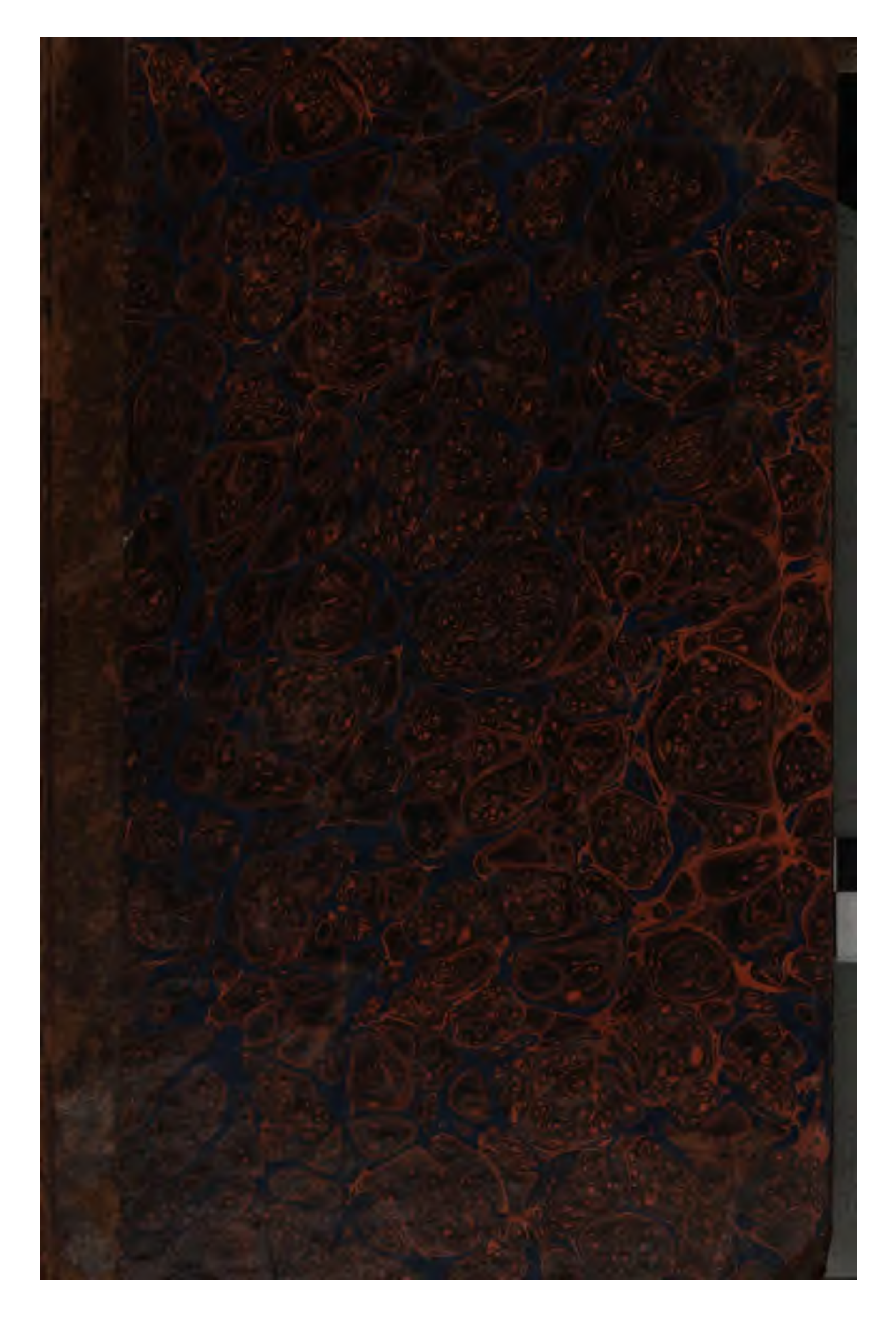
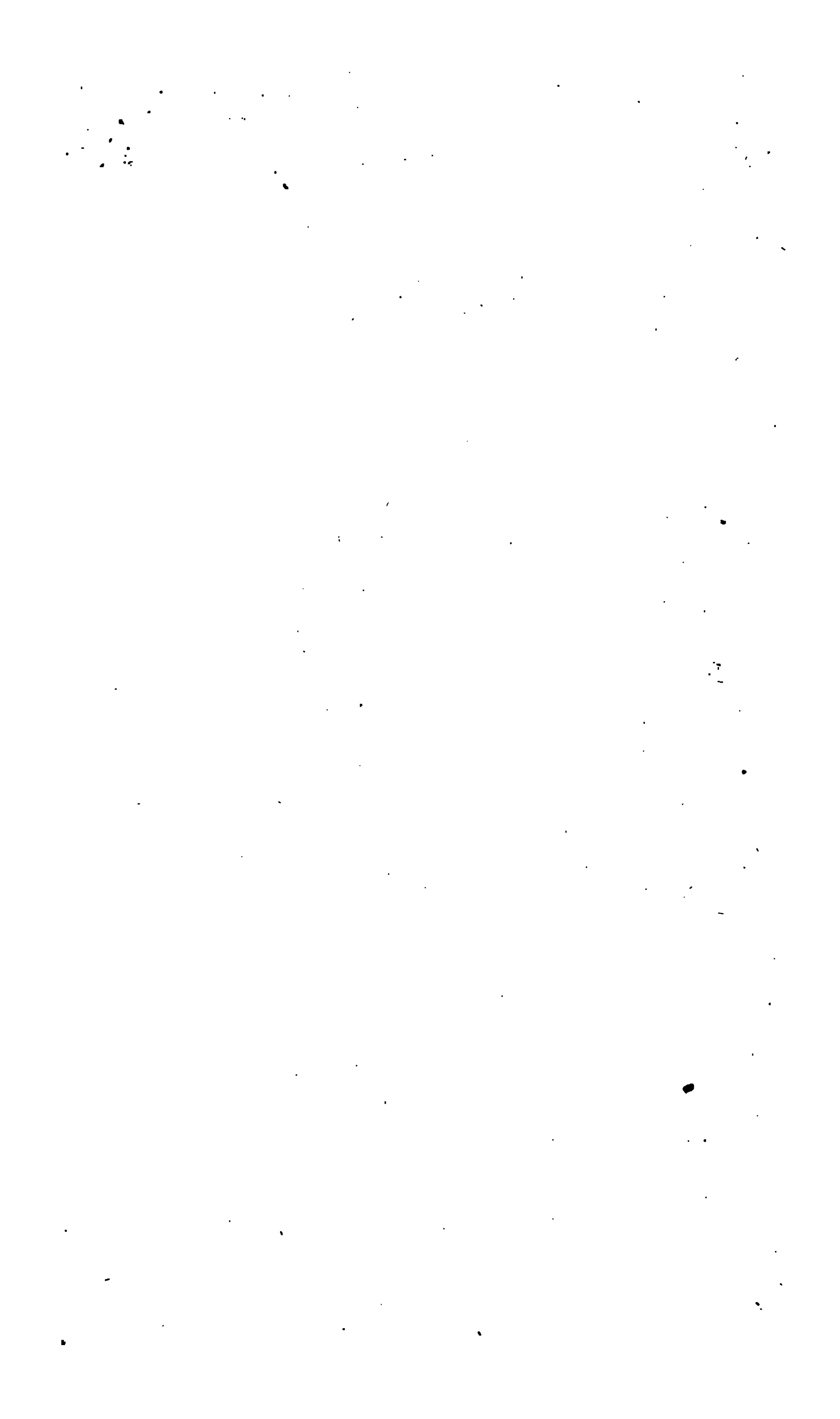










Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung zwei und zwanzigster Band.

Mainz, 1841.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fünf und dreißigster Band.

Mainz, 1841.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Französische Geschichte.

Seite.

Zweiter Abschnitt.

Heinrich I.

Dritter Abschnitt.

Englische Geschichte.

Vierter Abschnitt.

Französisch-normännische Dynastie in England.

Fünfter Abschnitt.

Specielle Kirchengeschichte.

Geschichte der Päbste.

Sechster Abschnitt.

Reisen des Pabstes Leo IX. diesseits und jenseits der Alpen.

Seite

Seite

Siebenter Abschnitt.

Irrlehre des Berengarius in Beziehung auf das allerheiligste Altarssakrament.

Achter Abschnitt.

Geschichte der Normänner in Unteritalien.

Seite

Neunter Abschnitt.

Leo des Neunten Feldzug gegen die Normänner.

Seite

Zehnter Abschnitt.

Letzte Lebenstage Leo des Neunten.

Seite

Eilfter Abschnitt.

Die Päbste Victor II. und Stephan IX.

Des zweiten Zeitlaufes neun und zwanzigster Zeitraum.

Von
der Erlöschung des sächsischen Kaiserhauses 1024. bis auf Heinrich IV. und Gregor VII. 1056.

Zweite Abtheilung.

Geschichte Frankreichs, Englands nebst der speziellen Kirchengeschichte dieses Zeitraums.

I.

1. Einleitung. — Die Geschichte ganzer Völker, sagt man gewöhnlich, ist nichts als die Geschichte einzelner Menschen, das heißt, derer die diese beherrschen. Dieser ohnehin viel zu allgemein gehaltenen Behauptung widerspricht jedoch Frankreichs Geschichte in der gegenwärtigen, wie in der vorhergegangenen und auch nachfolgenden Periode. — Bei der in so ungemein engen Grenzen eingeschlossenen königlichen Territorialmacht und deren eben daher rührenden tief gesunkenen Ansehen, das oft nicht einmal den Trotz der eigenen Hausvasallen und deren Hintersassen zu brechen vermag, hängt das Daseyn der französischen Könige mit den Schicksalen der ganzen Nation nur in sehr wenigen, dabei äußerst schwachen Fäden zusammen, und ihre Geschichte beschränkt sich demnach immer noch und zwar aus-

schließlich blos auf die sie selbst und ihr Haus betreffenden, größtentheils höchst unbedeutenden Ereignisse, so daß, wenn nicht bisweilen hie und da einige auffallende biographische Züge dem Gemälde einiges Leben und Frische ertheilten, es kaum auch nur eine gewöhnliche, sich mit Allem leicht begnügende Neugier zu reizen im Stande seyn würde. — Aber auch die Geschichte der französischen Nation selbst verliert sich ebenfalls immer noch in dieselbe monotone, sich unaufhörlich wiederholende, und daher nicht wenig ermüdende Erzählung endloser kleiner Kriege und blutiger Fehden, geschlossener und bald wieder gebrochener Bündnisse, vorübergehender partieller Volksaufstände, erfolgloser Empörungen niederer Vasallen und endlich einer Menge blos auf der Persönlichkeit der französischen Fürsten beruhender Verträge und Traktate, höchst selten mit einiger Rücksicht auf die Bedürfnisse und oft die dringendsten Foderungen der Länder. Kurz, Alles bis jetzt noch ohne System und Zusammenhang, nie nach einem reellen, bleibenden Staatsinteresse berechnet; sondern blos wie der vorübereilende Augenblick es gerade foderte, oder die Gemüthsstimmung der Regenten, entweder deren kleinliche Leidenschaften, oder oft auch deren edlere Gefühle persönlicher Freundschaft, Dankbarkeit, ja wohl Gerechtigkeitsliebe es herbeiführten. Ein solches unstetes, unaufhörlich wandelbares System, blos auf der Subjectivität der Fürsten beruhend, die sich in Frankreich getheilt hatten, konnte freilich zu keinem, nur einigermaßen bedeutenden, auf den Zustand des Gesammtreichs einwirkenden geschichtlichen Resultate führen. Da aber Ereignisse ohne irgend ein leitendes Prinzip, ohne irgend eine dabei vorherrschende geistige Idee, ohne Zweck und Zusammenhang, daher auch ganz spurlos vorübergehend, wenig oder gar keinen histo-

rischen Stoff bieten; so dauert auch die mit der Thronbesteigung des capetingischen Hauses in Frankreichs Geschichte entstandene Lücke bis zu der Regierung Philipps August, das heißt, bis in das Jahr 1180 fort. Frankreich glich in diesem Zeitraume einem weiten See, der, wenn er nicht durch innere, wenn schon schnell vorübergehende Stürme von Zeit zu Zeit in einiger, obgleich nie sehr hohe Wellen treibender Bewegung wäre erhalten worden, endlich hätte völlig stille stehen, und dann entweder einfrieren oder in einen Sumpf sich hätte verwandeln müssen.

2. Indessen ist dennoch für die tiefere Forschung in dem Leben der Völker auch die gegenwärtige, von uns jetzt zu durchlaufende Periode der französischen Geschichte nicht gänzlich ohne alles Interesse. Oft nämlich keimt unter einem Volke ganz im Stillen und ohne sichtbare Veranlassung von Außen manches Treffliche, gedeihet eben so unbemerkbar unter dem langsamen Tritt der Zeit, bildet sich nach und nach immer mehr aus, und tritt endlich plötzlich als eine in den Geist einer ganzen Nation mächtig eingreifende Erscheinung hervor, wovon man dann gewöhnlich Ursprung und Veranlassung zu erforschen sich fruchtlos bemühet. Derselben Erscheinung begegnen wir auch jetzt in Frankreich; denn es wird sich ergeben, daß die lange Regierung König Heinrichs I., so wie dessen Sohnes Philipp, wie unbedeutend sie auch an wirklichen historischen Ereignissen seyn mag, dennoch in der Cultur- und Entwickelungsgeschichte der französischen Nation eine nicht wenig merkwürdige Epoche bildet.

3. Es ist sehr begreiflich, daß damals die französische Nation, wie überhaupt alle Völker, die

noch in der Fülle jugendlicher Kraft und nur auf mittlern Stufen der Cultur stehend, mithin auch weder durch Ueberbildung und einen Exceß von Verfeinerung, noch durch politische Sophismen dem Naturzustande völlig entrückt sind, auch mit jener Politik nicht bekannt seyn konnte, welche erst die dritte Periode des Mittelalters erzeugte, bald darauf von Machiavel mit großer Meisterschaft auf Grundsätze zurückgeführt und in ein System gebracht, in den letzten drei Jahrhunderten die herrschende ward und auch bis auf den heutigen Tag noch ist. Der unterscheidende Charakter dieser Politik — von zahllosen geschichtlichen Erfahrungen abstrahirt — besteht eigentlich blos in einem unverrückt und unermüdet fortgesetztem Streben nach Erreichung gewisser selbstsüchtiger Zwecke, und zwar in unerbitlich strenger egoistischer Consequenz, die demnach das Herz und alle edlere Gefühle ausschließt, selbst der zartesten Familienverhältnisse nicht schont und der heiligsten Bande der Natur und des Blutes nicht achtet, sobald das wahre oder eingebildete Interesse es so gebeut. Mit Recht bezeichnet man diese Politik allgemein mit dem Worte Staatsklugheit; denn wirklich sind auch Klugheit, das heißt, Schlauheit, Verschmitztheit, Lug*), Trug und Arglist die Hauptelemente dieser Kunst, die vorzüglich erst dann in

*) Wer könnte sich besonders aus jenen von uns durchlebten, so heftig bewegten Zeiten auch nur eines Manifestes, einer Proklamation oder irgend einer andern öffentlichen Urkunde erinnern, in welcher Diejenigen, die sie erlassen, nur ein einzigesmal ihre wahre Gesinnung und innere Ueberzeugung unumwunden ausgesprochen hätten, nnd deren ganzer Inhalt, sobald der augenblickliche Zweck erreicht schien, nicht durch das, was nachher darauf folgte, wäre Lüge gestraft worden?

ihrer höchsten Sublimität sich zeiget, wenn es ihr gelingt, ihre schreiendsten Ungerechtigkeiten und größten Gewaltthaten in deren Ursprung mit etwas Wahrem zu verzweigen, dann unter mancherlei gesetzlichen Formen so schlau zu verhüllen, daß sie am Ende wirklich einen Schein von Wahrheit und Gerechtigkeit gewinnen, und so das Urtheil der Mit- und Nachwelt, wenigstens des größten Theils derselben, in Ungewißheit und mancherlei Zweifeln schwebend erhalten. Daß jedoch kein Gebäude, dessen Unterlagen nicht Wahrheit und Gerechtigkeit sind, von langer Dauer seyn kann, dieß versteht sich von selbst; denn weder die Natur, noch die Zeit haben einen solchen Bau aufgeführt, sondern blos die Verkehrtheit der Menschen, die in jedem Jahrhundert ihre Verirrungen und Abschweifungen als Foderungen der Natur und Zeit aufzustellen, frech genug waren.

4. Wir erwähnten hier oben eines Naturzustandes der Völker. Aber nur zu oft verbindet man damit einen höchst irrigen Begriff. Gewöhnlich spricht man von jenen wilden Horden, wie man deren mehrere zur Zeit der großen Weltentdeckungen theils auf den Caraiben, theils auch in dem nördlichen Amerika oder auf den Küsten Afrika's gefunden, die zum Theile sich selbst auffraßen, ihre gefangenen Feinde scalpirten, oder in völliger geistiger Stumpfheit mehr nur vegetirten als lebten, und am Morgen ihre Mutter verkauften, weil sie nicht daran dachten, daß sie dieselbe am Abend wieder nöthig hätten: von diesen pflegt man allgemein zu sagen, daß sie sich noch in einem völlig rohen Naturzustande befunden hätten. Aber der wahre, mithin auch der Bestimmung eines Volkes stets vollkommen entsprechende Naturzustand ist nicht ein

Zustand der Rohheit, der Stumpfheit, Unwissenheit und Wildheit. Im Gegentheil können nur in ihm geistige Ausbildung, allmählige Entwickelung aller geistigen Kräfte des Menschen, eine mit der menschlichen Würde harmonirende Verfeinerung des Lebens, ächte Aufklärung und immer weiteres Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft, gleichsam unter den schützenden und erwärmenden Flügeln der Natur wahrhaft gedeihen. Der bejammernswerthe Zustand, in welchem man jene der Menschheit beinahe völlig entfremdeten Volksstämme fand, war also nicht der Naturzustand, sondern ein schreckliches Herausfallen aus demselben in den Stand einer unnatürlichen Verwilderung und völligen Entmenschung. Der Erklärungsgrund davon liegt in etwas Höherem, mag aber immerhin auch eine der furchtbaren Folgen jenes die Erde und die Menschheit getroffenen Sündenfluches gewesen seyn*). — Bei einer nur einiger-

*) Daß ein Naturzustand, wie Rousseau, dieser gutmüthige Schwärmer, in seiner mit glühender Beredsamkeit geschriebenen Abhandlung: sur l'influence des arts et sciences etc. und nach ihm noch mehrere Andere träumten, gar nie existirt habe, daß die älteste heilige Urkunde der Menschheit uns gerade das Gegentheil lehre, und überhaupt, weil im Widerspruch mit der Weisheit wie mit den Erbarmungen Gottes, ganz unmöglich sey: dieß bedarf keiner weitern Erklärung. Indessen hat doch auch selbst Schiller in seinen kleinen historischen Schriften es sehr schmerzhaft bedauert, daß gerade die Geschichte der interessantesten Periode der Menschheit, nämlich jener, in welcher die Menschen noch nicht die Sprache erfunden hätten, uns auf immer verschlossen wäre. — Wäre wirklich ein solcher Verlust gedenkbar, so könnte man ihn wahrhaftig gar leicht ersetzen; man dürfte ja nur die Geschichte der wilden Bären in Nordamerika oder der großen Affen in den Wäldern Africa's schreiben. — Die Sprache ist das Me-

maßen tiefern Forschung in der Geschichte auch der alten, längst schon untergegangenen Völker wird man immer mehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß in eben dem Maße, in welchem sie sich von dem Naturzustande entfernten, sie auch stets tiefer von ihrer Würde herabsanken, in ihren höhern Kenntnissen zurückschritten *) und in immer größern Thorheiten und Lastern sich verirrten, bis endlich — kurz vor Einführung des Christenthums — die Völker in Verfeinerung, das heißt, in Verfeinerung des Thieri-

---

dium, durch welches die Vernunft erst zum Bewußtseyn kommt, sie ist der Stab, an welchem dieselbe sich entwickelt und in ihrer Entwickelung immer weiter fortschreitet. Ohne Sprache würde der Mensch gleich dem Thiere blos unartikulirte Töne heftigen Affekts, wie des Zornes, des Schmerzes, der Wuth 2c. 2c. ausstoßend, auf immer alles Unterrichts beraubt, ausschließlich nur in der Sinnenwelt lebend, daher auch blos an den Boden, der ihm Nahrung gibt, gefesselt, sich nie zur wahren Menschenwürde habe erheben können. Da jedoch die Erfindung der Sprache schon ein ganz ungewöhnlich hohes Abstraktionsvermögen voraussetzt und alle Kräfte eines ungemein scharfen, philosophisch gebildeten Verstandes in Anspruch nimmt; so ist es ja sonnenklar, daß die Sprache keine menschliche Erfindung seyn kann. Sie ist folglich ein reines Geschenk aus den Händen Gottes, mithin auch ein Naturzustand der Menschen ohne Sprache ein förmliches, Alles an Absurdität weit übertreffendes Unding. Leider ward die Sprache, diese Stütze der Vernunft, dieß blos dem Menschen vorbehaltene hohe Vorrecht, nur zu bald eben so sehr eine Hülle des Fluches wie des Segens.

*) Bekanntlich erhielt sich bei den semitischen Völkern, die größtentheils in dem südöstlichen Asien wohnten und weit länger in dem Naturzustand beharrten oder doch weit weniger als andere sich davon entfernten, auch am längsten die Erkenntniß des wahren Gottes.

schen, das im Menschen liegt, wie aller grob sinnlicher Gelüste und Genüsse, so weit vorgerückt waren, daß sie und ihre Regierungen, in einen Abgrund von Greuel jeder Art versunken, einer völligen Auflösung entgegen eilten.

5. Das Christenthum, das ohnehin das Antlitz der Erde und der Menschheit erneuete, bot auch den Völkern alle Mittel dar, sich aus der Tiefe ihrer Verworfenheit zu erheben und den reinen gesellschaftlichen Naturzustand wiederherzustellen. Dieß geschah auch wirklich, jedoch nur zum Theile und überdieß noch ziemlich unvollkommen, offenbar in Folge des allen göttlichen Impulsionen widerstrebenden Prinzips (des Teufels), dessen Spuren eben so sichtbar durch die ganze Weltgeschichte fortlaufen, wie jene einer allwaltenden, weisen, die Menschen zu sich ziehenden Vorsehung. Indessen ward doch bald eine in alle Verhältnisse eingreifende Restauration und beinahe völlige Regeneration der Völker unverkennbar, und dieß Streben nach Wiederherstellung eines christlichen, mithin naturgemäßen Staats- und Soziallebens dauerte, trotz den oft eintretenden chaotischen Verwirrungen, doch durch die beiden ersten Perioden des Mittelalters ununterbrochen fort. Wenn demnach Ancillon in seiner Geschichte der letzten drei Jahrhunderte ungemein belobend von dem Streben der Völker im fünfzehnten Jahrhundert spricht, den Naturzustand zu verlassen und unter sich selbst eine gesellschaftliche Garantie des Rechts zu begründen, so knüpft dieser geistvolle, sehr oft in den Fesseln seines Systems festgehaltene Geschichtforscher hier abermals das Band einer gemischten Ehe. Daß die Völker um diese Zeit wirklich suchten, unter sich eine gemeinschaftliche Garantie ihrer Existenz und ihrer Rechte zu begründen, ist unstreitig im höchsten

Grade lobenswerth, weil ganz der Natur gemäß und aus dem einfachen Gang der fortschreitenden Entwickelung eines geordneten gesellschaftlichen Zustandes hervorgehend. Wenn sie aber strebten, aus dem Naturzustande herauszutreten, mithin jene Gesetze zu überschreiten, welche der Urheber der Natur in dieselbe gelegt hatte, so war dies frevelhafter Uebermuth, erzeugt durch das sonderbare Zusammentreffen einer Menge neuer, dem Stolze des menschlichen Geistes plötzlich einen weit höhern Schwung gebender Entdeckungen und Erfindungen*).

*) Als: die Erfindung der Buchdruckerkunst, dann des Compasses, die Entdeckung Amerika's, die Umschiffung der südlichen Spitze von Africa, die beinahe gleichzeitige Einführung der Posten und des Postwesens in allen Ländern des civilisirten Europas, die Erfindung des Schießpulvers oder wenigstens dessen Gebrauches im Kriege, die Errichtung stehender Heere, wodurch der Lehnsdienst aufhörte und das ganze Lehnwesen, weil dessen ehemalige wilde Ausbrüche nun kräftiger darnieder gehalten werden konnten, nun nach und nach eine weit mildere, nicht mehr störende, im Gegentheil dem natürlichen Organismus der Staaten heilsame Umgestaltung erhielt. Zu allem diesem könnte man auch wohl noch die Eroberung Constantinopels durch die Türken rechnen. Eine Folge davon war, daß zahllose bemittelte Griechen nach den östlichen und südlichen Ländern Europa's auswanderten, alle Schätze des griechischen classischen Alterthums dahin mitbrachten, sie zu einem Gemeingut aller abendländischen Völker machten, dadurch überall einen größern Eifer und eine größere Liebe zu den Wissenschaften weckten, daher in das damalige wissenschaftliche Streben und Treiben ein regsameres Leben und stärkere Thätigkeit brachten, jedoch demselben auch eine von dem bis dahin in den Studien herrschenden christlichen Geiste schon mehr abweichende, gewissermaßen antiquarische Richtung gaben, anfänglich wenig bemerkbar, aber desto kennbarer in der Folge.

6. In der That fingen auch jetzt die Völker an, sich immer mehr von dem wahren gesellschaftlichen Naturzustande zu entfernen. Schon durch jene traurige, verhängnißvolle Kirchen- und Glaubensspaltung im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ward beinahe die Hälfte der Bevölkerung Europa's in eine durchaus unnatürliche, excentrische Bahn geworfen. Das natürliche, aus ununterbrochener wechselseitiger Beziehung sich ergebende Verhältniß eines christlichen (katholischen) Staates zur Kirche ist nicht ein Bestehen neben derselben oder gar, lauernd und beobachtend, derselben halb feindlich gegenüber, sondern eine innige Vereinigung, ein völliges Verschmelzen in einander zu einem und demselben Reiche Gottes; und laut gibt die Geschichte Zeugniß, daß, wo immer und wie lange diese Vereinigung bestand, die Kirche auch dem Staate stets von ihrer eigenen, innern conservativen Kraft mittheilte, und eben dadurch dessen blühende Fortdauer nur noch tiefer und fester begründete. Das Grundwesen dieses innigen Vereins des Staats mit der Kirche liegt in dem beiderseitigen, gemeinsamen Streben zu einem und demselben erhabenen Zwecke. Der Mensch, mithin auch ganze Völker, sind nicht blos für die Erde, sondern vorzüglich für Gott und die Ewigkeit geschaffen. Unstreitig ist es demnach jeder christlichen Regierung erste und heiligste Pflicht, das ihr untergeordnete Volk auch Dem, der es ihr gegeben, wieder zuzuführen. Da aber Christus alle die Mittel, wodurch einzele Menschen wie ganze Völkerschaften zu Gott gelangen, mithin den höchsten Zweck ihres Daseyns erreichen können, ausschließlich den Händen seiner Kirche übergeben und sie zur Wächterin und Spenderin dieser überirdischen Schätze geordnet hat; so ergibt es sich schon daraus, daß die weltliche Macht jene heilige Pflicht

nicht anders als in dem innigsten Vereine mit der Kirche erfüllen kann; und wenn jene nun Gesetze geben, Verordnungen erlassen, oder auch andere bürgerliche Einrichtungen treffen sollte, welche der Erreichung jenes höchsten Staatszweckes*) hem-

*) Die zahllose Schaar der Naturrechts- und Staatsrechtslehrer, die in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ihre verkehrten und heillosen Staatsrechtstheorien der Welt aufzudringen gesucht, und gemeinschaftlich den bald darauf alle göttliche und menschliche Institutionen stürzenden Revolutionssystemen vorarbeiteten, und diesen nach allen Ländern und zu allen Völkern eine Bahn öffneten, konnte, obgleich in den größten Verkehrtheiten mit einander übereinstimmend, dennoch nie über das, was eigentlich der höchste Staatszweck sey, mit sich einig werden. Jeder hatte seinen eigenen, und wollte diesen allgemein angenommen wissen, so daß, wenn man den ungeheuern Wust dieser Schriften durchgelesen hat — freilich eine Abtödtung und Selbstverleugnung, der vielleicht selbst der strengste Ascet sich kaum unterwerfen würde — man nicht mehr und nicht weniger als ungefähr einige höchste Staatszwecke angegeben findet. — Dieser hübschen Anzahl vorgeblicher höchsten Staatszwecke glaubten wir auch kühn den hier oben aufgestellten beifügen zu dürfen. Er verbindet das Zeitliche mit dem Ewigen, hat Beides unverrückt im Auge, und umfaßt zugleich auch alle übrigen irdischen Zwecke; denn je mehr oder weniger ein Volk vom lebendigen Glauben an Gott und göttliche Offenbarung durchdrungen, mithin auch wahrhaft aufgeklärt, folglich tugendhaft, nüchtern, keusch, mäßig, nicht begierlich, redlich, treu und gehorsam seyn wird, in eben dem Maße wird es sich auch stets mehr oder weniger glücklich und zufrieden fühlen, wenn es gleich vielleicht von der Kunst, sein Nationalcapital so schnell und um so hohe Zinsen, als nur immer möglich, in Umlauf zu setzen, nicht das mindeste verstünde, und weder Stocks noch Agios zu berechnen wüßte. — Zufriedenheit ist das Bedürfniß Aller, Reichthum nur der Thoren.

mend entgegen wirkten oder dieselbe gar vereitelten, es auch von Seite der Kirche keine freche Anmaßung, sondern vielmehr deren unmittelbarer Beruf sey, dem Fürsten, sey er auch der mächtigste Monarch, kühn mit den Worten gegenüber zu treten: „Herr, wenn du dies thust, so bist du ein Mann des Todes!" Aber alsdann steht auch die Kirche an ihrer Grenzlinie, die sie nicht überschreiten darf; denn sollte auch ihre mahnende Stimme nicht gehört, selbst mit Trotz und Härte zurückgewiesen werden, so hat sie dennoch keine andere Aufgabe mehr, als Alles, was noch erfolgen könnte, in den Schooß einer erbarmungsvollen, stets über ihr wachenden Vorsehung trostvoll zu werfen.

7. Ueberhaupt ist die Grenzlinie zwischen der kirchlichen und weltlichen Macht so deutlich und faßlich gezogen, daß ein unwillkührlicher Eingriff der Einen oder Andern in das ihr fremde Gebiet durchaus unmöglich ist*), und kühn möchten wir jeden, selbst gegen unsere Kirche feindlich gesinnten, wenn nur einigermaßen unbefangenen Geschichtforscher auffordern, uns — jedoch nicht blose individuelle historische Ansichten — sondern Thatsachen, mithin wahre geschichtliche Beweise aus

*) Vollkommen erschöpfend, obgleich nur in wenigen Worten belehrt uns hierüber auch das Evangelium, nämlich da, wo der Mund der ewigen Wahrheit sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist?" — Könnte vernünftiger Weise darüber eine Frage entstehen, was denn eigentlich des Kaisers und dann auch was Gottes und seiner Kirche sey, so würde Christus sie gewiß eben so kurz als bündig berührt haben. Aber die Sache ist so klar, daß selbst der schlichte Verstand und schon das natürliche Gefühl auch des gemeinen Volkes sich zu sagen weiß, was des Kaisers und was Gottes ist.

irgend einem Zeitabschnitt zu liefern, in welchem die Kirche sich anders als blos vertheidigungsweise in irgend einem Conflikt mit der weltlichen Macht verhalten habe. Wohl aber hat im Gegentheil einer der berühmtesten Publicisten, nämlich der im Anfange des vorigen Jahrhunderts blühende und von uns schon einigemal erwähnte Senkenberg, obgleich selbst Protestant, es dennoch unumwunden ausgesprochen, daß der im Mittelalter so lange anhaltende Kampf zwischen der päbstlichen und weltlichen Macht seinen Grund blos in den ununterbrochen wiederholten Versuchen, sich in das Kirchenregiment einzudringen, seinen Grund gehabt habe. Aber gerade um die Kirche immer mehr zu knechten, sie zu einer Staatsdienerin herabzuwürdigen und jede gegen sie projektirte Gewaltthat mit einem Scheine von Recht zu umgeben und hinter rechtliche Formen zu verstecken, fing man — woran man in einer langen Reihe von Jahrhunderten nicht gedacht hatte — nun auf einmal an, die Frage über das eigentliche Verhältniß der Kirche zum Staate aufzuwerfen. Immer höher schwoll jetzt die Fluth von Schriften an, die sämmtlich nur mit mehr oder weniger sophistischer Kunst eine an sich höchst einfache, sich selbst beantwortende Frage so zu verwickeln, zu verschleiern, zu verdüstern und zu verwirren wußten, daß man endlich jeder Gewaltthat, jedem Frevel gegen die Kirche einen wenigstens dem Scheine nach staatsrechtlichen Grund unterstellen konnte. Mit jedem Jahrzehent ward nun besonders in den neuern Zeiten der Feldzug der Staatsphilosophen gegen die Kirche immer kühner und lebhafter, und wirklich kämpften auch jene bisweilen um so mehr mit einem gewissen scheinbaren Erfolge, als sie, weil in Taschenspielereien jeder Art wohl erfahren, den Kampf auf ein in der Kirche unbekann-

tes Terrain, nämlich in das derselben größtentheils noch fremde Gebiet der Jurisprudenz hinüber zu spielen wußten *). -- Bekanntlich wird oft das, was in der Idee Eins ist, für die bessere Erkenntniß des Verstandes durch die Abstraktion im Begriffe von einander getrennt, jedoch blos dem Scheine nach; und stets muß nothwendig Irrthum und Verwirrung entstehen, wenn man das blos durch Abstraktion im Begriff Getrennte auch in der Wirklichkeit als ein Getrenntes betrachten will. Auch in der Idee des Reiches Gottes sind Kirche und Staat nur Eins. Als es aber der menschlichen, moralischen und logischen Verkehrtheit gelungen war, beide nicht nur

*) Es übersteigt alle Vorstellung, bis auf welchen Grad von Frechheit und Absurdität dieses Spiel bisweilen getrieben ward. Unter Vielen hier folgende Thatsache: Ein frommer und erleuchteter Bischof, der den zunehmenden Sittenverfall seiner Heerde schmerzhaft empfand, gab seiner sämmtlichen Diöcesangeistlichkeit die Weisung, notorische Sünder, die Jahr aus Jahr ein zum Aergerniß der ganzen Gemeinde ein allgemein lasterhaftes, z. B. ehebrecherisches Leben führten, mit einer scharfen Kirchencensur zu belegen, nämlich sie vom Tische des Herrn auszuschließen, und wenn sie dennoch sich herbeidrängen sollten, ihnen das heilige Abendmahl zu verweigern. Kaum war dieses bischöfliche Mandat erschienen, als sogleich auch die weltliche Behörde darüber herfiel, es als einen nicht zu duldenden Eingriff in die Rechte der höchsten Staatsgewalt bezeichnete, daher ohne weiters und ziemlich trotzig dessen Zurücknahme foderte, und auch auf dieser sonderbaren Foderung hartnäckig bestand. Nur Schade, daß man sich hierin nicht consequent blieb, denn offenbar hätte man nun auch jeden Priester, der in dem Beichtstuhle Bußen auflegt, oder gar einem unvorbereiteten, nicht reumüthigen Sünder die Lossprechung verweigert, ebenfalls wegen eines Eingriffes in die Majestätsrechte des Regenten zur Verantwortung ziehen müssen.

auch in der Wirklichkeit zu trennen, sondern ihnen auch noch ein verschiedenes, sich gegenseitig bekämpfendes Interesse unterzuschieben, dann hatte unstreitig die Hölle einen ihrer glorreichsten Siege erfochten. — Eigentlich gibt es nur einen einzigen Fall, wo vernünftiger Weise von einem Verhältniß der Kirche zum Staat die Rede seyn kann, nämlich da, wo der Landesherr, Fürst oder Monarch und der größte Theil seines Volkes der Kirche nicht angehören. Aber auch in diesem Falle ist das Verhältniß höchst einfach. Die weltliche Macht nämlich kann hier thun, treiben und verordnen, was sie nur immer mag, und zu Allem muß die Kirche schweigen, dulden und beten, jedoch vorausgesetzt, daß sie allen ihre Gesetze und Disciplinen verletzenden Verordnungen einen, obgleich stets nur passiven Widerstand entgegen setzt, und bei diesem auch mit unbeugsamer, durch nichts zu erschütternden Festigkeit beharrt. — In allen andern Ländern, wo der Fürst selbst ein Sohn der Kirche ist, wäre es nicht nur im höchsten Grade unphilosophisch, sondern selbst albern, von einem von den Staatsphilosophen erst noch auszumittelnden oder schon ausgemittelten Verhältniß zwischen Kirche und Staate auch nur zu sprechen. Freilich hat man in den neuesten Zeiten dem Gegenstande einen gewissen falschen Standpunkt unterschoben, von welchem aus schwache Augen nur gar zu leicht durch eine Art optischen Betrugs sehr grob getäuscht werden können. Da nämlich, nachdem man die Kirchen geplündert und auf das ungerechteste alles ihres Eigenthums beraubt hatte, nun auch deren Diener die zu ihrem zeitlichen Unterhalt nöthigen Mittel gleich einer Besoldung von dem Staate erhalten; so werden sie wirklich dadurch auch den weltlichen Staatsdienern so ziemlich verähnlichet. Es wird ein gewisser Subjections-

begriff erzeugt, und dieser dann mehr noch von dem vornehmen als niedern Pöbel selbst auf die Kirche als Kirche übertragen. Aber dies profane Besoldungswesen ist ein schrecklicher Uebelstand, ein wahrer Krebs- und Brandschaden, der sich bis in das Innerste der Kirche hineinfressen kann. Von Anbeginn an und beinahe zwei ganze Jahrtausende hindurch war es nicht so. Herodes, Agrippa oder Pontius Pilatus zahlten den Vorständen der in Jerusalem entstandenen christlichen Erstlingsgemeinde eben so wenig einen jährlichen oder monatlichen Sold, als nachher die römischen Cäsaren und deren Proconsuln den Vorständen der bald darauf in allen Theilen des römischen Reiches sich bildenden christlichen Gemeinden einen zeitlichen Unterhalt reichten. Gleich im Anfange und im ganzen langen Laufe der Zeiten dotirten sich die Kirchen von selbst durch die Beiträge der Gläubigen und vermehrten in der Folge auf die rechtlichste und unschuldigste Weise durch Schenkungen, Vermächtnisse, Ankäufe, das zum nöthigen Unterhalt ihrer Diener erworbene Eigenthum. Unter den Ottonen wurden viele bischöfliche Kirchen in Deutschland gestiftet, auch bald darauf in allen den Ländern, nach welchen erst unlängst die Leuchte des Evangeliums war gebracht worden, in Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark. Aber überall dotirten auch sogleich die Stifter die von ihnen gegründeten Kirchen, so daß wegen ihrer zeitlichen Subsistenz deren Unabhängigkeit nirgends gefährdet war. Das kirchliche Besoldungssystem mag freilich jetzt bei vielen sehr beliebt seyn; denn es öffnet der weltlichen Macht, wenn sie bösen unkirchlichen Willens ist, alle Thore und Thüren, die selbst bis in das Innerste des Heiligthums führen können*).

*) Es versteht sich von selbst, daß, wenn wir hier

8. Wir kehren jetzt wieder zu unserm Haupt-

---

oben von der Kirche sprachen, von keiner andern als der allgemeinen Kirche (der katholischen) die Rede seyn kann. Eben so ist auch der Staat für uns nichts, als was er auch dem großen Hugo Grotius war, nämlich magna familia principis. — Hugo Grotius war unstreitig einer der größten Männer und tiefsten Denker seines Jahrhunderts und dabei von einer innern, der Welt gewöhnlich fremden Religiosität. Ueber der ganzen auf ihn folgenden Schaar von Staats- und Völkerrechtslehrern ragt er weit hervor. Sein Buch de jure belli et pacis durchblitzt überall das Genie dieses großen Mannes und es enthält manche damals nicht geahnte und auch nach ihm lange Zeit nicht erkannte Wahrheit. Da er aber von dem irrigen System eines gesellschaftlichen Vertrages ausging; so konnte er auch unmöglich consequent bleiben, und mußte nothwendig in mancherlei Widersprüche mit sich selbst gerathen. Weit übertroffen ward er daher von unserm großen Haller, auf den Deuschland so vieles Recht hätte, stolz zu seyn. Ward aber auch das hohe Verdienst dieses außerordentlichen Mannes bisher noch nicht allgemein gehörig gewürdiget und dankbar anerkannt; so ist dieß abermals ein nicht sehr erfreulicher Beweis, theils daß der wahre Maßstab der Geister abhanden gekommen, und theils daß unser Jahrhundert auch nicht allgemein einer solchen Persönlichkeit werth ist. In einem der wichtigsten Zweige ernster Wissenschaft hat Haller zuerst nicht nur die Bahn gebrochen, sondern sie auch vollkommen geebnet. Ist auch sein Werk nicht gerade ein unmittelbarer Ausfluß einer höhern Inspiration, so schrieb er es doch gewiß aus einem in seinem Innern sich deutlich kundgebenden göttlichen Berufe, und mit welcher Treue folgte er nicht diesem Rufe! aber wie herrlich ward ihm nicht auch dafür von Gott schon hier auf Erden gelohnt? — Möchte doch der Treffliche, der mit den gerechtesten Ansprüchen auf Genie, glänzendes Talent, gründliche, umfassende Gelehrsamkeit auch noch die zarteste Bescheidenheit und eine ungemeine

thema zurück. — Durch jene unselige Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts ward demnach die Kirche zerrissen. Statt Einer Kirche entstanden mehrere Kirchen. Da jedoch nur Eine die wahre, mithin eine Kirche seyn konnte, so befand sich jetzt eine der beiden Hälften Europa's ausser der Kirche, also auch ausser dem Reiche Gottes — (bekanntlich wird in dem Evangelium die Kirche gewöhnlich das Reich Gottes genannt), — mithin in einem für einen christlichen Staat offenbar unnatürlichen Zustande, der um so gefährlicher war, da jeder Wahn, jeder Irrthum zu Folge der darin liegenden innern wuchernden Fruchtbarkeit immer neue Zweige treibt und in stetem Wachsthum begriffen ist. Hat es von den ältesten Zeiten an je noch eine die Kirche verwirrende Irrlehre gegeben, die, obgleich in ihrem Ursprung nur die eine oder andere Wahrheit bestreitend, nicht am Ende das ganze Christenthum, den ganzen von dem heiligen Geiste aufgeführten Bau völlig zu untergraben und zu stürzen gedrohet hätte? Wohin z. B. hat der Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts geführt? Jetzt können wir diese Frage beantworten: offenbar nicht blos an die Schwelle des Heidenthums, sondern selbst noch weit über dieselbe hinaus. Dieß ist eine so offenkundige Thatsache, daß, wer sie leugnen wollte, seine Augen vor dem hellen Tage schließen müßte. — War aber nun einmal durch jenen großen, sich so weit verbreitenden Abfall von der Kirche der sicherste Leitfaden, die christlichen Völkern gegebene Richtschnur des

Liebenswürdigkeit vereint, obgleich in Jahren schon etwas vorgerückt, aber immer noch in dem vollen Genuß einer blühenden mannskräftigen Gesundheit, doch ja erst nach vielen Jahren sein ihm von Gott hier auferlegtes Tagewerk vollendet haben!

Wahren und Positiven verloren, dann war auch eine von einem Wahn zum andern immer weiter fortschreitende Verirrung eine ganz begreifliche, ja nothwendige Folge. In allen Verhältnissen des öffentlichen oder Staatslebens zeigte sich jetzt nach und nach eine alles Naturgemäße immer dreister verletzende Unnatur*). Nicht mehr die moralischen, blos die materiellen und vorzüglich die Geldkräfte

*) Da in der Natur nichts still steht und alles in stetem Vor- oder Rückschreiten begriffen ist, so machte auch diese neue Abnormität immer größere Fortschritte, und eine Statistik aller der Thorheiten, die jetzt, eine nach der andern auftauchten, würde eine nicht wenig amüsante Lektüre seyn. So z. B. mußte in einem Lande auf Regierungsbefehl eine sehr große Gemeindewaldung umgehauen werden, um den Boden besser zu benutzen und Kornfelder anzulegen. Verständige Landleute machten die Einwendung: es sey zu befürchten, daß nach Abhauung des Waldes sich in diesen Gründen Wasser sammlen, und Seen, Moräste und Sümpfe entstehen würden. Dieß half jedoch nichts. Der Wald ward umgehauen. Aber nun dauerte es nicht lange, so trat schon wirklich das ein, was die Bauern vorhergesagt hatten; und nachdem man noch einige Kunststücke fruchtlos versucht hatte, war man gezwungen, auf das neue Waldungen anzupflanzen, um nach dreißig bis vierzig Jahren wieder da anzulangen, wo man schon vor ein paar Jahren gestanden war. — In einem andern ziemlich bedeutenden Staate ward auf den Vorschlag landwirthschaftlicher Theoretiker, ebenfalls per Rescript, die Stallfütterung allgemein eingeführt. Eine schon nach wenigen Monaten fühlbare Verminderung des Viehstandes war die erste Folge davon. Aber bald stellten sich unter dem Hornvieh, weil aller Bewegung beraubt, mancherlei Krankheiten ein. Die Ursache davon war leicht zu errathen; und nun wußten in mehrern Gegenden die Landleute kein anderes Auskunftmittel, als daß sie in jeder Woche einige Tage ihr Hornvieh auf der Landstraße spazieren führten.

fing man an in Anspruch zu nehmen. Aber nun war man schon nicht mehr damit zufrieden, den Bestimmungen der Natur nicht zu folgen, man wollte sie jetzt sogar völlig beherrschen. So z. B. wurden jetzt gar zu oft, und beinahe überall Fabriken da angelegt, wo die Natur durchaus keine wollte und die Urstoffe versagt hatte. Demungeachtet sollten dennoch um jeden Preis solche Kunstgebilde erhalten werden. Man sann also auf Stützen, die das stehend erhalten sollten, was den Grund seines Bestandes durchaus nicht in sich selbst hatte. Aber dazu konnten wieder nur ganz naturwidrige Mittel auf einige Zeit helfen. Ohne weiters schritt man daher auch sogleich zu den unnatürlichsten, weil alles natürliche Recht verletzenden, die Menschen in dem freien Gebrauch ihrer industriellen Kräfte beschränkenden, diese auf mancherlei Weise hemmenden oder ihnen eine falsche Richtung gebenden Maßregeln, und ein Strom unzusammenhängender Prohibitivgesetze und Zwangsverordnungen überfluthete in kurzer Zeit alle großen wie kleinen Länder. Jeden Fluß hatte die Natur durch den friedlichen Austausch der beiderseitigen Uferprodukte zu einem Vereinigungsband der denselben umwohnenden Völker gemacht. Aber dieß freundliche Band war nun zerrissen, und bald deckte ein ungeheurer Schild von Zoll-, Mauth- und Wachthäusern die gegenseitigen Ufer eines jeden Stroms; und so ward abermals getrennt, was die Natur in mütterlicher Liebe vereint hatte. Welchen verderblichen Einfluß diese Handels- und Sperrsysteme auf die Moralität der Völker hatten, welche neue vorhin unbekannte Verbrechen sie erzeugten, und wie endlich zahllose Räuberbanden, ähnliche Schaaren von Schmuglern, Schleichhändlern, Contrebandiers, oder wie man diese größtentheils höchst unmoralischen, durch ihr Gewerbe sich zu jedem

kühnen Frevel immer mehr befähigenden Menschen nennen mag, die Luft auf den Grenzen aller Länder verpesteten: diese Greuel sind zu bekannt, als daß sie noch einer Erwähnung bedürften *).

9. Je weiter die Völker bei ihren vermeintlichen Fortschritten in der Civilisation sich von dem Naturzustande entfernten, je mehr prägte sich auch nicht nur in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, sondern zum Theile selbst in dem Familienleben eine immer widerlicher werdende Unnatur aus. Immer mehr verschwand das heilige Leben der Harmonie und Ordnung; selbst die Wissenschaft entzweite sich mit dem wirklichen Leben; selten mehr Einigung, überall größtentheils nur Trennung und trennende Herrschaft, dabei zunehmende Verwirrung in der Sprache wie in den Begriffen, und statt eines naturgemäßen, das Leben veredelnden und verschönernden Socialzustandes, nur einigende Conventionen und durch Noth und Elend erzeugte Zwangsanstalten. List und Schlauheit galten nun für Rechtschaffenheit und Biedersinn. Statt des freiwilligen, daher stolzen und edeln Gehorsams, nur knechtische Furcht unter der Hülle erlogener Ergebenheit und Anhänglichkeit, und den immer allgemeiner werdenden Mangel an Sittlichkeit ersetzte, besonders unter den Großen und Vornehmen, eine nach allen Regeln der Wohlanständigkeit fein berechnete gleisende Heuchelei. Eben daher ward jetzt auch ein sich stets vermehrendes Heer von Beamten ein dringendes Bedürfniß. Aber bei einem

*) Der Moment der Entstehung sogenannter Finanzsysteme und Finanzministerien war auch der Augenblick des immer fühlbarer werdenden Rückschreitens der wahren und eigentlichen Nationalwohlhabenheit der Völker.

gewissen, jeden Einzelnen schnell ergreifenden Corporationsgeist, bildeten diese nun bald eine eigene geheime für sich bestehende Macht, zwar weniger drückend für das Volk, aber um so mehr die Fürsten selbst in ihren Wirkungskreisen hemmend und unsichtbare Fesseln ihnen anlegend. Dieser Beschränkung ihrer Macht sich zu entziehen, ist ihnen jetzt nicht leicht mehr möglich, indem sie selbst wohl fühlen, daß der gegenwärtige abnorme unnatürliche Staatsbau auch einer solchen unnatürlichen Stütze nicht entbehren könne*).

10. Indessen wäre bei allem doch noch eine Rückkehr zum Bessern, zu dem was die Sanktion so vieler Jahrhunderte trug, möglich gewesen. Aber wer davon auch nur von weitem eine Erwähnung machte, dem scholl sogleich von tausend und abermal tausend Stimmen der furchtbare Ruf entgegen: Alles, nur keinen Rückschritt zum Alten! Wirklich ward nun — worin man, Dank sey es unserer Philosophie! auch jetzt noch begriffen ist — immer rascher fortgeschritten. Die Aufgabe war: Alles, was alt ist, muß untergehen, damit, gleich dem Phönix, ein Neues aus der Asche des Untergegangenen hervorgehe. Man setzte sogleich die Axt an die Wurzel und fing mit dem Staate selbst an. Der Staat nämlich, so wie unsere Vorfahren ihn begriffen und verstanden, ward als ein veraltetes

---

*) Carl der Große hatte zur Beherrschung seines ungeheuern Reiches, das von der Ostsee bis an die Meerenge Siciliens, und von der Schelde bis beinahe an die Mündung der Donau sich erstreckte, kaum so viele Beamten nöthig, als jetzt ein Staat von höchstens tausend Quadratmeilen schon bedarf. Die Nothwendigkeit davon sehen wir wohl ein, bedauern aber den Gang der Dinge, der solche Nothwendigkeiten herbeiführte.

Vorurtheil in das Reich der Träume verwiesen, und an seine Stelle trat der neue Vernunftstaat. Da jedoch, wie wir schon erwähnten, Kirche und Staat in der Natur nur Eins sind, so ward jetzt auch eiligst dem beinahe achtzehnhundertjährigen, beseligenden, Menschen beglückenden Christusglauben der Vernunftglauben substituirt, der bekanntlich gar keiner Kirche bedarf. Die Vernunft, diese flügellahme, von Gott getrennte, daher nicht mehr von Ihm erleuchtete und sich selbst und ihrer Schwäche überlassene Vernunft war nun offenbar die einzige in Allem und Allen herrschende Macht. Der bisher so weise und mild waltende Gott ward abgedankt. Vernunft und Philosophie, denn beide waren jetzt Synonyme, brauchten zu nichts mehr Gott. Sie ganz allein vermochten alles zu constituiren, zu ordiniren und coordiniren, und besonders war das Constitutionsmachen für große wie kleine Staaten ihnen nur ein leichtes Kinderspiel. — Damit auch die aufblühende Generation bei Zeiten der Vernunft ausschließlich zu huldigen lerne, belehrte man sie frühzeitig in Lehrbüchern und Lehrsälen, daß auch sie ohne Gott weise und glücklich seyn könne; ja selbst Theologen versprachen, die Menschen ohne Gott tugendhaft, weise und glücklich zu machen. Die Kirche weinte, aber laut auf jubelte die Hölle, denn ohnehin hatten schon früher sich neue Schleußen des Abgrundes geöffnet, und Geister, vielleicht seit der Weltschöpfung in Banden gehalten, Geister der Revolution, der Zerstörung, der Verleugnung, des Hasses und der Entzweiung waren entfesselt auf die Oberwelt heraufgestiegen, und ihr höllischer Hauch hatte die Atmosphäre der Erde so sehr verpestet, daß ein allgemeiner, tödtlicher und unheilbarer Schwindel alle Völker ergriff, und diese, trotz aller bisher erhaltener schrecklicher Warnungen, doch auch jetzt

noch fortfahren, sich in demselben zum Abgrunde führenden Wirbel und Taumel unaufhaltsam herumzudrehen. — Was indessen die von Gott emancipirte Vernunft und ihre ihr vollkommen ähnliche Tochter gebaut haben, ist stets gleich darauf wieder eingestürzt, denn die Grundlagen ihrer Gebäude sind auch immer die nämlichen, nämlich Tod und Verwesung. Daher auch die Revolution bisher stets eine neue erzeugte, die dann bald ebenfalls die Gebärerin einer abermals andern ward, so daß nicht leicht einzusehen ist, wann und wo dieser unselige Cyclus sich schließen wird; denn selbst die nothwendig in gewissen Intervallen eintretende Ruhe ist nur scheinbar, und gleicht jenen, in gewissen Gewässern zu Zeiten eintretenden Windstillen, die jedoch blos Vorboten noch viel heftigerer und schrecklicherer Orkane sind. Wie dieß enden wird, liegt ausser dem Bereiche irgend eines historischen Calcüls. Sollte es aber dem, die Zeit jetzt beherrschenden Geiste gelingen, sein grausenvolles Tagewerk zu vollenden und seinen höchsten Triumph zu feiern, so könnte dieß nicht anders geschehen, als mit dem gänzlichen und völligen Untergang alles dessen, was in dem Menschen nach Göttliches ist; und dann — O Herr! wie lange noch?

11. Unstreitig hatte das Mittelalter seine großen Gebrechen; aber diese gingen alle aus den der menschlichen Natur anhangenden Schwächen und Verirrungen hervor, und fanden demnach stets und oft sehr bald in sich selbst wieder die nöthige Remedur. War z. B. der wilde Fehdegeist zu einer Zeit eine Geißel für die bürgerliche Gesellschaft, so war derselbe doch nur ein sehr begreifliches Ereigniß, theils des allen germanischen Völkern ganz eigenen Hanges nach Freiheit und Unabhängigkeit, nur gar zu leicht

ausartend in wilde Gesetzlosigkeit, theils auch der, eben diesen Völkern angebornen kriegerischen Tapferkeit, die sich schämte, eines fremden Schutzes zu bedürfen und ihre Sicherheit wie ihr eingebildetes oder wirkliches Recht blos ihrem Schwerte verdanken wollte. Aber durch die vereinten Anstrengungen der Kirche und der Fürsten verschwand dieser unbändige Geist in dem Lichte einer höhern Civilisation; Vorurtheile machten richtigern Begriffen Raum, und spurlos ging die Periode der wilden Fehderitter vorüber. Auch Irrlehrer gab es hie und da in dem Mittelalter, die bald größere, bald minder große Haufen des Volkes bethörten und zum Abfall reizten. Aber dieß war jedesmal nur ein Abfall von der Kirche und einigen ihrer Lehren, während jetzt ein völliger, mit schamloser Frechheit in zahllosen Schriften, ja selbst in eigentlichen Lehrbüchern gleichsam im Triumphe zur Schau gestellter Abfall von Christus, daher von Gott sich immer weiter verbreitet, und ein, Einem überall gespensterartig entgegen grinsender Atheismus eine grausenvolle Charakteristik unserer Zeit ist.

12. Mit einem nur gar zu leicht in Eckel sich verwandelnden Mitleiden blickt man jetzt auf das, wie man sagt, einem schon mehr als halb entseelten Leichnam ähnliche türkische Reich. Würden aber, wie vor einiger Zeit sich schon eine Stimme verlauten ließ, manche der die Türken bemitleidenden Mächte sich selbst den Puls fühlen, so könnte es sich vielleicht ergeben, daß in der türkischen Scheinleiche noch ungleich mehr restaurirende Kraft pulsirt, als in diesem oder jenem hochcivilisirten weiland christlichen Staate. Die Türken haben noch einen Koran, einen positiven Glauben; sie haben noch Nationalerinnerungen und stehen alle noch mit ihrer

ganzen Persönlichkeit in denselben Verhältnissen, in welchen auch ihre Väter standen. Aber was haben wir? — Einen Vernunftstaat, Vernunftglauben, Vernunftrecht, gemodelt nach der einem Jeden eigenen aparten Vernunft*). Wir haben jetzt weder eine Bibel noch ein Evangelium. Für uns gibt es keine positive und keine objective Wahrheit. Alles ist blos subjectiv. Was dem Einen als eine Wahrheit gilt, ist dem Andern blos Täuschung und Illusion. Dabei ist Tugend nur eine conventionelle Form, wofür aber jede, und auch die abgeschmackteste Incohärenz, besonders der gewöhnlich mit etwas Phantasie begabten, aber im Denken ungeübten und an Erfahrungen blutarmen Jugend stets überall im glänzenden Licht der höchsten Weisheit erscheint. Nationalerinnerungen haben wir ebenfalls keine. Alle Denkmäler der Vorzeit liegen zertrümmert zu unsern Füßen, denn in allen ihren Fäden und Fasern ist die Gegenwart von der Vergangenheit losgerissen. Vor unserm Auge steht diese jetzt gleich einem ungeheuern ausgebrannten Krater, dessen Tiefe unerforschbar ist, aus der aber täglich neue Phantome und Irrlichter heraufsteigen, um durch ihren trügerischen und verführerischen Schein

---

*) Nichts ist furchtbarer und für jeden gedenkbaren Socialzustand zerstörender, als der Despotismus des neuen Vernunftrechts. Diesem zu Folge dürfen nicht nur, sondern müssen sogar alle göttlichen und menschlichen Gesetze, Rechte und Herkommen aufgelößt, alle, selbst die heiligsten Verträge vernichtet und alle Grundfesten einer schon seit Jahrhunderten bestehenden Landesordnung zerstört und zertrümmert werden; so bald dieselben nicht vernunftgemäß sind, daher auch nicht mit dem Zwecke und den Foderungen des neuen Vernunftstaates in vollkommenem Einklang stehen.

in die Wirrnisse immer noch größere Verwirrung zu bringen. Wie dieß Alles enden werde: dieß ist eine Frage, auf die es keine Antwort gibt. Aber sie steht vor dem Blick des Allsehenden, der vielleicht wohl, ehe man sich versehe, wieder einen jener großen, in der Weltgeschichte mit flammenden Spuren bezeichneten Gerichtstage halten, und auf einmal in das gegenwärtige jeder menschlichen Weisheit und Kraft trotzende Chaos wieder Harmonie und Ordnung zurückführen könnte. Domine Deus virtutum quis similis tibi? potens es Domine et veritas sua in circuitu tuo (Ps. 88, 9.)

Wir fühlen sehr wohl, welchen vielleicht allzugroßen Vorgriff in der Geschichte wir uns hier erlaubten. Da aber von dem Standpunkt aus, auf welchen uns der Lauf der bisher von uns erzählten Weltereignisse geführt, unser Blick beinahe unwillkürlich auf alle noch darauf folgenden Zeiten und Perioden hinüberschweifte, so vermochten wir nachher auch nicht dem Drange zu widerstehen, den Eindruck, den die an unserer Seele vorübergehenden Jahrhunderte in uns zurückgelassen, ebenfalls unsern, größtentheils mit uns geistverwandten Lesern mitzutheilen.

II.

1. **Heinrich der Erste folgt seinem Vater Robert auf dem Thron von Frankreich***). — Die Leser werden sich erinnern, daß

*) Quellenschriften sind: *Rudolph. Glaber*, Historiae Francorum libri V. (ap. *Du-Chesne* hist. Franc. script. T. III.) — *Chronicon Virdunese sive Flaviniacense* (ed. *Labbei* nov. Biblioth. Manuscript.

König Robert, gleich nach dem Tode seines ältesten Sohnes, des Prinzen Hugo, seinen zweiten Sohn Heinrich auf einer Versammlung der Fürsten in Rheims zum Mitregenten ernannte, dieser auch die Huldigung aller seiner Hausvasallen empfing und hierauf von dem Bischof von Rheims zum Könige gesalbt und gekrönt ward. Sobald also Robert todt war, ward auch Heinrich von den sogenannten großen Kronvasallen, eigentlich völlig souverainen Fürsten, denen ohnehin unter Frankreichs damaligen Staatsverhältnissen eine Thronveränderung eine höchst gleichgültige Sache war, als König anerkannt, das heißt, sein Name allen öffentlichen Urkunden beige-

---

T. I.) — Der Verfasser dieser Chronik war Hugo, Urenkel Conrads II. Er war zuerst ein paar Jahre Abt in dem Kloster von Flavigny (Flaviniacum) in dem Bisthum Toul. Später erhielt er die Abtei Vannes bei Verdün; daher auch seine Chronik bald die Chronik von Flavigny, bald wieder von Verdün genannt wird. Sie geht bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts. — Fragmentum Hist. Franc. und Fragmentum de Henrico I. (Beide ap. *Du-Chesne* T. IV.) — *Guilelmi Gemeticensis* Historia Normannorum. (ed. *Du-Chesne*). Das fünfte, sechste und siebente Buch dieser Geschichte enthält die Regierungen der Herzoge Richard I., des II. und des III., Roberts II. und dessen Sohnes Wilhelms I., nachherigen Eroberers und Königes von England. Wegen der mit Wilhelm I. beginnenden, immer enger werdenden Verflechtung der Angelegenheiten der Normandie mit den Ereignissen in Frankreich, ist diese Geschichte des eben so sehr durch seine Tugenden als seinen ausgebildeten Geist ausgezeichneten Mönchs des Klosters Gemmeticum (Jümiege), in dem Bisthum Rouen, auch für Frankreichs Geschichte in dieser wie in der folgenden Periode eine unentbehrliche Quellenschrift. — Die übrigen Hülfsschriften sind dieselben, mit denen wir schon früher unsere Leser bekannt gemacht haben.

fügt *). Aber ähnliche Anerkennung fand Heinrich nicht in seinem eigenen Erblande, nämlich in dem Herzogthum Franzien. Schon zu Lebzeiten König Roberts hatte Constantia, wie man sich ebenfalls erinnern wird, alle Künste der Intrigue in Bewegung gesetzt, ihren ältesten Sohn Heinrich von der Thronfolge zu entfernen und diese dem jüngern Bruder desselben, dem Prinzen Robert, zuzusichern. Constantia's Entwürfe scheiterten zwar an der Festigkeit ihres Gemahls. Aber kaum hatte dieser jetzt die Augen geschlossen, als sie den vor vier Jahren abgebrochenen Faden ihres gottlosen Planes sogleich wieder anzuknüpfen sich beeilte. Unverzüglich berief sie sämmtliche Hausvasallen zu einer Versammlung, in der Absicht, sie zu bereden, nicht den, obgleich schon längst gesalbten und gekrönten Heinrich, sondern dessen jüngern Bruder für ihren König und Herrn anzuerkennen. Schon unter des gutmüthigen Roberts sanfter Regierung des Gehorsams ziemlich entwöhnt, hofften jetzt diese Herren, wenn sie den in der königlichen Familie herrschenden Zwist schlau benutzen würden, noch größere Rechte, noch größere Unabhängigkeit zu erlangen, und Constantia, mit königlichen Domainen eben so verschwenderisch wie mit ihren noch glänzendern Versprechungen für die Zukunft, gelang es bald, den größten Theil der Hausvasallen für ihre Absicht zu gewinnen. Schon früher hatte Constantia den unruhigen stets kriegslustigen Grafen Balduin in ihr Interesse zu ziehen gewußt **), und da sie jetzt dem mächtigen Grafen

*) Eine Ausnahme machte blos der dem Leser schon genau bekannte mächtige Graf Eudes von Champagne.

**) Balduin machte jedoch der Königin blos schöne Versprechungen, ließ es aber auch dabei bewenden, und nahm, wie wir gleich sehen werden, an den jetzt ausbrechenden Unruhen keinen Antheil.

Eudes von Champagne, der, wo es etwas für ihn zu gewinnen gab, sich sogleich herbei drängte, die Hälfte der Stadt Sens versprach, so sagte auch dieser ihr in allem, was sie unternehmen würde, seinen Beistand und seine Hülfe zu. — Heinrich befand sich in Chartres, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters, aber damit zugleich auch die unerwartete Kunde von der Bosheit seiner Mutter und der Treulosigkeit der Vasallen erhielt. Die Empörung nahete sich immer mehr den Thoren von Paris, und Constantia war schon im Besitze aller in der Nähe liegenden Städte und Burgen, und Senlis, Sens, Melün, Coucy, Poissy, Bethisy, Dammartin, Puiset hatten sämmtlich ihre Thore der Königin geöffnet. Paris hatte sich zwar noch nicht erklärt, aber auch Heinrich von einer ganz unerschütterlichen Treue dieser Stadt noch keine völlig überzeugende Beweise. Mit Recht demnach für die Sicherheit seiner Person besorgt, entfloh Heinrich in Begleitung zwölf junger Edelleute, die an seinem Hofe erzogen wurden, nach der Normandie.

2. Ueber die tapfern und kriegerischen Bewohner der Normandie herrschte damals Robert der Großmüthige. In der ganzen Ausdehnung des Worts würde Robert diesen herrlichen, einen Fürsten so sehr ehrenden Beinamen verdienen, wäre er nur auf eine weniger verabscheuungswürdige Weise zur Herrschaft gelangt*). Aber einmal im Besitze dessen, wonach sein Ehrgeiz gestrebt und weßwegen er selbst zu schrecklichem Frevel sich hatte hinreißen lassen, war Robert wirklich das Muster eines tapfern, edeln und wahrhaft großmüthigen Fürsten. Stets

*) Man sehe in dem zwanzigsten Bande dieser Fortsetzung Abschnitt III. §. 32.

bereit für die Sache der Gerechtigkeit das Schwert zu ziehen, ward unter ihm die Normandie für jeden Unterdrückten eine sichere Zufluchtsstätte, und wer eine gerechte Sache hatte und der Hülfe bedurfte, fand diese auch stets an dem Hofe Roberts des Großmüthigen. Gleich seinem Vater und Großvater, war auch Robert ein treuer Freund des capetingischen Hauses. Mit der größten Ehrerbietung empfing demnach der Herzog den flüchtigen Heinrich in Fescamp als seinen, obgleich nur dem Titel und nicht der Wirklichkeit nach, gnädigen Oberherrn, und ohne zu warten, bis dieser ihn darum ersuchte, versprach er ihm sogleich seinen kräftigen Beistand. Vom Wort ging Robert schnell zur That über, zog eiligst ein mit allem in Ueberfluß versehenes Heer zusammen, und stellte es unter der Anführung des mit ihm verwandten Grafen von Corbeil zur unbeschränkten Verfügung des Königes. Zugleich befahl er allen Befehlshabern der Grenzstädte, in das Gebiet der aufrührischen Städte einzufallen und alles so lange zu verheeren, bis sie sich ihrem rechtmäßigen König würden unterworfen haben. In dem Lager bei Corbeille ward das normännische Heer noch durch einige dem König treu gebliebene Vasallen verstärkt. Heinrich belagerte zuerst Poisy und bemächtigte sich nach einer kurzen Belagerung dieser damals sehr festen Stadt. An der Spitze des Heeres der Rebellen rückte jetzt Eudes dem König entgegen, ward aber in drei Schlachten nach einander von Heinrich geschlagen. Als Eudes sah, welche unerwartete Wendung die Sache nähme, eilte er von der ihm versprochenen Hälfte von Sens Besitz zu nehmen, ließ hierauf die Königin im Stich und ging in seine Erbländer zurück. Umsonst drang Graf Fulko von Anjou, Onkel der Königin, mit Bitten in dieselbe, sich mit ihrem Sohne zu versöhnen. Constantia ver-

harrte in ihrer feindlichen Stellung. Erst als Heinrich noch einige Städte und feste Schlösser eroberte und sie sich von einem großen Theil ihrer bisherigen Anhänger verlassen sah, bot auch sie die Hand zu einem Vergleich. Auf ihr Begehren ward ihr Liebling, Prinz Robert, mit dem Herzogthum Burgund belehnt, worauf Constantia sich unterwarf und die paar Städte und feste Schlösser, die sie noch im Besitz hatte, dem Könige übergab. Heinrich ward nun ebenfalls in seinem Herzogthum Franzien als König anerkannt und ihm von den Vasallen auf das neue gehuldiget. Wahrscheinlich würde Constantia bald wieder neue Unruhen erregt haben, hätte nicht schon im gleich darauf folgenden Jahre der Tod den guten Heinrich von seiner unnatürlichen Mutter befreit. Sie starb zu Melün am 20. Julius des Jahres 1032 und ward zu St. Denys neben ihrem Gemahl, dem König Robert II., begraben.

3. Heinrichs Lebens- und Regierungsgeschichte ist nicht sehr fruchtbar an merkwürdigen Ereignissen. Mit Kaiser Conrand II. erneuerte er die alten lange schon bestehenden Verträge, und dafür sollte des Kaisers schöne Tochter Mathilde die Gemahlin Heinrichs werden. Aber die junge Braut starb plötzlich zu Worms, bevor sie noch Frankreich und den ihr bestimmten Gemahl gesehen hatte. (1034) Heinrich vermählte sich hierauf mit einer Nichte Conrads, die ebenfalls Mathilde hieß. Diese Verbindung und jene erneuerten Verträge waren zum Theil mit eine Ursache, daß Heinrich an dem Krieg des Grafen von Champagne mit Conrad II. keinen Antheil nahm. Die Schicksale des Eudes, dessen Ansprüche auf Burgund, der dadurch zwischen ihm und Conrad entstandene Krieg und des eben so unruhigen als mächtigen Grafen trauriges Ende in Lotharingen,

sind dem Leser schon bekannt. — Nach dem Tode des Eudes theilten sich dessen beide Söhne in die Länder ihres Vaters. Der älteste, Theobald, erhielt die Grafschaften Chartres, Blois und Tours, der jüngere, Namens Stephan, die Grafschaften Meaux und Troyes. Obgleich der von den großen Kronvasallen dem Könige zu leistende Huldigungseid eine blose, leere Formel war, so versagten die beiden jungen Grafeu denselben jetzt dennoch dem Könige Heinrich, und zwar unter dem nichtigen Vorwand, weil er ihrem Vater in dem Kriege gegen Conrad keine Hülfe geleistet hätte. Unstreitig hatten der Oberherr und dessen Vasall die gemeinschaftliche Pflicht, sich gegenseitig zu unterstützen. Aber Conrad hatte den Krieg nicht angefangen, um den Grafen von Champagne eines jener Länder zu berauben, die er von der Krone Frankreich zu Lehen trug, sondern der Krieg war blos deßwegen entstanden, weil Eudes ein fremdes Königreich, welches zu Folge des von dem letzten burgundischen Könige Rudolph geschlossenen Vertrages, diesem gehörte, hatte an sich reissen wollen. Theobalds und Stephans Uebermuth ging so weit, daß sie den kühnen Gedanken faßten, Heinrich vom Throne zu stoßen und seinen Bruder Eudes auf denselben zu erheben. Eudes war unverständig genug, sich den beiden Grafen zum Werkzeug hinzugeben. In seinen Gedanken schon eines glücklichen Erfolges gewiß, ließ er den König auffordern, die Länder ihres verstorbenen Vaters, nämlich das Herzogthum Franzien, mit ihm zu theilen. Als seine Foderung mit Verachtung zurückgewiesen ward, fing er sogleich die Feindseligkeiten an. In der Hoffnung, daß Graf Stephan mit seinem Heere nächstens zu ihm stoßen werde, plünderte er einstweilen einige königliche Städte und Domainen. Aber Heinrich, der im

Anfange seiner Regierung eine kriegerische Thätigkeit entfaltete, wovon er nachher nur wenige Proben mehr gab, kam seinem Bruder viel zu schnell auf den Leib. Eudes zog sich in eine feste Burg zurück, ward von seinem Bruder darin belagert, nach wenigen Tagen zur Uebergabe gezwungen, und unter guter Bedeckung nach Orleans gebracht, wo er in dem großen Thurm dieser Stadt, dem gewöhnlichen Gefängniß vornehmer Staatsgefangener, mehrere Jahre eingesperrt blieb. Graf Stephan, der indessen mit seinem Herre angekommen war, ward ebenfalls von Heinrich geschlagen. Stephan entkam zwar den Händen des Siegers, aber die beiden Grafen Rudolf von Valois, die Seele dieser ganzen Empörung, und Galeran von Meulant würden gefangen. Der Letztere verlor seine Grafschaft, die jetzt für immer mit der Krone vereint ward. — Noch unglücklicher endete die Expedition des Grafen Theobald. Heinrich hatte den tapfern Gottfried von Anjou gegen seine Feinde zu Hülfe gerufen und ihm versprochen, ihn mit der Stadt Tours, wenn er sie erobert haben würde, sammt deren ganzem Gebiete zu belehnen. Die Stadt ward demnach sogleich wieder auf das neue von Gottfried belagert. Theobald eilte mit einem Entsatzheere herbei. Gottfried, dessen kriegerischer Ruf in ganz Frankreich verbreitet war, der, eben so unüberwindlich in offenen Feldschlachten wie in einzelen Zweikämpfen, bisher alle seine Feinde besiegt hatte, war nicht gewohnt, die mehr oder weniger große Anzahl der Feinde sehr zu berücksichtigen. Sein nichts weniger als sehr zahlreiches Heer theilte er demnach jetzt in zwei Theile, ließ die eine Hälfte vor der Stadt Tours, um die Belagerung fortzusetzen, und zog mit der andern Hälfte dem anrückenden Feinde entgegen. Vor der Fronte seiner Schaaren wehte die Fahne des heili-

gen Martins. Der Anblick dieses Paniers begeisterte das kleine Heer. Sobald es den Feind zu Gesicht bekam, ließ Gottfried zum Angriff blasen, und gleich bei dem ersten Angriff ward Theobalds Schlachtlinie durchbrochen, dessen Heer geschlagen und zerstreut und er selbst ein Gefangener des Grafen von Anjou. Tours öffnete nun dem Sieger seine Thore. Aber Theobald blieb noch immer ein Gefangener und erhielt nicht eher seine Freiheit wieder, als bis er in einer förmlichen Urkunde auf Tours und dessen Gebiet für immer verzichtet und König Heinrich als seinen Oberherrn anerkannt hatte.

4. Mathilde, Conrads II. Nichte, hatte in einer acht- bis neunjährigen Ehe ihrem königlichen Gemahl nur eine Tochter geboren, die bald nach ihrer Geburt starb, und der wenige Monate darauf auch die Mutter in das Grab folgte (1044). Um die Thronfolge in seinem Hause zu sichern, mußte Heinrich zu einer zweiten Ehe schreiten. Bei der Wahl einer neuen Gemahlin zeigten sich eine Menge Schwierigkeiten. Die größte und vorzüglichste davon war die Strenge der kirchlichen Gesetze über Ehen in verbotenen Graden, die damals bis in den siebenten Grad einschließlich sich erstreckten. Das traurige, mehrere Jahre dauernde Schicksal seines Vaters hatte sich zu tief in seine Seele eingeprägt, als daß er ähnlichen Stürmen sich hätte aussetzen mögen. Unter fürstlichen Personen war eine Verwandtschaft im sechsten oder gar siebenten Grade nur zu leicht möglich, an die am Tage der Vermählung niemand auch nur von weitem dachte, die aber, wenn nachher und bisweilen erst nach mehreren Jahren entdeckt, stets eine Quelle der größten Unannehmlichkeiten, der tiefsten Kränkungen ward,

und am Ende doch immer eine oft mit den schmerzhaftesten Empfindungen verbundene Trennung durchaus nothwendig machte. Um also nicht gleich seinem Vater zu einer ähnlichen Scene Anlaß zu geben, entschloß sich Heinrich, seine neue Gemahlin beinahe am Ende der damals bekannten Welt zu suchen. Als Gesandter des französischen Monarchen reiste demnach der Bischof Günther von Meaux mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge nach Kiew, der Residenz des russischen Großfürsten, um dessen älteste Tochter für seinen Herrn zur Gemahlin zu begehren. Natürlicher Weise fand sich der Großfürst Jaroslav durch diesen Antrag ungemein geschmeichelt. Nach einer langen und sehr beschwerlichen Reise kam demnach Anna, die russische Fürstentochter, mit einer Menge kostbarer Geschenke für ihren künftigen Gemahl in dem Jahre 1047 in Paris an und ward auf einem öffentlichen Tage, den Heinrich zu dieser Feierlichkeit ausgeschrieben hatte, in Gegenwart mehrerer Fürsten und sehr vieler Bischöfe mit dem König getraut *). Heinrich hatte in

*) Anna war eine Enkelin Wladimirs des Großen und der byzantinischen Prinzessin Anna, Tochter Kaisers Romanus II., Enkels des Kaisers Basilius I.; da aber dieser — wenigstens wie der gelehrte Patriarch Photius es behauptet und auch zu beweisen gesucht hat — ein Sprößling des von den Arabern aus Armenien vertriebenen Arsacidengeschlechtes war, so ward jetzt durch diese Heirath das Blut der französischen Könige mit jenem des uralten, einst über ganz Persien und Armenien herrschenden königlichen Geschlechts der Arsaciden vermischt. — Man dürfte sich vielleicht wundern, daß kein französischer Hofgenealog — besonders ungefähr zu den Zeiten Ludwigs XIV. — einen Versuch gemacht hat, die Stammtafel der Bourbonen bis zu dem König Philipp von Macedonien, dem Vater Alexanders des Großen,

der Folge öfters Gelegenheit, sich zu seiner, obgleich etwas sonderbaren Wahl Glück zu wünschen; denn Anna wär eine schöne, sehr verständige, daher bescheidene, wahrhaft fromme, höchst liebenswürdige Fürstin. In ihrer glücklichen, obgleich nicht sehr langjährigen Ehe mit Heinrich machte sie denselben zum Vater von drei Söhnen und einer Tochter. Der Aelteste, Philipp, folgte nachher seinem Vater anf dem Throne. Der Andere, Robert, starb schon in der Wiege, und der Dritte, Hugo, ward in der Folge durch seine Vermählung mit Adelheide, Heriberts Tochter, der Stammvater der zweiten Linie der Grafen von Vermandois. Von der Prinzessin Emma und deren Schicksale schweigt die Geschichte.

5. Heinrich erreichte kein sehr hohes Alter und frühzeitig stellten sich schon die gewöhnlichen Infirmitäten des Greisenalters bei ihm ein. Mehr durch Krankheiten als der Jahre Last gebeugt, folgte er demnach dem Beispiel seines Vaters und Großvaters, und ließ noch bei Lebzeiten seinen ältesten, obgleich erst sechsjährigen*) Sohn in Rheims zum Könige

---

hinauf zu führen. Sehr schwer würde für sie diese Arbeit nicht gewesen sein; da es ihnen schon gelungen war, den tapfern sächsischen Fürsten Wittekind, Carls des Großen langjährigen Gegner, zu einem der Ahnherren Hugo Capets zu machen, sie zudem auch noch in des Kaisers Constantinus Porphyrogenetes seiner Lebensbeschreibung Basilius des Macedoniers mancherlei Belege und Vorarbeiten (?) hätten finden können.

*) Philipp ward in dem Jahre ein Tausend und drei und fünfzig geboren, dies unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Aber desto ungewisser ist das Vermählungsjahr Heinrichs mit der russischen Prinzessin. Höchst verschieden darüber sind die Angaben der Chroniker. Am meisten scheint die Chronik von An-

salben und krönen. Wie es scheint ward dieser Krönungsakt mit weit mehrern und feierlichern Ceremonien umgeben, als bei der Krönung der beiden ersten Capetinger geschehen war. Wenigstens machen die meisten Chroniker eine ungemein umständliche, ganz in das Detail eingehende Beschreibung davon *). Folgendes ist das Wesentlichste aus ihren Berichten. — Die feierliche Handlung hatte am Pfingstfeste des Jahres Tausend und neun und fünfzig statt. Gegenwärtig waren zwei päbstliche Legaten, drei Erzbischöfe, dreizehn Bischöfe, worunter auch der heilige Libertus von Cambrai, ferner neun und zwanzig Aebte aus den reichsten Klöstern Frankreichs und noch eine Menge anderer Geistlichen aus Frankreich, Burgund und Aquitanien. Von den großen Kronvasallen fanden sich nur zwei dabei ein, nämlich die Herzoge von Aquitanien und von Burgund. Balduin von Flandern und Gottfried von Anjou ließen sich durch Abgeordnete vertreten. Der Herzog von der Normandie und die Grafen von Champagne und Toulouse erschienen weder in Person noch durch Abgeordnete. Von einer Anzahl weltlicher Pairs und deren Vorrange vor allen übrigen Großen findet man nicht die mindeste An-

---

gers (Chron. Andegavense) sich der Wahrheit zu nähern. Sie setzt dieselbe in das Jahr 1051. Was auch durch das Geburtsjahr Heinrichs ältesten Sohnes Philipp um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

*) Ganz besonders umständlich und in das Weite und Breite sich ausdehnend ist das Fragment: Ordo qualiter Philippus I. in Regem consecratus est, bei *Du-Chesne* T. IV. — Wie gesagt oder vielmehr blos vermuthet wird, soll der Erzbischof Gervasius von Rheims, der, wie wir gleich sehen werden, die vorzüglichste Rolle dabei spielte, der Verfasser dieses Berichtes sein.

zeige, und die anwesenden mindermächtigen Vasallen, als die Grafen von Vermandois, von Valois, Ponthieu, Soissons, Angouleme rc. rc. saßen auf gleicher Linie mit den beiden erwähnten Herzogen von Aquitanien und Burgund, und gaben auch mit ihnen auf dieselbe Weise ihre Stimmen. Noch weniger war die Rede von einer Wahl, von der man kaum einige äußere Formen bemerkt. Philipps Salbung war eigentlich blos ein rein kirchlicher Akt, bei dem vorzüglich und beinahe ganz allein der Erzbischof Gervasius von Rheims alle Blicke auf sich zog. Nachdem das heilige Opfer begonnen hatte, wendete sich noch vor Ablesung des Evangeliums der Erzbischof an den jungen König, erklärte ihm die Hauptlehren des katholischen Glaubens, und fragte ihn, ob er sich zu demselben bekenne und ihn auch zu schützen und zu vertheidigen bereit sei. Philipp antwortete mit Ja, worauf Gervasius dem Prinzen den von ihm zu leistenden Eid vorlegte; derselbe war folgenden Inhalts: „Ich Philipp, der „ich jetzt durch Gottes Barmherzigkeit zum König „gekrönt und gesalbt werden soll, verspreche vor „Gott und seinen Heiligen, einen Jeden von Euch „bei seinen und seiner Kirche Privilegien, Rechten „und Gerechtsamen zu erhalten und zu beschützen, „so wie dieß ein jeder König in seinem Reiche zu „thun verpflichtet ist. Auch verspreche ich, das „Volk, das mir jetzt wird übergeben werden, „nach den bestehenden Gesetzen mit Gerechtigkeit „und Milde zu regieren." — Nachdem der junge Philipp diesen Eid mit lauter Stimme gelesen und unterzeichnet hatte, übergab er ihn wieder den Händen des Erzbischofes. Dieser nahm nun den Stab des heiligen Remigius, entwickelte zuerst in einer langen Rede, die den Erzbischöfen von Rheims bei der Wahl und Krönung eines Königes zustehenden

Vorrechte. Als Chlodowig, sagte er, von dem heiligen Erzbischofe Remigius war getauft worden, übergab diesem Heiligen der Pabst Hormisdas diesen Stab und damit zugleich das Primat von ganz Gallien mit dem ausschließenden Vorrecht, die Könige Frankreichs zu salben und zu krönen, welche Rechte auch erst unlängst Pabst Viktor II. der Kirche von Rheims auf das neue bestätigt hat. Nachdem der Erzbischof seine Rede geendigt hatte, rief er mit erhöhter Stimme: „Mit der Erlaubniß und Einwilligung König Heinrichs wähle ich dessen Sohn „Philipp zum Könige in Frankreich." Die päbstlichen Legaten gaben zuerst, und wie es sich von selbst versteht, ihre einwilligenden Stimmen*); eben so auch sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und alle anwesenden große und kleine Vasallen; worauf der niedere Adel (milites) und alles Volk einstimmig ausrief: Wir loben und wollen es, und so geschehe es demnach**). Eine alle Privilegien und Rechte der erzbischöflichen Kirche auf das neue bestätigende Urkunde ward von dem neuen König und dem Erzbischofe unterzeichnet, und dann unter Gebeten der Kirche Philipp vom Erzbischofe Gervasius gesalbt und gekrönt (23. Mai 1059).

*) Die Zuziehung der päbstlichen Legaten geschah jedoch, wie es auch in dem Krönungsdocument heißt, blos honoris et amoris gratia. — Die Legaten waren nicht dieser Krönung, sondern ganz anderer Angelegenheiten wegen nach Frankreich gekommen. Um in ihnen das höchste Oberhaupt der Kirche zu ehren, wurden sie dieser Feierlichkeit beigezogen, und da, wie wir bereits bemerkt, von einer wirklichen Wahl nicht von weitem die Rede war; so konnte man doch die beiden Legaten, ohne daß es zur Präjudiz gereicht hätte, durch Abgebung ihrer Stimmen an der Ceremonie Theil nehmen lassen.

**) Laudamus, Volumus, Fiat!

— Gleich im folgenden Jahre starb Heinrich nach einer neun und zwanzigjährigen größtentheils ruhigen Regierung im fünf und fünfzigsten Jahre seines Lebens.

6. Den Ereignissen in den übrigen französischen Fürstenthümern war Heinrich größtentheils fremd geblieben. Nur an den während seiner Regierung in der Normandie ausgebrochenen Unruhen nahm er öftern und zwar nicht wenig thätigen Antheil. — Unter allen den kleinen französischen Staaten war unstreitig die Normandie das mächtigste und angesehenste Fürstenthum, verdient auch durch seine immer bedeutender werdenden Verhältnisse zu dem gesammten Frankreich eine vorzügliche Stelle in der Geschichte dieses Reiches. — Unter einer Reihe edler, großer und tapferer Herzoge war die ohnehin so brave Nation der französischen Normannen groß, kühn, unternehmend und durch ihren unter der schützenden Aegide ihrer kriegerischen Herzoge blühenden Seehandel auch reich geworden. Sogar in fremden, vorzüglich nordischen Ländern, Dänemark, Schweden, England ward ihr Name mit Ehrfurcht genannt, und selbst Cnut der Große, nachdem er schon zu dem ruhigen Besitz von England gelangt war, machte es dennoch seiner Staatsklugheit zur Aufgabe, den mächtigen Herzog der Normandie durch die engsten Familienbande so fest als möglich an sein Interesse zu fesseln *).

*) Cnut der Große hatte eine seiner Schwestern dem Herzog von der Normandie zur Gemahlin gegeben und eine ungemeine Zufriedenheit gezeigt, als der Herzog durch eine sehr glänzende Gesandtschaft um die Hand dieser Prinzessin werben ließ.

7. Während der ersten zwölf oder dreizehn Regierungsjahre Heinrichs herrschte Robert der Großmüthige über die Normandie. Gleich so vielen andern Großen Frankreichs fühlte endlich auch Robert sich getrieben, eine fromme Pilgerreise nach dem Grabe des Erlösers in Jerusalem zu machen. Da aber alles, was Robert unternahm, ein gewisses Gepräge der Größe und Pracht tragen mußte; so übertrafen auch die Geschenke, welche er an heiliger Stätte niederlegen wollte, alles an Reichthum und Kostbarkeit, und eben so glänzend und zahlreich sollte sein ihn begleitendes Gefolge sein, besonders da eine Menge seiner Vasallen und Edelleute, theils aus wahrer Andacht, theils auch aus Liebe zu Abentheuern sich herbeidrängte und gleichsam um die Ehre stritt, ihren Fürsten zu der heiligen Stadt zu begleiten. Durch jene dem Leser schon bekannte zwei Jahre in ganz Frankreich furchtbar wüthende Hungersnoth, die alle Bischöfe und alles Volk als ein nur zu sehr verdientes Strafgericht Gottes betrachteten, war der Eifer zu frommen Wallfahrten an heilige Oerter und besonders nach Palästina, diesem Lande der Wunder und der größten Offenbarungen Gottes, unter der französischen Nation ungemein geweckt worden. Anfänglich waren es nur Leute aus den niedern Volksklassen, welche dahin pilgerten. Aber bald folgte diesem Beispiel auch der größte Theil von Frankreichs hohem Adel: Herzoge, Grafen, Barone. Endlich ward selbst das zarte edle Frauenvolk von gleichem frommen Eifer entzündet und zeigte keine mindere Sehnsucht, den Boden, auf welchem einst Gott in Knechtesgestalt so mild und erbarmend wandelte, ebenfalls gleich den Männern in heiliger Ehrfurcht zu begrüßen. Die vornehmsten Damen aus herzoglichen und gräflichen Familien, bisweilen selbst regierende Fürstinnen

traten demnach jetzt, ungeschreckt vor jeder sie möglicher Weise erwartenden Gefahr, die fromme Reise nach Jerusalem an, gewöhnlich in ganz schlichtem Pilgergewand, nicht selten sogar weite Strecken Landes zu Fuß wandernd und unter die Haufen der Armen und der Leute aus den niedrigsten Volksklassen sich mischend. Nicht unbemerkt darf gelassen werden, daß beinahe alle diese frommen Frauen, deren Geschlecht ohnehin, wenn ein Strahl höhern Lichtes sein Herz trifft, gewöhnlich an lebendigem Glauben, glühender Liebe und feuriger Andacht sehr oft jenes der Männer weit hinter sich zurück läßt, stets vor ihrer Abreise kein heißeres Verlangen hatten, als daß Gott auch in dem Lande, das er einst zum Schauplatz seiner unendlich erbarmenden Liebe gemacht hatte, sie möchte sterben lassen *).

8. Obgleich Herzog Robert seinen Jahren wie menschlicher Ansicht nach von dem Ziele seiner irdischen Laufbahn noch sehr weit entfernt zu sein schien; so befiel ihn doch jetzt nicht selten eine gewisse bange Ahnung, daß er von dieser Reise nach dem fernen Orient vielleicht nicht wieder zurückkommen würde. Obgleich dieses dunkle Gefühl einen Fürsten, der in der Schlacht so oft dem Tode ge-

---

*) Per idem tempus ex universo orbe tam innumerabilis multitudo coepit confluere ad sepulchrum Salvatoris Hierosolymis, quantum nullus hominum prius sperare poterat. Primitus enim ordo inferioris plebis; deinde vero mediocres, posthoc permaximi quique Reges, Duces, Comites ac Praesules. Ad ultimum vero, quod nunquam contigerat, mulieres multae nobiles cum pauperibus illuc perrexere. Pluribus enim erat mentis desiderium mori, priusquam ad propria reverterentur. (*Glab.* L. IV. C. 6.)

trozt hatte, von seinem Vorhaben nicht abschrecken konnte; so beschloß doch Robert vorher sein Haus zu bestellen, das heißt, seinem obgleich unehlich gezeugten, höchstens zwölfjährigen Sohne Wilhelm die Nachfolge in dem Herzogthum zu sichern. — Schon die Geschichte der Geburt dieses Knaben, den obgleich jetzt noch in ziemlich ferner Zukunft ein so glänzendes Geschick erwartete und der einst sein Haupt sogar mit einer Königskrone schmücken sollte, ist nicht ganz unmerkwürdig. — Herzog Robert pflegte öfters sein ganzes Herzogthum zu durchreisen, um von dem Wohlstand seiner Unterthanen sich selbst zu überzeugen, deren Klagen anzuhören und überall abzuhelfen, wo nur immer Abhülfe nöthig war. Auf einer solchen Reise traf es sich, daß Robert sich länger als gewöhnlich in Falaise aufhielt. Der von dem Herzoge zum Kastellan oder Schloßhauptmann und Befehlshaber von Falaise ernannte Vasall gab sich nun alle Mühe, seinem gnädigen Oberherrn dessen Aufenthalt in dieser Stadt so angenehm als möglich zu machen. Jeder Tag war demnach ein Festtag, den stets ein glänzender Ball beschloß. Aber nichts verschönerte dem Herzog die Tage, die er sich in Falaise aufhielt, so sehr, als des Kastellans ungemein reizende, in voller Jugendschönheit blühende Tochter. Eines Abends, nachdem sich Robert mit dieser jungen Schönheit, die sein Herz immer mehr zu fesseln schien, beinahe ausschließlich unterhalten, auch nur allein mit ihr getanzt hatte, rief er, als er sich endlich von dem Ball zurückzog, den Vater bei Seite und befahl ihm — was zur Charakteristik jener Zeit gehört — in ganz dürren Worten, seine liebenswürdige Tochter ihm in dieser Nacht in sein Schlafgemach zu führen. Der Vasall, der wohl wußte, wie gefährlich es sei, dem Herzog zu widersprechen, erkühnte

sich keiner Widerrede. Aber ganz bestürzt und keine andere Wahl vor sich sehend, als entweder dem Willen seines Oberherrn zu gehorchen oder dessen gänzliche Ungnade sich zuzuziehen, eilte er, den so eben erhaltenen, ihn und sein Haus entehrenden Befehl auch seiner Gemahlin bekannt zu machen. Diese, obgleich nicht minder betroffen, verlor doch nicht so schnell den Kopf, wie der Kastellan; sie sann vielmehr jetzt auf Mittel, wie sie die Ehre ihrer Tochter retten und doch zugleich auch die Wünsche ihres Oberherrn befriedigen könnte. — In der Stadt Falaise wohnte ein Gerber, der Vater eines der Tochter des Kastellans an Größe und Wuchs vollkommen ähnlichen und dabei nicht minder schönen Mädchens war. Beide wurden sogleich gerufen und durch Geschenke und Versprechungen leicht bewogen, die Tochter, die Rolle, die man ihr anwies, diese Nacht bei dem Fürsten zu spielen, und der Vater, seine Einwilligung dazu zu geben. Die Gerberstochter hieß Harlotte. Man legte ihr ein niedliches Nachtgewand an, führte sie zu der gegebenen nächtlichen Stunde in das Schlafzimmer des Herzoges, und dem Mädchen, noch ungekünstelt und ganz Natur, gelang es nun, den Herzog so völlig für sich einzunehmen, daß, als der anbrechende Tag den Betrug entdeckte, sie nicht das Mindeste, selbst nicht die verführerischen Reize der Tochter des Kastellans mehr zu fürchten hatte. Robert war so sehr von ihr entzückt, daß er sich nicht mehr von ihr trennen wollte. Er nahm daher die Gerberstochter mit sich nach Rouen, erhob sie zu hohen Ehren, und da er ohnehin seine Gemahlin, die blos die Hand der Politik ihm gegeben hatte, nicht liebte, so lebte er von dieser Zeit an nur mit seiner Harlotte. Die Frucht dieser Verbindung war nun eben derselbe kaum zehn- oder zwölfjährige Knabe

Wilhelm, den jetzt Robert noch vor seiner Abreise öffentlich zu seinem Nachfolger in der Regierung erklären wollte. Auf einem öffentlichen Tage (coure plenière)*) sollte dieses geschehen. Alle

*) Welche Beschaffenheit es mit diesen coures plenières hatte, haben wir schon in einem der frühern Bände unsern Lesern berichtet. Eigentlich waren sie nichts, als was man heut zu Tage ungefähr große Hofgallatäge nennen könnte. Eine coure plenière dauerte gewöhnlich einige Tage. Staatsgeschäfte wurden darauf nicht verhandelt. Frankreichs ganzer Adel ward dazu eingeladen und von dem Könige auf das prächtigste bewirthet. Man wohnte unter Zelten und alle Zeit, welche den Freuden der Tafel nicht geweihet war, füllten blos Belustigungen, wie sie jene Zeit kannte: Jagd, Wettrennen, Würfelspiel, Gaukler, Pantomimen rc. rc. aus. Der Aufwand, den die Könige machen mußten, war ganz ungeheuer; denn unter das von allen Seiten herbeiströmende Volk mußte er ebenfalls öfters Geld auswerfen lassen. Aber auch den Adel kostete es verhältnißmäßig bedeutende Summen, da er nicht anders als mit der möglichst größten Pracht dabei erscheinen durfte; besonders da der König diese Tage über stets mit der Krone auf dem Haupt und in seinem ganzen, mit dem kostbarsten Schmuck gezierten königlichen Ornat erschien. Als die letzten Carolinger immer ärmer wurden, ließen sie diese coures plenières eingehen. Der die Pracht ungemein liebende Herzog Robert hatte sie an seinem Hofe wieder in das Leben zurückgerufen. Eben so hielten nun auch die capetingischen Könige wieder coures plenières; aber bei weitem nicht mit jener ausschweifenden Pracht und jenem ungeheuern Aufwand, wie unter den ersten Carolingern. Nicht selten wurden jetzt auch, zwar keine Reichsangelegenheiten verhandelt, aber doch z. B. Lehen ausgetheilt, Vermählungen gefeiert, oder auch andere die königliche Familie betreffende frohe Ereignisse der Nation bekannt gemacht. Einige Jahrhunderte spä-

größere und kleinere normännische Vasallen, selbst der mächtige Herzog von Bretagne, den erst vor einigen Jahren Robert mit den Waffen in der Hand gezwungen hatte, ihm zu huldigen, der jedoch indessen einer seiner treuesten Anhänger und Freunde geworden war, wurden demnach nach Rouen berufen. In seinem ganzen, dem königlichen nicht sehr unähnlichen Ornat und von seinen vornehmsten Räthen und Hofbeamten umgeben, machte Robert nun vom Throne herab der Versammlung den Zweck ihrer Zusammenberufung bekannt, erklärte seinen unehlichen Sohn Wilhelm zu seinem Nachfolger in der Regierung und foderte alle Anwesenden auf, demselben sogleich zu huldigen und ihm als ihrem künftigen Oberherrn den Eid der Treue zu leisten. Zwar befanden sich viele in der Versammlung, die, weil von Seitenlinien früherer Herzoge abstammend, auch ein ungleich gegründeteres Recht auf das Herzogthum hatten. Aber wer hätte es wagen wollen, dem Willen des mächtigen und strengen Gebieters sich zu widersetzen? Schweigend, jedoch manche mit verbissenem Grimm, leisteten sie daher dem Sohne Harlottens den von ihnen gefoderten Eid der Treue. — Um jedoch für jeden möglichen Fall die nöthige Vorkehr zu treffen, ernannte Robert, wenn allenfalls er selbst, bevor sein Sohn die Jahre der Mündigkeit erreicht haben würde, sterben sollte, den tapfern und klugen Herzog Alain von Bretagne zum Vormünder desselben.

9. Roberts bange Ahnungen gingen wirklich in Erfüllung. Zwar kam er glücklich in Jerusalem an, schmückte die Kirche zum heiligen Grabe mit

---

ter findet man in der französischen Geschichte keine Spuren mehr davon.

den kostbarsten Gaben, besuchte auch alle übrigen heiligen Oerter in Palästina, starb aber auf der Rückreise zu Nicäa in Bithynien (1042). — Kaum hatte die Nachricht von Roberts Tod die Normandie erreicht, als sogleich ein Prätendent auftrat und mit den Waffen in der Hand seine Ansprüche auf das Herzogthum geltend zu machen suchte. Es war Roger, Graf von Toni, der seinen Ursprung von dem Normann Rollo, dem ersten Herzog der Normandie herleitete. Mehrere Barone, deren Stolz es unerträglich fand, sich dem Sohne einer Bürgerstochter zu unterwerfen, traten unverzüglich auf Rogers Seite, während beinahe alle übrigen Vasallen, Wilhelms Minderjährigkeit und den nun ausgebrochenen Familienkrieg benutzend, theils ihre eigenen Privatstreitigkeiten mit dem Schwerte zu entscheiden, theils auch lange schon genährte, nur durch Furcht vor ihrem Oberherrn zurückgehaltene Rache zu üben suchten. Die bisher in dem Lande unter Robert herrschende Ruhe und Gesetzlichkeit mußten nun der schrecklichsten Unordnung und blutiger Anarchie weichen. In wenigen Monaten war die ganze Normandie nur ein weiter Schauplatz der Verheerung, des Raubes und des Mordes. Alle Sicherheit der Person wie des Eigenthums war verschwunden, und es gab in der ganzen Normandie kein edles Geschlecht mehr, das nicht in demselben Jahre den Verlust eines oder mehrerer seiner Glieder zu betrauern gehabt hätte. — Sobald König Heinrich von dem in der Normandie ausgebrochenen Aufstand Kunde erhielt, schickte er sogleich, der treuen Anhänglichkeit seines Freundes, des verstorbenen Herzogs Robert sich erinnernd, eine nicht unbedeutende Anzahl Truppen dem jungen Wilhelm zu Hülfe. Aber am wirksamsten war der Beistand des tapfern und thätigen Herzogs von Bretagne.

Er eilte herbei, schlug die Aufrührer in mehreren Gefechten, eroberte und zerstörte ihre Burgen, und machte nicht nur Rogers Empörung ein Ende*), sondern es gelang ihm auch, nach und nach den indessen hervorgebrochenen wilden Fehdegeist zu zügeln und Ordnung und Sicherheit im Lande wieder herzustellen. Leider fiel jetzt Alain — ob mit Recht oder Unrecht: wer weiß dies? — in den Verdacht, sich selbst in Geheim des Herzogthums bemächtigen zu wollen, und so starb er in Folge dieses Verdachts plötzlich in Rouen und zwar, wie allgemein behauptet wird, an einem von irgend einer mißtrauischen normannischen Hand ihm gereichten Gift (1045).

10. Alains hinterlassener Sohn konnte die von seinem Vater so kräftig geführte Vormundschaft nicht fortführen; denn Conan, so hieß derselbe, war noch ein kaum vierjähriges Kind. Der junge Wilhelm war also jetzt sich selbst überlassen. Zum Glücke hatte er mehrere treue und erfahrene Diener seines Vaters zur Seite, auch fing er selbst jetzt schon an, Schwert und Lanze mit eben so vieler Tapferkeit als Gewandtheit zu führen. An Unternehmungsgeist und kriegerischem Muthe war er seinem Vater gleich, übertraf ihn aber — was jedoch nicht sehr zu seinem Lobe gereicht — an Schlauheit, die nicht selten, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, in Arglist

*) Roger war in einem Gefechte von dem normännischen Baron von Beaumont, der ebenfalls Roger hieß, erschlagen worden. — Um diese Zeit fing der Adel in Frankreich an, sich nach seinen Familienschlössern zu nennen, und wer keine hatte und nur im Besitze einiger Aecker, Wiesen oder Waldungen war, konnte auch aus diesen einen Namen schaffen, den er jenem seiner Geburt beifügte.

überging, eben so sehr auch an Strenge, und zwar an einer bisweilen in unmenschliche Grausamkeit ausartenden Strenge. — Indessen war die Ruhe nicht von langer Dauer. Zuerst wäre jetzt beinahe selbst zwischen dem König und dem jungen Herzog der Normandie eine blutige Fehde entstanden. Die Veranlassung dazu gab die feste Burg Tillieres. Wilhelms Großvater, Richard der Zweite, hatte sie jenseits des Flusses Aure angelegt, und Streifereien in das französische Gebiet wurden dadurch ungemein erleichtert und begünstiget. Unter dem Vorwand einiger von der Burgbesatzung auf französischem Boden begangener Excesse foderte Heinrich von dem Herzoge die Schleifung der Burg. Der Herzog willigte ein. Aber nun wollte der Befehlshaber der Besatzung sie durchaus nicht räumen. Heinrich sah sich gezwungen, sie zu belagern. Jetzt gab Wilhelm dem Commandanten ganz ernstlich den Befehl, die Burg zu übergeben und zu schleifen. Kaum war dieß geschehen, als Heinrich sie aus ihren Trümmern auf das neue wieder hervorgehen ließ, und eine starke Besatzung in dieselbe legte, wodurch nun das normännische Gebiet eben so sehr den französischen Streifereien ausgesetzt war, als vorher die französischen Grenzen jenen der Normänner offen gestanden hatten.

11. Bisher hatte Wilhelm seine Existenz blos der gegenseitigen Eifersucht seiner Vasallen zu danken gehabt. Diese, in ununterbrochene Fehden unter einander verwickelt, betrugen sich gleich völlig souveränen Herren. Wilhelm mußte ihnen Vieles nachsehen und gerne vergaßen nun auch die stolzen Barone Wilhelms von Seiten seiner Mutter bürgerliche Abkunft, und glaubten wohl einen Herzog dulden zu können, der blos dem Scheine und dem

Namen nach, nicht aber in der Wirklichkeit ihr Oberherr wäre. Aber Wilhelm hatte unlängst sein achtzehntes Jahr erreicht und wollte nun auch im ausgedehntesten Sinne des Wortes Herr in seinem Herzogthum sein. Ohne zu warten, bis Klagen vor ihn gebracht würden, mischte er sich jetzt in die Streitigkeiten seiner Vasallen, entschied nach Recht oder Willkühr und griff sogleich zum Schwert, sobald der eine oder andere Theil, oder auch beide Theile sich seinen Entscheidungen nicht fügen wollten. Stets im Harnisch, tapfer, kühn und unternehmend, ward er bald ein Schrecken des unruhigen Adels. Einige hatte er schon mit zeitlicher Landesverweisung, andere mit persönlicher Haft bestraft. Nun erwachte auf einmal das ganze normännische Vasallenthum aus seinem bisherigen süßen Traume. Statt einen, wie man geglaubt hatte, nie mündigen, schwachen Prinzen zum Herzog zu haben, erblickten jetzt die mächtigsten Barone in Wilhelm einen jeder kühnen Unternehmung fähigen Fürsten, der frühzeitig schon alle Anlagen zu einem künftigen, gefürchteten Despoten nur allzu sichtbar kund gäbe. Der ganze größere und niedere Adel ward schwierig. In jeder Brust herrschten Furcht und Mißvergnügen, und bald entspann sich eine weit verzweigte, über die ganze Normandie sich verbreitende Verschwörung gegen Wilhelm. Den der Geburt desselben anklebenden Flecken suchte man auf das neue hervor. Laut ward jetzt überall behauptet, daß zu Folge den Gesetzen der Lehnsverfassung Wilhelms uneheliche und bürgerliche Geburt ihn der Regierung unfähig mache, und in der Hoffnung, daß der zwischen Wilhelm und König Heinrich entstandene Zwist ernstere Folgen haben würde, wollte auch Guido, Graf von Franche-Comté, diesen günstigen Augenblick sogleich benutzen und nahm, weil der Sohn einer Tochter

Herzog Richards II. von der Normandie, das ganze Herzogthum als eine nicht einem Bastarden, sondern nur ihm rechtmäßig gebührende Erbschaft in Anspruch. — Guido *) war mit Wilhelm an dem Hofe Roberts des Großmüthigen erzogen worden. Der Herzog hatte ihn mit Wohlthaten überhäuft, zum Grafen von Vernon und Brione gemacht, auch überdieß noch mehrere andere Lehen ihm gegeben. Aber alle Rückerinnerung ehemals erhaltener Wohlthaten verschwand jetzt vor der weit mehr glänzenden und blendenden Aussicht auf einen herzoglichen Thron. — Der größte Theil der Vasallen schlug sich auf Guido's Seite, und in kurzer Zeit sah sich derselbe an der Spitze eines unter den kleinen französischen Fürsten bis dahin ganz ungewöhnlichen, wenigstens aus dreißig tausend Mann bestehenden Heeres. Aber auch Wilhelm rüstete sich eiligst zum Krieg und hatte ebenfalls sehr bald ein nicht minder zahlreiches Herr unter seinen Fahnen; denn in einem Lande, dessen ganze Bevölkerung kriegerisch war und den Krieg liebte, konnte es auch nie an Soldaten fehlen. — Inzwischen täuschte sich Wilhelm doch nicht über die ihm drohende Gefahr. Er begab sich nach Poissy, hatte dort mit dem König eine Unterredung, erinnerte ihn an die von seinem Vater, dem Herzog Robert, ihm geleisteten Dienste und foderte ihn nun auf, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In Heinrichs Busen schlug

*) Guido's Vater hieß Rainald, war ein sehr vornehmer Herr und nannte sich Graf von Burgund, so wie sein Sohn sich Graf von der Franche-Comté nannte, welche bekanntlich einen bedeutenden Theil der sehr wichtigen Grafschaft Burgund ausmachte. Aber dieß war nur ein in ihrer Familie forterbender leerer Titel. An der Grafschaft hatten sie keinen Antheil. Wahrscheinlich lagen aber ihre Familiengüter in derselben.

ein edles Herz. Er fühlte, was die Pflicht der Dankbarkeit ihm jetzt gebot, und ohne lange zu überlegen, versprach er sogleich dem Herzog mit einem warmen Händedruck seinen Beistand. In aller Eile zog der König so viele Truppen, als er nur immer konnte, zusammen, setzte sich selbst an ihre Spitze und stieß damit zwischen Caen und Argentan zu Wilhelms Heere. Bald kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Es schien, als wenn König Heinrich an diesem Tage um den Preis der Tapferkeit hätte kämpfen wollen. Nicht im mindesten um seine Person besorgt, setzte er sich gleich dem gemeinsten Ritter den größten Gefahren aus. Als er immer tiefer in die Feinde eindrang, sprengte plötzlich ein durch ungeheure physische Stärke und erprobte Tapferkeit berühmter Ritter, Namens Haymon, auf ihn los und versetzte ihm mit seiner Lanze einen so heftigen Stoß, daß Heinrich vom Pferde geworfen ward. Verloren würde der König jetzt gewesen seyn, hätten nicht schnell einige in der Nähe fechtende französische Ritter sich dem furchtbaren Krieger entgegen geworfen, und als Heinrich sich wieder auf sein Pferd geschwungen hatte, war der brave Haymon schon unter den verdoppelten Streichen der in ihn eindringenden Franzosen zu Boden gestürzt. Die Schlacht war blutig und hartnäckig; denn Normänner fochten hier gegen Normänner. Von beiden Seiten schlug man sich mit gleicher Tapferkeit und gleicher Erbitterung; und obgleich der Kampf schon früh am Morgen begonnen hatte, neigte sich der Sieg doch erst um drei Uhr des Nachmittags auf Heinrichs und Wilhelms Seite. Guido ward völlig geschlagen. Mit einer schwachen Begleitung warf er sich in die Feste Brione, ward jedoch belagert, zur Uebergabe gezwungen, aller seiner Güter und Lehen in der Normandie

beraubt und für immer aus dem Herzogthum verbannt.

12. Kaum hatte Wilhelm seine innern Feinde bezwungen und die unruhigen Herren so ziemlich wieder an Gehorsam gewöhnt, als er sich auf einmal wieder ganz unvermuthet auch von einem äußern Feinde angegriffen sah. Es war der dem Leser schon bekannte Gottfried von Anjou, ebenfalls einer der tapfersten und kriegerischsten Fürsten Frankreichs, der jetzt plötzlich in die Normandie einfiel und sich der ungemein festen Burg Domfort durch Ueberfall bemächtigte. Wilhelms ungemeine Thätigkeit ließ selten einem Feinde Zeit, von irgend einem Gewinn noch größere Vortheile zu ziehen. Ehe man es sich also versah, stand schon wieder der Herzog mit einer hinreichenden Schaar seiner braven Normannen vor Domfort. Aber die Burg lag auf einem hohen steilen Felsen, hatte eine zahlreiche Besatzung, einen nicht minder wachsamen Befehlshaber und die damals üblichen Kriegsmaschinen konnten ohnehin die Mauern der Höhe des Felsen wegen nicht erreichen. Nothwendiger Weise hätte sich die Belagerung sehr in die Länge ziehen müssen. Aber nun erfuhr Wilhelm gleich in den ersten Tagen durch seine ausgeschickten Späher, daß die nicht sehr ferne liegende, dem Grafen von Anjou gehörige Burg Alençon keine sehr starke Besatzung habe, die noch überdieß den Dienst sehr nachläßig verrichte, und in voller Sicherheit sich wähnend, des Herzogs spotte, ihn gewöhnlich nur den Gerber von Falaise nenne. Jetzt entflammte Wilhelm in heftigem Zorn, zog in der Stille einer Nacht mit einem Theile seiner Mannschaft vor Alençon, überrumpelte und erstieg die Burg, und ließ, um sich wegen der von der Besatzung ihm angethanen Schmach zu

rächen, sechs und dreißig von den in dem Schloß gefangenen Anjouer Soldaten beide Arme und Beine abhauen und dann die Unglücklichen, ohne Hülfe auf der Erde liegend, unter den grausamsten Schmerzen sterben. — Zurückgekehrt in sein Lager vor Domfort, ließ er, was in Alençon geschehen, der Besatzung von Domfort kund thun, und diese ward dadurch so sehr geschreckt, daß sie, um nicht einem ähnlichen grausamen Schicksal entgegen zu gehen, auf der Stelle zu capituliren begehrte und die Burg deren rechtmäßigem Herrn wieder zurückgab.

13. Obgleich alle bisherigen Prätendenten, welche dem Wilhelm seinen Herzogshut hatten streitig machen wollen, einen schlechten Erfolg gehabt hatten; so fand sich und zwar erst ungefähr zehn Jahre nachher doch wieder ein Kroncompetent ein, der einen neuen ähnlichen Versuch mit größerm Glück machen zu können glaubte. Wilhelm, Graf von Arques, ein natürlicher Bruder Roberts des Großmüthigen, war gleich in den ersten Regierungsjahren Wilhelms einer der unruhigsten und gefährlichsten Gegner desselben gewesen. Der Herzog war endlich seiner eigenen Sicherheit wegen gezwungen, dem unruhigen, stets mit gefährlichen Entwürfen schwangeren Grafen seine Grafschaft zu nehmen und endlich ihn auch des Landes zu verweisen. Schon seit mehreren Jahren hatte sich derselbe jetzt in Heinrichs Staate herumgetrieben, überall bei den königlichen Vasallen und Baronen gute Aufnahme gefunden, aber ihnen auch seine feindseligen Gesinnungen gegen Wilhelm so viel möglich einzuzaubern gewußt. Ohnehin hatte längst schon der Normannen kriegerischer Ruf die Eifersucht der Franzosen an der obern Seine erregt. Nichts

wünschten sie sehnlicher als eine Gelegenheit, sich mit denselben messen zu können. Arques Freunde suchten demnach ihm auch den König zu gewinnen, und es gelang ihnen auch jetzt um so mehr, den König in das Interesse des Grafen zu ziehen; da seit einiger Zeit eine sehr merkbare Spannung zwischen Heinrich und dem Herzog eingetreten war. Die Ursache der zwischen beiden jetzt herrschenden Kälte gibt die Geschichte nicht an. Aber wahrscheinlich war es Wilhelms Vermählung mit Mathilde, der Tochter des mächtigen Grafen Balduin von Flandern, welche die Unzufriedenheit des Königes erzeugt hatte*). Die Bewohner der Normandie

---

*) Wilhelms Manier, um die Hand einer liebenswürdigen Prinzessin zu werben, ist ganz einzig in ihrer Art. Als sein erstes Ansuchen nicht sehr günstig aufgenommen ward, eilte er nach Brügge, und verbarg sich dort in der Nähe einer Kirche, welche die Prinzessin täglich zu besuchen pflegte. Als sie nach beendigtem Gottesdienst aus derselben heraustrat, sprang Wilhelm auf sie zu, wiederholte dringender als je seine Bitte, und als er abermals kein Gehör fand, wußte er die Fürstentochter so zu schrecken und zu ängstigen und schlug sogar, nach dem Zeugniß der Chronik von Tours, so lange mit Fäusten auf Mathilde, bis sie endlich ihre Einwilligung gab. — Dieß mochte damals vielleicht wohl normännische, aber gewiß nicht französische Galanterie gewesen sein; denn in Frankreich begann damals schon die Periode der Chevalerie, deren Gesetze den Rittern ehrerbietige und zarte Behandlung des andern Geschlechts zu einer ihrer ersten und heiligsten Pflichten machten. — Diese Mathildis war eine eben so sehr durch erlauchte Geburt, als Körper- und Seelenschöne ausgezeichnete Fürstentochter. Eine alte Chronik sagt von ihr: Haec consanguinea Philippi regis Francorum erat, et ex regibus Galliae, ac Imperatoribus Germaniae originem ducebat, eximiaque tam generis quam morum nobilitate elucebat. An einem

waren das tapferste, die Flamänder das industriöseste, daher auch reichste Volk, und beide mit einander vereint, bildeten eine Macht, die gar leicht dem Könige gefährlich werden konnte. Offenbar kann man es daher Heinrich nicht verargen, wenn die immer zunehmende Größe eines Vasallen, den bisher in allen seinen Unternehmungen das Glück gehoben, und dessen Staaten ohnehin schon ganz nahe an des Königs Erbländer gänzten, endlich Mißtrauen und mancherlei Besorgnisse bei ihm erregte. Es war also wirklich keine sehr schwere Aufgabe, Heinrich zu bewegen, nicht nur die Ansprüche des Grafen auf die Normandie zu unterstützen, sondern dessen Sache sogar ganz zu seiner eigenen zu machen.

14. Den Anfang der Feindseligkeiten machte der Graf selbst durch Ueberrumpelung seines ehemaligen Schlosses. Er hatte den Schloßhauptmann bestochen, und dieser ein Thor aufgelassen, worauf er sich mit einer kleinen Schaar von dreihundert in der Eile zusammengerafften Leute in dasselbe warf. Da er ihnen keinen Sold reichen konnte, so übergab er ihnen die umliegende Gegend zum Plündern. Ohne sich Zeit zu lassen, ein Heer zusammen zu ziehen, flog Wilhelm nur mit einer ganz schwachen Begleitung vor die Burg. Nur nach und nach konnten seine Lehnsleute sich unter den Mauern der-

---

andern Ort heißt es ferner von ihr: Hanc reginam (nämlich nachdem Herzog Wilhelm König von England geworden war) simul decoravere forma, genus, litterarum scientia, cuncta morum et virtutum pulchritudo, et quod his laude immortali dignius est, firma fides et studiosus amor Christi. (*Orderici Vitalis* ecclesiast. Hist. L. IV. p. 513. ap. *Du-Chesne* Hist. Norman. Script. Pariser Ausgabe von 1619.)

selben sammeln. Aber kaum waren diese angekommen, als Wilhelm durch seine Kundschafter die Nachricht erhielt: ein französisches Heer unter der Anführung des Königes selbst rücke zum Entsatz des Schlosses heran. Eiligst schickte der Herzog einen Theil seiner Truppen dem nahenden Feinde entgegen. Die Franzosen rückten in zwei Colonnen, und wie es scheint, ziemlich unbesonnen vor. Die erstere ward von den Normännern in einen Hinterhalt gelockt, und bevor noch der König ihr zu Hülfe kommen konnte, zusammengehauen. Dessen ungeachtet griff Heinrich die Feinde an, trieb sie zurück, drang durch ihre Linie und brachte einen neuen Vorrath von Lebensmitteln in die Burg, ward aber hierauf auch seiner Seits von den Normännern zum Rückzug gezwungen. Die nach Arques gebrachten Lebensmittel waren kaum auf einige Wochen hinreichend, und als der ganze Vorrath wieder aufgezehrt war, mußte der Graf sich sammt der Burg an Wilhelm ergeben.

15. Durch den schlechten Erfolg dieses Feldzuges fühlte sich Heinrichs kriegerisches Ehrgefühl tief verletzt. Um diese Schmach noch in demselben Jahre zu tilgen, wollte er seine sämmtlichen Streitkräfte zusammen ziehen. An alle seine Lehnsleute erging also ein allgemeines Aufgebot, sich unverzüglich um das königliche Panier zu sammeln. Heinrich stellte zwei Heere in das Feld. Das eine führte er in eigener Person, das andere sein Bruder, der Prinz Eudes. Beide Heere rückten zu gleicher Zeit in die Normandie. Das des Königes südlich der Seine, jenes des Eudes nördlich dieses Flusses. — Es lag in dem eigenen Interesse Wilhelms, die Lehnsverfassung in ihrer ganzen primitiven Strenge und Spannung in seinen Staaten

aufrecht zu erhalten, und obgleich König Heinrich nur dem Namen nach sein Oberherr war, so wollte er jetzt doch den Seinigen nicht das Beispiel eines gegen seinen Oberherrn kämpfenden Vasallen vor Augen stellen. Eine Schlacht mit dem König suchte er also durchaus zu vermeiden, wußte aber, da es ihm an Kriegskunde, wie er es nun bewies, gar nicht fehlte, das Heer des Königes so in Schach zu halten, daß es sich weder vorwärts noch seitwärts bewegen, mithin kein Terrain gewinnen und in dem Lande sich nicht ausbreiten konnte. Weniger Schonung beobachtete er gegen Eudes. Gegen diesen schickte er unter der Anführung mehrerer seiner tapfersten und erfahrensten Ritter und Feldobersten die nöthige Anzahl Truppen mit dem Befehle, den Feind, wo sie ihn treffen würden, sogleich anzugreifen und zu schlagen. Alles verheerend und verwüstend, war Eudes indessen schon bis in die Landschaft Caux vorgedrungen, als er endlich bei Mortimer von den Normännern erreicht ward. Blos mit Plündern und Rauben beschäftiget und keinen Feind ahnend, zog das französische Heer ohne alle Ordnung einher. Aber eben daher griffen jetzt die braven Normannen dasselbe sogleich mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm an. Eudes nahm gleich beim ersten Angriff schon die Flucht. Desto tapferer hielt sich der bei diesem Heere befindliche Adel mit seinen Leuten. Sie fochten gleich Verzweifelten, und nicht eher war der Sieg für die Normänner entschieden, als bis alle Franzosen entweder erschlagen oder gefangen waren. — Es war schon sehr spät am Abend, als ein Eilbote die Nachricht von dem erfochtenen Siege dem Herzog überbrachte. Jetzt wollte Wilhelm, daß auch der König eben so schnell Kunde von der Niederlage seines Bruders erhalten sollte. Noch in derselben Nacht

mußte einer seiner Waffenherolde sich nach dem französischen, von dem normännischen nicht weit entfernten Lager begeben. Als derselbe zu den Vorposten Heinrichs kam, rief er mit lauter Stimme den Wachen zu: „Hört, hört! Ich heiße Robert von „Toenes, bin der Waffenherold des Herzogs von der „Normandie und bringe Euch traurige Botschaft. „Die Franzosen sind nach Mortimer gekommen, um „die Tapferkeit der Normänner zu prüfen. Sie fanden dieselbe weit über ihrer Erwartung. Sagt also „Euerm Könige, daß er Fuhren, so viel er zusammenbringen könne, nach Mortimer sende, um die „Leichen der Seinigen dort fortzuführen. Eudes, „der Anführer der Franzosen, ist schimpflich geflohen. „Aber alle die übrigen sind entweder getödtet oder „unsere Gefangenen, und unter den letztern auch „der zweite Anführer des französischen Heeres, „Graf Guido von Ponthieu. Endlich wisset, daß „Herzog Wilhelm es selbst ist, der euerm König „die Niederlage seines Heeres durch mich verkündigen läßt.“ Heinrich, schon bestürzt über den Verlust der Schlacht und nicht wenig in Erstaunen gesetzt durch die sonderbare Weise, mit der selbst sein Feind ihm Kunde davon gab, trat sogleich den Rückzug an und kehrte, ohne eine neue Schlacht zu wagen, in sein Land zurück. — Von jetzt an verschwindet Eudes, der Bruder des Königes, aus der Geschichte*). — Zwischen dem König und dem

*) Eine alte Chronik (bei *Du-Chesne* T. IV.) behauptet zwar, Eudes sei Heinrichs ältester Bruder gewesen, aber, weil schwachsinnig und der Regierung unfähig, von der Thronfolge ausgeschlossen worden. Dieser Angabe widersprechen jedoch einige gleichzeitige Chronisten, die den Eudes zu Heinrichs jüngstem Bruder machen. Ganz schwachsinnig konnte er auch unmöglich gewesen sein, denn wie hätte in diesem Falle ihm

Herzog der Normandie ward auch nach dieser entscheidenden Schlacht noch kein Friede geschlossen. Die Feindseligkeiten dauerten noch mehrere Jahre fort, beschränkten sich jedoch blos auf vorübergehende räuberische Einfälle bald des einen, bald des andern Theils in das angrenzende Gebiet seines Gegners. Erst ungefähr ein Jahr vor der Krönung Philipps wünschte Heinrich die alten freundschaftlichen Verhältnisse mit der Normandie wieder herzustellen. Er sandte demnach die beiden Bischöfe Lentzelin und Fulko von Paris und Amiens an den Herzog; und da dieser nicht minder einen dauerhaften Frieden wünschte, so kam derselbe auch ohne weitere Zögerung zu Stande. Die Natur des damals zwischen

---

der König die Führung eines Heeres übertragen mögen. Wahrscheinlich war er ein verkehrter, wilder Herr. Es wird erzählt, er habe zuletzt die Rolle eines Raubritters gespielt, und sey aus seiner Burg öfters auf Beute ausgegangen. Eines Tages — fährt der Mönch in seiner Erzählung fort — plünderte Eudes ein Benediktinerkloster rein aus. Auf seinem Rückzuge ward er von der Nacht bei einem demselben Kloster gehörigen Dorf überfallen. Dasselbe hatte einen mit einer ziemlich hohen und festen Mauer umgebenen Kirchhof. Diesen hielt Eudes für einen Lagerplatz. Die hohen Mauern schützten gegen einen plötzlichen Ueberfall. Von den im Kloster geraubten Lebensmitteln ließ er nun für sich und seine Schaar ein Mahl zubereiten. Aber nun fehlte es an der nöthigen Beleuchtung. Man hatte weder Oel noch Wachs. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ Eudes die in der Klosterkirche auf dem Altar stehenden geweihten Osterkerzen hinwegnehmen und auf seine Tafel setzen. Aber kaum war er nach beendigtem Mahl eingeschlafen, als ihn ein heftiges Uebel überfiel und noch in derselben Nacht seinem wilden Leben ein Ende machte (Monachus Floriacensis de miraculis S. Benedicti ap. *Du-Chesne* T. IV.).

Wilhelm geschlossenen Vertrags ist unbekannt. Aber ohne allen Zweifel blieb Alles beim Alten, wie auch vernünftiger Weise ein obgleich sechs- bis siebenjähriger Krieg, der jedoch nur mit Ausnahme der Schlacht bei Mortimer blos in vorübergehenden, auf den beiderseitigen Grenzen verübten Räubereien und Mordbrennereien bestand, unmöglich zu irgend einem nur einigermaßen bedeutenden Resultate führen konnte. Indessen hatten doch die armen Grenzbewohner wieder auf mehrere Jahre Ruhe, auch gab der Herzog von der Normandie nun zu der Krönung des Sohnes Heinrichs, der er gar leicht hätte Hindernisse in den Weg hätte legen können, ebenfalls seine Zustimmung.

16. Des Königes Zusammenkunft mit Kaiser Heinrich III. zu Yvois ist dem Leser schon bekannt, wie auch, daß ihre Unterredung keinen andern Erfolg hatte, als daß Beide nur noch mißvergnügter, einer mit dem andern, sich wieder trennten. Indessen geht doch daraus hervor, daß die Franzosen, obgleich sie in verschiedenen und dabei öfters erneuten Verträgen auf Lotharingen verzichtet hatten, doch die Hoffnung, diese schönen Provinzen einst wieder zu erhalten, noch immer in sich nährten*). Aber höchst unge-

*) Wir können hier nicht umhin — jedoch blos zur Belustigung des Lesers — eines Zuges von mehr als kindischer Nationaleitelkeit des Abbé Velly zu erwähnen. Bekanntlich hat die Geschichte Frankreichs von Abbé Velly durchaus kein anderes Verdienst, als blos jenes eines leichten, ziemlich gefälligen Vortrages, von jeder nur etwas tiefern Forschung ist sie bis zum Ekel gesäubert. Die Zusammenkunft des französischen Königs mit Kaiser Heinrich erzählt nun ebenfalls Abbé Velly, legt aber, im offenbaren Widerspruch mit allen gleichzeitigen Geschichtschreibern

gerecht ist es, wenn man es dem König Heinrich zum Vorwurfe gereichen lassen will, daß er die Zeitumstände, das heißt, die mancherlei Händel, in die Kaiser Conrad und dessen Sohn Heinrich III. verwickelt waren, nicht benutzt und keinen Versuch gemacht habe, Lotharingen mit Frankreich wieder zu vereinigen. Offenbar war ja die Ungleichheit zu groß zwischen seiner Macht und jener seines gewaltigen Gegners. Auch würde er schwerlich von seinen mächtigen Kronvasallen in dieser kühnen und weit aussehenden Unternehmung unterstützt worden seyn; besonders da die Geschichte es schon bemerkenswerth fand, daß, als Heinrich gegen das Ende seiner Regierung ein erledigtes, unbedeutendes Lehen, nämlich die Grafschaft Sens, mit der Krone vereinte, keiner der mächtigern Herren Frankreichs sich dieser Vereinigung widersetzt habe. — Die Vernachläßigung einer ärztlichen Vorschrift soll den Tod dieses Königes

und Chronikern, den Vorschlag zum Zweikampf dem Erstern in den Mund. Dieses ist jedoch an und für sich unbedeutend. Die Herausfoderung war blos Folge einer plötzlichen Aufwallung, eine offenbare Uebereilung, und der König that sehr wohl, gar nicht darauf zu achten. Monarchen können und dürfen sich nur an der Spitze ihrer Armeen schlagen. Aber das Amüsanteste kömmt erst jetzt. So oft nämlich Velly von dem französischen Könige spricht, der damals doch nur über das in ziemlich engen Grenzen eingeschlossene Herzogthum Franzien zu gebieten hatte, so nennt er ihn stets *le monarque français:* Heinrich III. aber, der unumschränkt über ganz Deutschland vom Ausflusse der Schelde bis an die Oder gebot, mit nicht viel geringerm Ansehen auch in Italien und den beiden Burgund regierte, mithin beinahe die Hälfte des civilisirten Abendlandes beherrschte und mit den drei Kronen auf dem Haupte endlich auch noch die römische Kaiserkrone vereinte: diesen nennt Velly nie anders als *le prince allemand.*

noch um ein paar Jahre beschleuniget haben. Heinrich, wie wir schon erwähnt, war in den letzten Jahren immer kränkelnd. Eines Tages fühlte er sich mehr als gewöhnlich unwohl. Sein Arzt, dem die Chronik jener Zeit ein sehr ehrenvolles Zeugniß gibt, verordnete ihm eine Arznei, bat ihn aber dabei dringend, ja nicht zu trinken, bis die Wirkung, die er davon erwarte, vorüber wäre. Aber nun ward der König, als das Arzneimittel zu operiren anfing, immer durstiger, und endlich sein Durst so heftig, daß er, des Verbots seines Arztes nicht mehr achtend, sich von seinem Kammerdiener zu trinken reichen ließ. Gleich nach diesem unseligen Trunk ergriff ihn glühende Fieberhitze, und das Uebel machte so schnelle Fortschritte, daß Heinrich noch am Abend desselben Tages starb (4. August 1060). — Alle Chroniker stimmen in dem Lobe von Heinrichs persönlicher Tapferkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit überein*).

17. Wir haben schon bemerkt, daß Heinrichs Regierung in der Culturgeschichte Frankreichs Epoche macht. — Die Fortschritte eines Volkes in seiner Civilisation gehen gewöhnlich sehr langsamen Ganges, und bis sie nur einigermaßen bemerkbar werden, wird oft mehr als ein Jahrhundert erfodert. Um so überraschender ist jetzt die völlige Umgestaltung und der große Unterschied zwischen dem Sittengemälde der Nation, das bei der Thronbesteigung Hugo Capets

*) *Guilielmus Gemeticensis* sagt von Heinrich: Saepe dictus Rex valde fuit militaris, magnaeque fortitudinis et pietatis. Dieses Zeugniß hat um so mehr Werth, da Guilielmus in einem Kloster der Normandie lebte. Uebrigens führen auch die andern Chroniker ungefähr dieselbe Sprache.

sich uns darbot, und jenem, das wir am Ende der Regierung des dritten Capetingers erblicken. Die bisher allen abendländischen Völkern anhängende Roheit ist in Frankreich jetzt größtentheils verschwunden; und unbeschadet des, jedem germanischen Volksstamme eigenen Gepräges unabgeschliffener Mannhaftigkeit begegnen wir unter allen Ständen der französischen Nation überall mildern Sitten, feinern Manieren und ungleich gefälligern Formen des gesellschaftlichen Lebens. Auch die Sprache hat sich indessen zum Erstaunen ausgebildet, dabei ungemein bereichert, die allzu rauhen Laute und Ellipsen durch sanftere, dem Ohr angenehmere Töne und Accente ersetzt, einen weit größern Vorrath von Worten, und selbst schon viele, die Schattirungen der Begriffe oft sehr richtig bezeichnende Ausdrücke in sich aufgenommen; und aus den zahllosen, noch am Ende des zehnten Jahrhunderts herrschenden, höchst verschiedenen, gewöhnlich nur auf einen engen Bezirk beschränkten, und daher auch nur allda ausschließlich verständlichen Dialekten hatte sich endlich eine gemeinsame, in allen Theilen Frankreichs verständliche, obgleich noch in zwei Zweige getheilte Nationalsprache gebildet *).

*) Schon unter dem Hause Heristal, und dann noch mehr unter Carl dem Großen und den ersten Carolingern war die deutsche Sprache überall die herrschende; sie war die Sprache des Hofes und der Großen, die lateinische blos die Sprache der Kirche und der Schule, und die des gemeinen Volkes nannte man die Romanische (lingua romana); diese letztere war eigentlich nichts als ein sehr corruptes Latein, das nachher noch ungleich verdorbener ward, besonders als die Lehnsverfassung nach Oben erschlaffte, aber nach Unten noch weit strenger und drückender ward, als der Fehdeunfug immer noch mehr zunahm, und endlich der gemeine Mann sich nicht mehr aus

seinem Bezirke entfernen durfte, ohne Gefahr zu laufen, entweder für einen Ausreisser oder für einen Späher angesehen, und demnach auch als ein solcher behandelt zu werden. Bei dieser Abgeschlossenheit der einzelnen Distrikte mußte natürlicher Weise auch die Sprache, wie der Dialekt ihrer Bewohner sich immer mehr und mehr von einander scheiden. Der gemeine Mann kannte nur wenige Bedürfnisse; zudem ward auch durch den Druck, der auf ihm lastete, der Kreis seiner Begriffe immer mehr verengt. Zu seinem täglichen Verkehr bedurfte er demnach nur einer ganz geringen Anzahl von Wörtern. Nun aber hat bekanntlich die lateinische Sprache eine Menge von Synonymen, oder wenigstens von Wörtern, die man für S y n o n y m e h ä l t *). Bei dem geringen Bedürfniß nach Wortreichthum war also von solchen Synonymen in jeder Gegend nur eines, jedoch nie das nämliche, in Gebrauch gekommen, die andern aber in Vergessenheit gerathen, wovon nun bald die Folge war, daß man in einer Entfernung oft nur von wenigen Meilen sich schon nicht mehr recht verständlich machen konnte. Kurz, die romanische Sprache, in zahllose Dialekte zerfezt, ward immer ärmer, unverständlicher und roher. Indessen mußten endlich doch auch die Großen sich dieselbe gemeine Volkssprache aneignen. Als jene nämlich, sämmtlich nach Unabhängigkeit strebend, selten ihre Burgen verließen, daher auch unter einander wenig oder gar keine Berührung mehr hatten, aber, weil in endlose Fehden verwickelt, doch bald einsahen, daß ihre Macht vorzüglich auf einer großen Anzahl von Unterthanen, mithin auf zunehmender Bevölkerung ihrer Ländereien und Herrschaften beruhete, daher nun diese zu befördern, auch besser für den Wohlstand ihrer Unterthanen zu sorgen anfingen; so mußten sie natürlicher

*) Synonyme sind g l e i c h b e d e u t e n d e Wörter, deren es aber eigentlich in einer völlig ausgebildeten Sprache gar keine geben kann, mithin auch nicht in der lateinischen, die durchaus keine gleichbedeutende, wohl aber s i n n v e r w a n d t e Wörter hat, die man, obgleich sehr unrichtig, Synonyme zu nennen pflegt.

Weise auch die Sprache des gemeinen Volkes sprechen, und je mehr sie diese sich eigen machten, desto mehr trat auch die ehemalige deutsche Hofsprache in den Hintergrund, ward nach und nach ganz vergessen, und die Vornehmen wie die Geringen hatten nun eine und dieselbe Sprache, nämlich die Romanische; jedoch äußerst difform, unbeugsam, arm, und durch die vielen ganz von einander verschiedenen, größtentheils sehr rohen Dialekte nichts weniger als überall und allgemein verständlich. Aber nun ward es abermals die lateinische Sprache, die die romanische jetzt gleichsam wieder auffrischte, sie lenksamer machte, und den Mangel an Wörtern, entstanden als man derselben nicht bedurfte, nun auf das neue ersetzte *). Da nämlich die lateinische Sprache nicht blos die der Kirche und der Schule geblieben war, sondern man sich derselben auch ausschließlich in der Gesetzgebung und in den Urkunden bediente; so durften durchaus besonders die Mächtigern unter den Großen der lateinischen Sprache nicht ganz fremd bleiben. Ueberall mußten einige Glieder einer solchen mächtigen, fürstlichen oder gräflichen Familie das Lateinische erlernen. Bald fand auch, aus den nämlichen Gründen, der minder mächtige französische Adel sich ebenfalls dazu aufgefodert. Jetzt ward wieder Manches aus dem Lateinischen in das Romanische übertragen, während die Geistlichen sich bemüheten, die romanische Sprache mehr zu reguliren, durch Einführung der Declinationen sie lenksamer und verständlicher zu machen, daher jetzt auch romanische Grammatiken und Wörterbücher verfertigten. — Auch der in den Städten nun wieder einen neuen Aufschwung nehmende Gewerbfleiß hatte ebenfalls einen nicht minder wohlthätigen Einfluß auf die Ausbildung und Erweiterung der romanischen Sprache. Bei der zunehmenden Macht und der damit gestiegenen Prachtliebe der Großen hatten diese nun eine Menge früher nicht gekannter Bedürfnisse. Nicht nur die Festungswerke der Burgen wurden verstärkt und den Regeln der Kunst mehr anpassend errichtet, sondern auch die Wohnungen darauf erweitert,

*) *Simonde de Sismondi*. T. IV. Chap. 6.

und besonders jene der Mächtigen unter den Großen in wahre Paläste verwandelt, mit allerlei künstlicher Holz= und Stukkaturarbeit geziert, auch mit Fußteppichen und mit prachtvollen Möbeln versehen. Außerdem waren noch eine Menge anderer Luxusartikel ein Bedürfniß der fürstlichen und gräflichen Höfe, und verhältnißmäßig des ganzen französischen Adels geworden; aber am heftigsten und allgemeinsten war das Verlangen nach kostbaren Waffen, die man für die schönste Zierde und den größten Schmuck der Ritterschaft hielt. Aber um alle diese Bedürfnisse zu befriedigen, bedurfte man die Hülfe der Städte. Alle Zweige städtischer Betriebsamkeit gewannen daher wieder ein neues Leben. Um allen Foderungen der Höfe Genüge zn leisten, mußten die Kaufleute manche Gegenstände aus andern Provinzen herbeischaffen, waren demnach gezwungen, in mehrern Städten und Provinzen mercantilische Verbindungen anzuknüpfen; dadurch wurden nun nach und nach die verschiedenen Theile Frankreichs sich einander wieder näher gebracht, und eine nothwendige Folge davon war nun ein gemeinsames, überall verständliches Idiom, in welchem alle Bewohner Frankreichs, obgleich sie verschiedenen Herren gehuldiget hatten und verschiedenen Gesetzen und Interessen folgten, sich dennoch wieder als eine Gesammtnation erkannten. Der zunehmende Luxus der Großen ward jetzt für die Bürgerklassen eine reich fließende Quelle immer höher steigenden Gewinnes. Aber mit dem wiederkehrenden Wohlstand der Bürger kehrte auch ächter Bürgersinn zurück. Die Städter bekamen wieder Selbstgefühl, ihre Sitten verloren nach und nach ihre frühere Roheit, und auch das lange ganz vernachläßigte Schulwesen ward wieder ein Gegenstand der Aufmerksamkeit nicht nur der städtischen Obrigkeiten, sondern der Bürger selbst. Obgleich die damalige sonderbare Verfassung Frankreichs, seine Zersplitterung in so viele, bald mehr bald minder mächtige, unabhängige Fürstenthümer und Grafschaften, dessen Wirksamkeit nach Außen lähmte oder vielmehr ganz auf Null reducirte, so daß es aus dem großen europäischen Staatskörper beinahe völlig verschwand; so ist es doch einleuchtend und

nicht dem leisesten Zweifel unterworfen, daß gerade eben diese Verfassung eine weit schnellere Entwickelung aller innern geistigen wie materiellen Kräfte hervorrief, daher einen ungemein wohlthätigen und segenvollen Einfluß auf die ganze Cultur und Civilisation der Nation hatte, mit der nun, als nothwendige Folge, zugleich eine immer zunehmende Vervollkommnung der Sprache überall gleichen Schritt hielt. — Wirklich war auch gegen das Ende der Regierung Heinrichs I. die Sprache in Frankreich schon so ausgebildet, und hatte einen solchen Vorrath harmonischen Stoffes, daß sie alle Empfindungen des Herzens, Starkes wie Sanftes, auszudrücken vermochte; daher auch um dieselbe Zeit die Periode der Troubadours beginnt, die nun der für Dichtkunst schon brauchbaren Sprache, besonders in dem südlichen Frankreich, stets noch mehr Harmonie und Wohlklang zu geben suchten. Indessen theilte sie sich jetzt noch in zwei Zweige, nämlich Welsch-Roman und Roman-Provençal. Das Erste war die Sprache des nördlichen Frankreichs, der Höfe von Paris, Lille, Dijon, Blois, Troyes und Rouen *). Roman-Provençal war noch viel weiter verbreitet. Es war die herrschende Sprache von ganz Südfrankreich, und ward gesprochen in der Provence, in der Dauphiné, Savoyen, Franche-Comté, zu Toulouse, Bordeaux, Poitiers, Limoges, Clermont, gerade damals die reichsten und bevölkertsten Städte von ganz Frankreich, endlich in allen Landschaften südlich der Loire, und selbst über die Pyrenäen hinüber, bis an die Mündung des Ebro. Weil viel weicher, biegsamer und harmonischer, als die erstere, schrieb, dichtete und sang man auch schon darin, als das Welsch-Roman jeder Art von Literatur noch völlig fremd war. Die Sprache der Höfe in dem nördlichen Frankreich ward, mit sehr geringer Verschiedenheit, sehr bald auch die Volkssprache, während jene an

*) Lille war die Residenz der Grafen von Flandern, Dijon der Herzoge von Französisch-Burgund, Blois und Troyes der Grafen von Champagne, und Rouen der Herzoge von der Normandie.

19. Was diesen chevaleresken Geist auf einmal weckte, immer mehr nährte und ausbildete, lag theils in den Ereignissen jener, oft wild durch einander bewegten Zeit, theils auch in einer geheimen Coordination von Umständen, und gewissen, damals in Frankreich entstandenen, neuen gesellschaftlichen Lebensformen. — Bekanntlich hatten alle Völker ihre ihnen eigenthümlichen Heldengedichte, aus dem grauesten Alterthum, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt durch Gesang und Tradition. Aber lange, in festem Zusammenhange fortlaufende, stets mit vielem Wunderbaren von Zauberern, Riesen, Drachen 2c. durchwebte Erzählungen, nachher Romane genannt, fanden zu allererst, und schon vor dem eilften Jahrhundert, in den Gesinnungen und Gefühlen der französischen Nation ihren eigentlichen Boden, in dem sie frühzeitig gediehen und bald in zahlloser Menge sich vermehrten. Aber wie bei einzelen Individuen, ist auch bei ganzen Nationen das Wunderbare das eigentliche Element ihres jugendlichen Alters, und so waren es nun auch schon um diese Zeit Turpins Heldengeschichte Carls des Großen *), die wunderbaren

---

Chevalerie par *Hue de Tabarie* in der Sammlung der contes et fabliaux; ein Gedicht, das, wo nicht weit frühern Zeiten, doch spätestens dem 13. Jahrhundert angehört, waren *Sainte-Palaye*, Memoires sur l'ancienne Chevalerie, und *Sismondi* Histoire des François (Tomè IV.) für uns sehr brauchbare Quellen. — In den Romanen sind zwar stets Erdichtungen und Volkssagen mit prosaischer Wirklichkeit sehr stark vermischt. Beides muß also genau von einander geschieden werden; eine Arbeit, die jedoch, da Einem so viele andere historische Hülfsmittel zu Gebote stehen, nicht allzu schwer wird.

*) Turpin, Erzbischof von Rheims, war ein Zeitgenosse Carls des Großen und einer der würdigsten und angesehensten Bischöfe seiner Zeit. Die hier oben er-

Thaten Rolands, die Geschichte Königs Arthur ꝛc., die, besonders bei dem jungen französischen Adel, alle nicht gerade dem Kriege, kriegerischen Uebungen oder der Jagd gewidmete Zeit auszufüllen pflegten. Bei einer so ungemein erregbaren, leicht zu entzündenden Nation, wie die Bewohner besonders des südlichen Frankreichs, mußte nothwendig deren schon frühzeitig mit Kriegs- und kriegerischen Bildern erfüllte Phantasie immer noch mehr entflammt werden; und bald waren Carl der Große und seine Gefährten, der die gefährlichsten Abentheuer bestehende Roland, und besonders König Arthur und die Ritter von der runden Tafel die höchsten Ideale kriegerischer Tapferkeit und Kühnheit, denen einst ähnlich zu werden jedes jungen französischen Ritters glühender Wunsch war. Neue Nahrung fand dieser Hang zum Außerordentlichen, zum Wunderbaren in den, in derselben Periode immer häufiger werdenden Wallfahrten in das heilige Land. An sich hat schon die antike, in so heiliges Dunkel gehüllte Hoheit des Orients, wo einst die Wiege der Menschheit stand, und selbst jetzt noch so viele Berge, Thäler und Ströme sprechende Zeugen und Verkünder der eben so geheimniß- als wundervollen Waltungen Gottes über dem Menschengeschlecht sind, für jedes gläubige Gemüth eine beinahe unwiderstehlich anziehende Kraft, die überdieß durch den Gedanken an die mit einer solchen Pilgerreise verbundenen Ge-

---

wähnte fabelhafte Geschichte ward demselben, und zwar höchst wahrscheinlich am Ende des zehnten Jahrhunderts unterschoben. Früher kannte man sie nicht. Sie ist voll des Abentheuerlichen jeder Art, und führt den Titel: De Gestis Caroli M. et Rolandi. — Es gibt nichts Alberneres, als wenn man, was doch unbegreiflicher Weise geschehen, diese Erdichtung für eine zur Lebensgeschichte Carls des Großen brauchbare Quelle hält.

fahrnisse nur noch mehr Reiz bei einem kriegerischen Adel gewinnen mußte, dessen Muth gerade bei dem Anblick der Gefahr nur noch höher zu steigen, ja bisweilen noch sogar zu frohlocken pflegte. Die heiligen Oerter zu besuchen, an dem Grabe des Erlösers zu beten, ward endlich für den Adel sogar eine Ehrensache, und beinahe eine Art von Schmach fiel auf jeden Edeln, der seinem Gott diese Huldigung nicht darzubringen suchte; daher auch mehrere der mächtigsten französischen Großen, wenn auch selbst schon in Jahren vorgerückt, dennoch diese weite Pilgerreise zuletzt antraten, stets mit dem Verlangen, den heimatlichen Boden nie mehr zu betreten, für ihre Gebeine in dem Lande, wohin jetzt ihre fromme Sehnsucht sie rief, eine Ruhestätte zu finden.

20. Nicht minder wirksam und fruchtbar in ihren Folgen auf den Charakter der Nation war auch jene in die nämliche Periode einfallende, dem Leser schon bekannte, furchtbare Landescalamität, jene schreckliche Hungersnoth nämlich, die zwei Jahre lang in Frankreich wüthete, und eben so sehr die Bewohner der Paläste wie der Hütten ängstigte. Diesen Zeitpunkt hatte die Kirche trefflich zu benutzen gewußt, die bei der Nation schlummernden religiösen Gefühle kräftig geweckt, die auch um so leichter jetzt wieder erwachten, da ohnehin jugendliche Gemüther ganz vorzüglich der Stimme der Religion sich gerne und willig öffnen. — Der Charakter der Nation ward nun eine seltsame, aber schöne Mischung von kriegerischem und religiösem Geiste. Aber so wie von allem Erhabenen und Schönen Religion stets die Gebärerin war, und auch immer seyn wird; eben so wird auch alles rein Menschliche, sobald dasselbe nur von dem Saume ihres Gewandes berührt wird, immer noch mehr veredelt und verschönert. Auch

der, nur gar zu leicht in das Wilde und Abentheuerliche hinüberschweifende Rittergeist erhielt nun durch das religiöse und kirchliche Element, das er in sich aufnahm, eine höhere Weihe, vernunftgemäße Schranken, und eine für die Menschheit wohlthätige, daher gottgefällige Richtung. Den Herren vom Schwerte war dieses bisher das Höchste gewesen; auf seiner Spitze hatte gewöhnlich am Ende alles Recht beruht, und der mehr oder minder kräftige und glückliche Gebrauch desselben auch die verschiedenen Abstufungen von ritterlicher Tugend, Ehre und Ansehen bezeichnet. Aber diese noch ganz rohe Ansichten wurden jetzt durch die in dem Charakter der Nation immer allgemeiner und mehr herrschend werdenden religiösen Gefühle nach und nach nicht nur gehörig berichtiget, sondern auch noch um Vieles veredelt; ja sie gewannen sogar einen gewissen, Muth und Thatkraft noch höher steigernden Charakter kirchlicher Weihe. Nur zur Verherrlichung Gottes, nur zur Ehre der Kirche, nur zur Handhabung der allgemeinen Weltgerechtigkeit und zum Schutz der unterdrückten Unschuld sollte in Zukunft das Schwert dem Ritter dienen. Die Ritterwürde ward nun nicht mehr eine blos weltliche, sondern zum Theile auch kirchliche Würde. Aus diesem Grunde fing man an, die Aufnahme in den Ritterstand mit einer Menge religiöser und kirchlicher Ceremonien zu umgeben, deren mystischer Sinn sich auf die zukünftige Bestimmung des Aufzunehmenden bezog, so wie die mit der ganzen Handlung verbundene Feierlichkeit dem neuen Ritter seine nunmehr übernommenen Pflichten nur desto tiefer in Herz und Gedächtniß prägen sollte.

21. Die Aufnahme geschah in Gegenwart mehrerer zu dieser Feierlichkeit eingeladenen versammelten

Ritter, deren Anzahl gewöhnlich im Verhältniß stand mit der Macht des Fürsten, Grafen oder auch Barons, der den Ritterschlag ertheilte, eine Ceremonie, deren Ursprung ebenfalls in Frankreich und erst im eilften Jahrhundert zu suchen ist. Bei allen alten Völkern, bei den Orientalen, wie bei jenen des Nordens, gingen großen Feierlichkeiten stets gewisse religiöse Abwaschungen voran. Auch der unter die Ritter Aufzunehmende, der schon Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit gegeben haben mußte, war verbunden, am Morgen des zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tages sich in fließendem Wasser zu baden, darauf hindeutend, daß er rein von Sünde und Makel sich zur Aufnahme darstelle. Die Ceremonie begann damit, daß man dem Recipiendär eine Tunika von feiner weißer Leinwand, darauf einen genau anschließenden rothen Leibrock, und über diesen einen kurzen Mantel von schwarzer Seide anlegte. Jede dieser drei Farben hatte ihre eigene mystische Bedeutung. Die weiße Tunika war das Symbol eines künftigen reinen, völlig tadellosen Wandels. Der rothe Leibrock sollte ihn erinnern, stets bereit zu seyn, für die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche sein Blut zu vergießen, und die schwarze Farbe ein Bild des Todes sein, dem, sobald Ritterpflicht es gebeut, kühn entgegen zu gehen er nun die feierliche Verbindlichkeit übernähme. Bei Ueberreichung der reich in Gold gestickten, und oft mit edeln Steinen geschmückten ritterlichen Leibbinde ward ihm gesagt, daß, indem er sich dieselbe um seine Hüften winde, er sich dadurch auf das neue zu einem (seinem Stande gemäßen) keuschen Leben verpflichte. Bei Anlegung der Spornen ward er erinnert, daß, wie der Sporn das muthige Roß zu schnellem Laufe antreibt, er ebenfalls mit gleicher Pfeilesschnelle stets dahin, wohin Ritterpflicht ihn

rufe, eilen müsse. Endlich ward er mit dem Schwerte umgürtet, und dabei tief ihm eingeprägt, welchen Gebrauch ein edler Ritter davon machen dürfe. Nie sollte er es zu einem schnöden Zwecke, oder von leidenschaftlichem Zorn entflammt, aus der Scheide ziehen. Nur der Ehre seines Gottes, dem Dienste seines Oberherrn und dem Wohl der leidenden Menschheit müsse es von jetzt an auf immer geweihet seyn. — Zur Beschwörung wurden ihm hierauf die Statuten des Ritterstandes vorgelegt. Das Wesentlichste davon war: Schutz der Kirche und deren Diener, so wie aller Wittwen, Waisen und Bedrängten. Täglich dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Feurige Andacht zu der unbefleckten jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers. In jeder Woche am Freitag zu fasten. Nirgends Verrätherei, oder ungerechten, erkauften Richterspruch zu dulden, und, wenn man solchen Frevel nicht hindern könnte, wenigstens den Ort, der dadurch besudelt würde, unverzüglich zu verlassen. Endlich die höchste Ehrerbietung gegen die Frauen; die zarteste und schonungsvollste Behandlung dieses eben so zarten und schönen, als hülflosen Geschlechts; daher die Verpflichtung, es überall zu schützen, und dessen Ehre gegen jeden Angriff, selbst mit Gefahr des eigenen Lebens, zu vertheidigen. Sobald der Recipiendär die Statuten beschworen hatte: erhielt er den Ritterschlag, gewöhnlich mit dem flachen Schwert auf den Nacken, statt dessen jedoch bisweilen — was freilich in unsern Zeiten und nach unsern Begriffen sehr auffallend seyn mag — eine, und zwar oft nicht wenig derbe Ohrfeige *).

---

*) (Colaphus.) — Längst war es damals schon in Frankreich Sitte gewesen, bei allen Verhandlungen, wozu eine gewisse Anzahl von Zeugen nothwendig war,

22. Je mehr dieser, nur jener Zeit eigene chevalereske Geist sich in Frankreich ausbildete, je höher stieg auch, und zwar wirklich bis in das Romanhafte, die Ehrfurcht gegen die Frauen, und jedes ungeziemende Betragen eines Ritters gegen dieselben würde den Verlust der Ritterwürde nach sich gezogen, und hundert Schwerter, um die Beleidigung zu rächen, gegen ihn entblößt haben; so wie auf der andern Seite jedes Lob aus dem Munde einer holden Frau, jeder von ihren Händen gereichte Kampfpreis den Ritter zu den kühnsten und verwegensten Thaten anspornte. War nun auch alles dieß nicht ganz ohne alle phantastische Beimischung, so muß man doch gestehen, daß es — wie sonderbar es auch

---

einem jeden derselben eine Ohrfeige zu geben. Als Humfred dem in der Normandie liegenden Kloster Pradelles verschiedene Ländereien geschenkt hatte, und demselben die hierüber ausgefertigte Schenkungsurkunde übergab, hatte er dabei drei Zeugen, nämlich seinen eigenen Sohn, und nebst diesem noch Richard, Edeln von Lillebonne, und Hugo, Sohn des Grafen von Waleran. Als es nun an das Austheilen der Ohrfeigen kam, erhielt Richard einen ungleich derbern Schlag auf die Wangen, als die beiden Andern. Darüber nicht wenig aufgebracht, fragte Richard ganz unwillig den Aussteller der Urkunde, warum er ihn jetzt weit stärker als seinen Sohn und jenen des Grafen von Waleran geschlagen habe. Die Ursache, erwiederte Humfred, ist, weil du, viel jünger als jene, wahrscheinlicher Weise auch länger leben wirst, und dann einst gar leicht der Fall eintreten könnte, daß du in hohem Alter noch über den gegenwärtigen Hergang Zeugniß ablegen müßtest. Damit nun alles, was jetzt geschehen, sich desto tiefer deinem Gedächtnisse einpräge, gab ich dir eine Ohrfeige, die du sobald nicht wieder vergessen wirst. — Aus dieser Antwort Humfreds kann man nun auch entnehmen, welche Rücksichten schon in frühern Zeiten diese gesetzliche Sitte in Frankreich eingeführt haben mögen.

beim ersten Blick erscheinen mag — dennoch größtentheils in den im eilften Jahrhundert plötzlich erwachten religiösen Gefühlen und Empfindungen seinen ersten und tiefsten Grund hatte. — Grenzenlose Verehrung Marias, glühende Andacht zu der Hochgebenedeiten gehörten von jeher, und auch jetzt noch, zu den charakteristischen Merkmalen ächter Katholicität. Zwar ist in den heiligen Evangelien von der Hochgebenedeiten nur sehr selten die Rede. Ein heiliger undurchdringlicher Schleier verhüllt sie beinahe stets unsern Blicken. Indessen tritt sie doch hie und da aus ihrer geheimnißvollen Verborgenheit hervor; einigemal ist es uns sogar vergönnt, den ganzen Reichthum ihres engelreinen, von Liebe zu Gott erglüheten mütterlichen Herzens zu durchschauen; und dann erscheint sie uns auch stets in dem nur ihr eigenen, von ihrem göttlichen Sohne sich auf sie ergießenden himmlischen Glanze, und als das höchste unerreichbare Ideal aller nur gedenkbaren weiblichen Zartheit, Vollkommenheit, Tugend und Schönheit; und in Erfüllung mußte nun gehen das von dem heiligen Geiste selbst durch Marias Mund gesprochene Wort: Ecce enim ex hoc beatam me dicent omnes generationes. — Wie natürlich und leicht zu begreifen ist es demnach nicht, daß von dem himmlischen Schimmer, der die jungfräuliche Mutter des göttlichen Erlösers umfließt, auch nothwendig einige Strahlen, besonders in den Augen und der Phantasie des vor ihrem Bilde knieenden Ritters, auf das ganze zarte Frauengeschlecht reflektiren, es ebenfalls zu einem Gegenstand ausgezeichneter Ehrerbietung machen, und eben dadurch es selbst zu dem vollen Gefühle seiner eigenen weiblichen Würde erheben mußten. Auf diesem, von frommen und andächtigen Gefühlen gebahnten Wege kamen nun beide Geschlechter in ein ungleich schöne-

res, reineres und geistigeres Verhältniß, und die Liebe, nun nicht mehr durch so viele unlautere Kanäle fließend, gewann eine gewisse, ungemein zarte, ächt religiöse Schattirung, die sie von der Roheit früherer Jahrhunderte eben so ferne hielt, wie von der, in unsern Zeiten zwischen beiden Geschlechtern herrschenden, unter dem Namen: Galanterie verschleierten, sittlichen Ungebundenheit, die leider sogar bisweilen in eine alle weibliche Grazie verscheuchende Frechheit ausartet. — Offenbar war es Andacht, ohnehin mit jeder sanften Empfindung so nahe verschwistert, in welcher die in den Zeiten der Chevalerie so hoch getriebene Verehrung der Frauen ihren eigentlichen Boden fand. Indessen kamen doch auch noch andere Rücksichten hinzu. Muth, Ehrgefühl, Unerschrockenheit, Tapferkeit und Edelsinn hielt damals der französische Adel für ein ihm ausschließlich zu Theil gewordenes Erbe. Sein Stolz gefiel sich in dem Gedanken, daß alle übrigen Menschenklassen auf seinen Schutz, auf seine Großmuth angewiesen wären. Nun war aber auch in jener Zeit die Freiheit der Frauen und deren Thätigkeit noch in einen sehr engen Spielraum eingeschränkt. Nach den damaligen Begriffen bestand die Tugend einer schönen weiblichen Seele nicht im Handeln, Wirken und eigenen Selbsteingreifen, sondern blos im Schweigen und stillen Dulden; und gerade diese Verlassenheit mußte bei dem romanhaften chevaleresken Aufschwung, den die Nation nun genommen hatte, eben dieses so hülflose, so schwache und doch so liebenswürdige Geschlecht zu einem Gegenstand der wärmsten Theilnahme machen, dem man auch um so freudiger alle Arten von Huldigung darbringeu konnte, da in diesen von Seite desjenigen, der sie darbrachte, durchaus selbst nicht ein Schein von Schwäche, sondern blos Großmuth und Edelsinn sich kund gaben. — Wenn nun, was

allgemein anerkannt wird, der Grad der Achtung, in der das andere Geschlecht bei einer Nation steht, auch der sicherste Höhenmesser der Cultur und Civilisation derselben ist; so kann man nicht leugnen, daß in dem eilften und zwölften Jahrhundert die Franzosen, besonders die des südlichen Frankreichs, auf der Bahn der Civilisation und Sittenverfeinerung allen übrigen europäischen Völkern weit vorangeeilet waren.

23. Daß, um den Ritterschlag zu erhalten, abgelegte Proben von Unerschrockenheit und Tapferkeit erforderlich waren, haben wir schon bemerkt. Aber außer diesem mußte man auch noch eine Reihe von Lehrjahren rühmlich bestanden haben. Die Schulen des Ritterwesens waren die Höfe, und zufolge den, in der Lehnsverfassung gegründeten hierarchischen Abstufungen, war der königliche Hof die vorzüglichste von allen, gleichsam die hohe Schule der Chevalerie. Allgemeine Sitte ward es jetzt unter den Großen in Frankreich, ihre Söhne zu deren fernern Ausbildung an irgend einen Hof zu schicken. Gewöhnlich sandte der Baron seine Söhne an den Hof eines Grafen, dieser die seinigen an den Hof eines noch mächtigern Grafen oder Herzogs, diese endlich die ihrigen an den königlichen Hof. Alle Arten ritterlicher Uebungen, größtentheils unter den Augen ihres nunmehrigen Herrn, waren die Hauptbeschäftigung dieser Knaben und Jünglinge *), die

*) Zu diesen Uebungen waren auf jeder Burg ein sehr geräumiger, mit Mauern umgebener, und durch diese mit der Wohnung des Burgherrn zusammenhängender Platz, den man den Burghof nannte, bestimmt. Da diesen ritterlichen Uebungen der Herr der Burg, Fürst oder Graf gewöhnlich beiwohnte, auch dessen Familie ihnen nicht selten aus den Fenstern des Schlos=

jedoch zugleich auch in ein gewisses Dienstverhältniß traten, dem zufolge sie am Hofe mancherlei Dienst- und Handreichungen verrichten mußten. Sie gehörten eigentlich zur Famulistik des Hofes, bildeten jedoch, weil entsprossen aus gleich edlem Blute, wie der, bei dem sie jetzt dienten, eine Art höherer, vornehmer Domesticität, wurden auch, sowohl in Ansehung der Dienstleistungen, die man ihnen anwies, als überhaupt, auf eine sehr ausgezeichnete, ihrer Geburt angemessene Art behandelt. Sie umgaben stets ihren Herrn, folgten ihm auf der Jagd, nahmen an allen seinen Belustigungen Antheil, besonders an den Festen oder andern frohen Vereinen, die auf der Burg oder in dem Schlosse gegeben wurden. Aber auch in diesen Dienstleistungen gab es höhere und niedere Ordnungen, die jeder neue Ankömmling nach und nach sämmtlich durchlaufen mußte. — In ein ähnliches Verhältniß trat nun auch der junge weibliche Adel; denn nicht nur die Söhne, auch die Töchter sandten sich die Großen gegenseitig zu, um unter den Augen ihrer Gemahlinnen und in deren nächsten Umgebung eine ihrem Geschlechte, wie ihrer Geburt angemessene Bildung zu erhalten, in ihrer Haltung wie in ihrem ganzen Wesen einen edlern Anstand zu gewinnen, und in den größern Kreisen des Hoflebens den eignen Kreis ihrer Ideen zu erweitern. Auch diese mußten für ihre Gebieterinnen allerlei Dienste verrichten, sie ankleiden helfen, ihren

---

ses zu ihrer Belustigung zuschaute; so kam es nun, daß man jetzt anfing, die Sitze der Fürsten und deren Umgebungen Höfe zu nennen. Nachher ward auch ausserhalb Frankreichs, in allen übrigen europäischen Ländern auf die Sitze der dort regierenden Könige und Fürsten und deren Hauswesen dieselbe Benennung angewandt, die eigentlich nur eine von den Franzosen entlehnte Metapher ist.

Putz ordnen, an ihren weiblichen Handarbeiten theilnehmen, sie überall hin begleiten, und bei großen Festen, besonders bei Ritterspielen, durch ihre Gegenwart, Anzahl, Schönheit und feine Gesittung, den ihre Gebieterinnen umgebenden Glanz noch mehr erheben. Diese Dienstleistungen, sowohl der Söhne wie der Töchter der Großen, waren, wie glänzend auch deren Geburt seyn mochte, nach den damaligen Begriffen nichts weniger als herabwürdigend. An sich veredelte schon der Zweck, den man dabei zu erreichen suchte, die dazu führenden Mittel, und zudem ward die männliche wie die weibliche Jugend frühzeitig an Folgsamkeit, Ordnungsliebe, Zucht und Bescheidenheit gewöhnt. Selbst König Robert II., Heinrichs Vater, sandte seine Tochter Adele an den Hof des Grafen Balduin von Flandern, wo sie, obgleich eine Königstochter und schon bestimmte Braut des jungen Grafen, dennoch gleich den übrigen an diesem Hofe befindlichen edeln Töchtern Frankreichs, in Balduin's Gemahlin ihre Gebieterin verehrte und ihren Winken gehorchte. Kurz, die edelsten und mächtigsten Häuser fühlten sich glücklich, wenn ihre Söhne und Töchter gerade an solchen Höfen erzogen wurden, die damals wegen des dort herrschenden Tons in Beziehung sowohl auf Feinheit als auch Reinheit der Sitten vor andern berühmt waren, und zu diesen gehörten vorzugsweise die Höfe von Paris, von Flandern, der Grafen von Provence und der Herzöge von Aquitanien. Ungemein gewann dabei auch der wechselseitige Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern. Es verschwand jetzt dessen ehemalige Roheit und Steifheit; ungleich leichter, mit mehr Grazie und Anstand, und doch in derselben schuldlosen Unbefangenheit, bewegten sich jetzt an Hoftägen und Hoffesten Frankreichs junge Ritter und edle Töchter, ohne daß — was auch bei der

damals an den Höfen herrschenden strengen Sittenzucht unmöglich gewesen wäre — die von der Natur beiden Theilen gezogene Grenzscheide, auf der einen Seite nämlich Ehrfurcht und Bescheidenheit, und auf der andern Sittsamkeit und weibliche Zartheit, nur im mindesten wären überschritten worden. — Um dieselbe Zeit fingen auch die Troubadours an, das in Frankreich jetzt erwachte Leben des Gemüths durch ihre zum Theil nicht wenig gefühlvollen Gesänge noch mehr zu wecken. Musik und Gesang verschönerten und bereicherten nun bald auf den Ritterburgen und in den Palästen der Großen die dem Vergnügen und der Gesellschaft geweihten Stunden des Abends; und die auf unsere Zeiten gekommenen ältesten Lieder und Dichtungen der Troubadours gehören unstreitig oder wenigstens höchst wahrscheinlich dieser Periode an *). — Welchen wohlthätigen Einfluß Alles dieß auf die Civilisation der Nation und auch auf die Humanität der untern Volksordnungen hatte, bedarf keiner weitern Erklärung. Zudem ward der sich jetzt immer mehr ausbildende chevalereske Geist in seinen mannichfaltigen Formen, mit seinen Hof- und Ritterschulen und seiner ihm eigenen ritterlichen Gesittung, für die Nation ein neues, bei ihrer sie so sehr trennenden und auseinander haltenden Staatsverfassung höchst wohlthätiges Band, das sie einigermaßen wieder näher zusammenbrachte, und den ganzen französischen Adel in einen gemeinsamen, nach gleicher Richtung und gleichen Gesetzen sich bewegenden Orden vereinte. — Da bald darauf, nämlich in dem letzten Decennium dieses Jahrhunderts, die Kreuzzüge begannen, an welchen, nur mit Ausnahme der Spanier, die noch in ihrem eigenen Reiche mit den Sarazenen zu kämpfen hatten, alle christliche

*) Vgl. *Raynouard*, Choix des Poësies des Troubadours.

Nationen des Abendlandes theilnahmen, und, dadurch einander näher gerückt und in lebhaftern Verkehr gebracht, einander auch genauer kennen lernten, und die große Verschiedenheit von Sitten und Gebräuchen ihnen nun eine eben so große Menge neuer Vergleichungspunkte darbot; so ward auch bei allen übrigen Völkern ein ähnlicher Geist der Chevalerie geweckt, und die aus demselben hervorgehenden Institutionen, größtentheils französischen Ursprungs, fanden nun, nur mit Beimischung einiges Nationellen, auch in den übrigen Reichen des Abendlandes einen nicht minder fruchtbaren Boden *). Die Periode der Chevalerie beginnt demnach im Anfange der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, hatte eine Dauer von ungefähr zwei hundert Jahren, und nicht blos auf die Fortschritte der Civilisation und Verfeinerung der Sitten, sondern auch auf zwei der wichtig-

*) Zuerst in Spanien; dann in Burgund und Italien; später auch in Deutschland, ungefähr zur Zeit des zweiten Kreuzzuges. Am empfänglichsten dafür waren die Spanier, deren noch weit größerer Nationalstolz und nicht minder feurige Phantasie das Ritterthum in seinen Formen noch ungleich mehr ausschmückten, aber bei der Aufnahme durchaus nicht den Schlag mit der Hand auf den Backen, sondern blos den Schlag mit der flachen Klinge des Schwertes auf den Nacken des Aufzunehmenden duldeten; und endlich noch mehr, als selbst die Franzosen, von jenem, nur diesem Zeitalter ganz eigenthümlichen Rittergeist ergriffen, sich in ihren Kriegen mit den Sarazenen durch Thaten auszeichneten, die alle die fabelhaften Erzählungen von den Rittern der runden Tafel beinahe noch übertrafen. Am wenigsten davon berührt ward England, dem es vielleicht völlig fremd geblieben wäre, hätte nicht Herzog Wilhelm von der Normandie, nach der Eroberung Englands, mit der französischen Sprache auch französische Sitten und Gebräuche auf den englischen Boden zu verpflanzen gesucht.

sten Lebensprobleme jenes Zeitalters; nämlich auf die ganze moralische und religiöse Beschaffenheit desselben einen entschiedenen wohlthätigen Einfluß. — In seinen äußeren Formen lebte dieß großartige Institut zwar noch lange fort, und selbst heut zu Tage begegnet man davon bisweilen noch ganz unverkennbaren Spuren und Trümmern; aber der ehemalige, dieselben belebende Geist war weit früher daraus entflohen, und schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts verging es eben so unmerksam, als es im eilften entstanden war.

III.

Englische Geschichte *).

1. Schon das ganze letzte Regierungsjahr Cnuts des Großen hindurch hatte man dem Tode dieses Kö-

*) Vom Jahre 1036 — 1067. — Quellen: Florenz von Worcester. Derselbe (ein Benediktinermönch) lebte in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, und schrieb aus ältern Chroniken eine, von Erschaffung der Welt bis in das Jahr 1118 reichende Chronik (Chronica ex Chronicis). Von einem andern Mönche desselben Klosters ward sie bis in das Jahr 1148 fortgesetzt, und enthält über die Regierung Eduards des Bekenners manches bei den andern alten Geschichtschreibern fehlendes, nicht uninteressantes Detail. — *Guilelmi Monachi Malmeburiensis* de Gestis Reg. Angl. Lib. V. (edit. *Savile.* Rerum anglicarum scriptores praecipui. Francof. 1601). — *Henrici* Archidiaconi Huntidonensis Histor. Lib. VIII. (*Sav.* Francof. 1601). — *Rogeri Hovedeni* Annales rerum anglicarum (ib.) — *Ingulphi* Hist. Abbatiae Croiladensis. — *Guilelmi Gemeticensis* Hist. Normannorum (ed. *Cambden* in Anglicar. Normanicar. et Cambricar. rer. scriptores. Francof. 1603). Hülfsschriften sind dieselben, mit denen wir unsere Leser schon früher bekannt gemacht haben.

nigs mit immer steigender Bangigkeit entgegen gesehen, und als derselbe endlich am Ende des Jahres 1036 (12. Nov.) wirklich erfolgt war, gerieth ganz England in Bewegung. Man glaubte sich schon am Vorabend einer furchtbaren Krise, und blos die Idee eines jetzt unfehlbar ausbrechenden blutigen Bürgerkrieges trieb eine zahllose Menge Einwohner an, mit ihren Familien und allen ihren Habseligkeiten, entweder innerhalb der klösterlichen Mauern frommer Mönche, oder in Wäldern und zwischen Sümpfen und Morästen einen sichern Zufluchtsort zu suchen*). Für die Thronfolge in England hatte Cnut nicht mit der ihm sonst eigenen Umsicht und Klugheit gesorgt. Wahrscheinlich boten sich ihm zu viele Interessen dar, die er vereinigen sollte, vielleicht auch gerne vereiniget hätte, aber leider durchaus unvereinbar waren. In seinem letzten, mit Herzog Robert von der Normandie abgeschlossenen Vertrage hatte Cnut, — wenigstens ward dieß an dem Hofe von Rouen allgemein behauptet, — versprochen, daß die Neffen des Herzogs, nämlich des verstorbenen Königs Ethelred beide Söhne, Eduard und Alfred, die an dem Hofe ihres Oheims in der Normandie lebten, mit seinem eigenen jüngsten Sohn Cnut dem Harten**) (Hardecnut) das Königreich theilen sollten. Aber welche Mittel hatte Cnut, dafür zu sorgen, daß jener Vertrag, besonders bei der ungemeinen Vorliebe seiner Gemahlin Emma für ihren jünsten Sohn Harde-

*) Hinc perterrita hominum ac mulierum multitudo maxima, cum suis parvulis ac catulis, omnibus mobilibus ad Croilandiam concurrebat, sola suspicione belli supervenientis attracta ad maiscorum ulnigines et alneta, lutumque lacuum, tanquam castrum refugii fortissimum arbitrati. — *Ingulph.* pag. 904 et 5.

**) So genannt wegen seines zur Ertragung jeder Beschwerlichkeit ungemein abgehärteten Körpers.

cnut, auch nach seinem Tode würde aufrecht erhalten werden; und wie durfte er überhaupt von dem Ehrgeize seiner Söhne hoffen, daß diese sich einer solchen Verordnung fügen würden? — Cnut, wie unsre Leser wissen, hinterließ drei Söhne, Sueno, Harold und Hardecnut. Die beiden erstern hatte er außer der Ehe mit Aelswitha gezeuget, den letzten aber ihm seine rechtmäßige Gemahlin Emma geboren. In Folge Cnuts, vor dessen Vermählung mit Emma, geschlossenen Ehevertrags sollte Hardecnut seinem Vater auf dem Thron von England folgen. Aber schon einige Jahre vor seinem Tode hatte Cnut ihm das Königreich Dänemark übertragen. Hardecnut, wie auch dessen ältester Halbbruder Sueno, der das Königreich Norwegen erhalten hatte, waren also abwesend, als der Vater starb; und nur Harold war bei dem Tode desselben gegenwärtig. Dieser bemächtigte sich sogleich der Schätze seines Vaters, zog einige anwesende Großen, besonders den angesehenen Grafen Leofric in sein Interesse, und da er sowohl die Liebe der Londoner Bürger, als auch der zahlreichen, aus den tapfersten Dänen und Angelsachsen bestehenden Leibwache, die den Kern des Heeres bildete, zu gewinnen gewußt hatte, so ließ er sich ohne weiters in London zum König von England ausrufen.

2. Harold, Harefot (Hasenfuß) *). Aber auch Hardecnut hatte Anhänger in England. Zu ihm hielt der, dem Leser schon bekannte mächtige Graf Godwin, und durch dessen Einfluß ganz Südengland. Ein blutiger innerer Krieg schien unvermeidlich. Aber

*) Diesen ungemein albernen Beinamen erhielt Harold wegen seiner ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit im Laufen, wovon er, weil ein leidenschaftlicher Jäger, vorzüglich auf Jagden ganz auffallende Proben gab.

einige der mächtigsten Großen, und unter diesen auch Godwin, traten jetzt in das Mittel, und zwangen Harold zu einem Vergleiche mit seinem Bruder, dem zu Folge Harold den nördlichen Theil Englands mit der Stadt London, und Hardecnut Wessex und die südlich der Themse liegenden Provinzen erhielt. Dieser Vergleich erhöhete ungemein Godwin's Ansehen bei der Nation; denn seinem Einflusse und seiner Klugheit glaubte man es vorzüglich danken zu müssen, daß die bisherigen so bangen und angstvollen Erwartungen nun auf einmal den freudigen Gefühlen wiederkehrender Ruhe und dauerhaften Friedens wieder Platz machten. — Aber dem schnellfüßigen Harold genügte nicht die Hälfte Englands. Sein Plan war, sich des ganzen Reiches zu bemächtigen. Vor allem suchte er seinen ohnehin schon zahlreichen Anhang noch zu vermehren, und vorzüglich den mächtigen und einflußreichen Grafen Godwin für sich zu gewinnen. Im Besitze aller Schätze seines Vaters, gelang es ihm nun bald, durch reiche Geschenke und die glänzendsten Verheissungen für die Zukunft, den Godwin völlig in sein Interesse zu ziehen, und durch diesen nun auch in dem südlichen England eine Menge Anhänger zu gewinnen. Was Harold's ehrgeiziges Streben ungemein begünstigte, war Hardecnut's Zögern, nach England zu kommen. Vergeblich riefen ihn die Wünsche seiner Mutter und seiner Anhänger nach England. Er kam nicht, denn er konnte nicht kommen. Unruhen, in den nordischen Reichen ausgebrochen, hielten ihn zurück. Seines Halbbruders Sueno und dessen Mutter, der Aelswitha, Tyrannei und Gewaltthätigkeit hatten endlich die Gemüther aller norwegischen Großen empört, diese daher den Prinzen Magnus, zehnjährigen Sohn ihres letzten Königs, des heiligen Olav, vom Hofe Königs Jaroslav, nach Norwegen zurückgerufen, ihm ge-

huldiget, und den Sueno sammt der Aelswitha aus Norwegen vertrieben. Beide flohen nach Dänemark, in der Hoffnung, dort Hülfe gegen ihre aufrührerischen Unterthanen zu finden. Aber gerade um diese Zeit langte die Nachricht von Cnut's Tod in Dänemark und Norwegen an, und die Norweger, dadurch nur noch kühner gemacht, griffen jetzt auch Dänemark an. Die dänischen Küsten waren nun unaufhörlich bedroht, und die dänischen Flotten in oft erneuertem Kampfe mit den Norwegern begriffen. Dieser Krieg fesselte demnach den Hardecnut an Dänemark, besonders da Sueno bald darauf starb, und dessen Tod dem Hardecnut auch auf Norwegen gerechte Ansprüche zu geben schien. Diese Wirrungen dauerten beinahe zwei Jahre, und endigten sich endlich durch einen Vergleich, den die beiderseitigen Großen zwischen den beiden jungen Monarchen zu Stande brachten, und dem zufolge die Krone desjenigen, der zuerst kinderlos stürbe, dem Andern anheim fallen sollte. Während dieser Unruhen konnte Hardecnut Dänemark durchaus nicht verlassen, ohne die eigene, sein Haupt schmückende Krone auf das Spiel zu setzen, um nach einer andern, auf dem Haupte seines Bruders schon ziemlich befestigten, mit ungewissem Erfolge zu ringen. — Hardecnut's gefährdete Lage war seinem Bruder Harold nicht unbekannt; und da nicht leicht abzusehen war, wann und wie die Sachen in Dänemark und Norwegen endigen würden, glaubte er seinen Bruder wenig oder gar nicht mehr fürchten zu müssen. Der Ausführung seines herrschsüchtigen Plans näherte er sich demnach jetzt durch einen sehr bedeutenden Schritt. Er nahm nämlich der verwittweten Königin Emma die Regentschaft über Südengland, erklärte sich selbst gleichsam zum Vormünder seines abwesenden Bruders, und übertrug die Verwaltung des Ländertheils

desselben seiner, ihm jetzt völlig eigenen Creatur, dem Grafen Godwin.

3. Aber weit größere Gefahren droheten dem Harold von der normännischen Küste herüber. Sobald Cnut's Tod in Rouen war bekannt worden, erneuten auch wieder Ethelreds hinterlassene beide Söhne, die Prinzen Eduard und Alfred, ihre alten, gerechten Ansprüche auf das väterliche Erbe. Die Hoffnung, einst den Thron von England zu besteigen, hatte Eduard nie aufgegeben, auch für diesen Fall mehrere, ihm, wie er glaubte, zu seiner Zeit sehr nützliche, geistliche wie weltliche Verbindungen, besonders in Flandern und in den sächsischen Landen angeknüpft. Harold sann demnach auf Mittel, beide Prinzen listiger Weise in die Falle zu locken, sich dann ihrer zu bemächtigen, und durch Verstümmlung sie zur Regierung unfähig zu machen. Unter dem Namen der verwittweten Königin, Mutter beider Prinzen, schmiedete er also einen Brief an dieselben, in welchem vorgeblich die Königin sie ermunterte, unverzüglich nach England zu kommen. Sie möchten ja eine so kostbare Zeit nicht durch verzögernde Kriegsrüstungen verlieren; diese wären ganz unnöthig; indem die ganze Nation sie erwarte, und mit offenen Armen empfangen würde. Dieser Brief benahm jedoch dem besonnenern Eduard noch nicht alles Mißtrauen. Er übereilte sich daher nicht; rüstete vorher eine Flotte von vierzig Schiffen aus, bemannte sie mit einer zahlreichen, aus mehreren Tausend braven Normännern bestehenden Schaar, und segelte dann mit derselben über den Kanal. Bei Southampton trat er an das Land, weil nur einige Meilen von dem Landungsplatz seine Mutter, die Königin Emma, ihren Sitz hatte, und er mit voller Zuversicht auf deren klugen Rath und kräftige Unter-

stützung hoffte. Aber bald sah er sich in allen seinen Erwartungen getäuscht. Nicht nur bei der Königin, sondern auch bei dem Landvolke, fand er eine ganz unerwartet kalte Aufnahme. Bald nahmen Letztere sogar eine feindliche Stellung gegen ihn an. Gewaffnete Haufen, die sich stündlich vermehrten, zogen von allen Seiten herbei; und als jetzt noch Eduards Gefährten, die wilden, von den Angelsachsen ohnehin so sehr gehaßten Normänner, einige Dörfer geplündert hatten, trat die ganze Provinz unter die Waffen. Eduard sah nun wohl ein, daß, wenn er den väterlichen Thron besteigen wollte, er vorher erst ganz England erobert haben müßte. Dazu waren jedoch die mitgebrachten, einige Tausend Mann starken Normänner lange nicht hinreichend. Ohne lange zu zögern schiffte sich also Eduard mit seiner Schaar wieder ein, und kehrte nach dem Hafen von Barfleur zurück.

4. Prinz Alfred war indessen nach Brügge gegangen. Eleonore, Tochter Richards II., Herzogs von der Normandie, mithin Nichte des Alfred, war die Gemahlin des Grafen Balduin IV. Dieses Familienverhältniß machte dem Prinzen sämmtliche flandrische Provinzen ungemein günstig. Balduin V., dem der Vater noch bei seinen Lebzeiten die Regierung übertragen hatte, bot also seinem Vetter eine Flotte und ein wohl gerüstetes Heer an. Aber Alfred nahm dieses Anerbieten nicht an. In seinem Wahne glaubte er, die ganze Nation würde, sobald er nur auf englischem Boden gelandet hätte, sich sogleich, jubelnd über seine Ankunft, unter seinen Fahnen sammeln. Nur in Boulogne vermehrte er seine aus der Normandie mitgebrachte Schaar von höchstens 600 Abentheurern noch mit einigen von den Rittern seines Schwagers, des Grafen Eustaz

von Boulogne. In Witesand eingeschifft, wollte er bei Sandwich landen. Aber er fand die Stadt und die Gegend von Harolds Truppen besetzt; dies zwang ihn seinen Lauf zu ändern. Er steuerte nordwärts, trat Canterbury gegenüber an das Land, und ward von den Einwohnern der umliegenden Gegend mit sichtbarer Freude empfangen. — In dem nicht ferne davon gelegen Guilford hatte Graf Godwin seinen Sitz. Wohl möchte vielleicht der Verdacht nicht ganz ungegründet seyn, daß der Untergang und die völlige Erlöschung der angelsächsischen Königsfamilie auch noch ganz besonders in Godwins persönlichem Interesse lag. Daß ihm der, von Harold an die Prinzen, unter dem Namen ihrer Mutter, geschriebene Brief nicht fremd geblieben, daran möchte wohl schwerlich noch zu zweifeln seyn. Godwin, vermählt mit einer Nichte Cnuts, konnte sich als ein Glied des dänischen Königshauses betrachten; und wer weiß, wie weit die schwungsüchtigen Pläne des unersättlichen Ehrgeizes dieses kühnen, alles unternehmenden, und zu allem fähigen Mannes gingen? Wäre er jetzt, als ein bekannter Anhänger und Freund Königs Harold, mit offener Stirne, wie es einem braven Krieger geziemt, zu Werke gegangen, hätte er demnach in aller Eile einen Theil seiner Lehnsleute zusammengezogen, und sich der Landung des Prinzen, oder dessen weiteren Vorrücken mit gewaffneter Hand widersetzt; so würde ganz gewiß auch Alfred, nun aufgeschreckt aus seinem bisherigen süßen Traum, und wohl einsehend, daß er mit seiner Handvoll Leute nichts unternehmen könne, sich unverzüglich mit seinen Gefährten eingeschifft haben, und gleich seinem Bruder, nach den Küsten der Normandie wieder zurückgesegelt seyn. Aber gleich einem schleichenden Verräther kam jetzt Godwin unter der Larve des Freundes zu dem Prinzen, versicherte ihn seiner

treuen Anhänglichkeit, versprach ihm kräftigen Beistand, erbot sich, ihn sicher zu seiner Mutter zu geleiten, und ersuchte ihn, mit seinen Leuten ihm nach dem nahegelegenen Guilford zu folgen, wo der Prinz und dessen Begleiter ungleich bessere Aufnahme, als hier möglich wäre, finden würden. Alfred ließ sich bethören, und ging mit dem Verräther nach Guilford. Hier ward nun des Prinzen sämmtliche Mannschaft, aus sechshundert Köpfen bestehend, von Godwin sehr bequem bei den Einwohnern des Städtchens einquartirt; aber doch so, daß nur immer ein, höchstens zwei Mann in ein und dasselbe Haus gelegt wurden. Für Wein und Lebensmittel jeder Art sorgte Godwin im Ueberfluß, beurlaubte sich hierauf bei dem Prinzen, mit dem Versprechen, am Morgen des andern Tages ihm wieder seine Aufwartung zu machen, und ihn auf das Schloß seiner Mutter zu begleiten. Alfreds Leute, die, wie ihr Herr, keinen Verrath ahneten, ließen sich es jetzt recht wohl seyn. Als sie aber zu Bette gegangen und größtentheils in tiefen Schlaf gesunken waren, rückten plötzlich nach Mitternacht zahlreiche Schaaren, von Harold gesandt, in Guilford ein, bemächtigten sich der Wehrlosen, banden ihnen die Hände auf den Rücken, und ließen sie so die Nacht über auf der Erde liegen, um am folgenden Morgen mit desto größerer Lust ihre Mordgier an diesen Unglücklichen zu befriedigen. Natürlicher Weise ward auch der Prinz verhaftet, eingesperrt und streng bewacht.

5. Der folgende Tag ward nun Zeuge von einer Reihe von Schandthaten, wovon man selbst in den Annalen der wildesten und grausamsten Völker etwas Aehnliches fruchtlos suchen würde. Sämmtliche, dem schmachvollsten Tode bestimmte Schlachtopfer, wurden auf einem geräumigen Platz aufgestellt. Nur

je der zehnte erhielt seine Freiheit; auch wurden noch einige Wenige, ihrer ausgezeichneten Schöne und Körperstärke wegen, ewiger Sklaverei übergeben. Aber alle übrigen, noch über 500 Mann stark, mußten jetzt erbarmungslos sterben, und zwar unter den schrecklichsten Martern, die nur immer teuflischer Muthwille den Unmenschen, in deren Gewalt die Unglücklichen waren, jetzt eingeben konnte. Einige, denen man auf eine ganz besonders grausame Art beide Augen aus dem Kopfe gerissen hatte, ließ man ohne allen Trost und alle Linderung auf der Erde liegen, und so eines langsamen, und nur desto grausamern Todes sterben. Einigen Andern wurden beide Arme und Beine abgehauen, wieder Andern die Kniesehnen durchschnitten. Mehrern ward die Haut am Hinterhaupt und an der Stirne mit Messerschnitten gelöst, und vom Kopfe und Gesicht gezogen. Durch schreckliche Verblutung starben diese zwar einen schnellen, aber nicht minder grausamen Tod. Sehr vielen ward endlich sogar der Leib aufgeschnitten, und Herz und Eingeweide daraus gerissen *). Den ganzen Vormittag über dauerte diese unerhört blutige, grausenvolle Scene. Eine englische Chronik sagt, daß, seit der ersten Erscheinung der Dänen auf der Insel, der englische Boden noch nie durch eine so unerhörte Gräuelthat wäre besudelt worden. — Prinz Alfred ward am andern Tage gebunden, und unter guter Bedeckung zu König Harold gesandt. Dieser ließ ihn tiefer in das Innere des Landes nach dem Kloster Ely bringen. Seiner Kleider beraubt, nur mit Lumpen bedeckt, die Beine unter

---

*) Hoveden macht davon folgende Beschreibung: « Primordia viscerum fecit ad palos erectos figi, et tunc corpora circumduci, donec novissima intestinorum extraherentur. »

dem Sattel fest gebunden, ward nun König Ethelreds Sohn auf einem schlechten Roß von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf durch halb England geschleppt. Für den rohen Pöbel überall ein Gegenstand des Spottes, nur für wenige edlere Seelen ein Gegenstand des Mittleids. Was den unglücklichen Prinzen auf dieser schmachvollen Reise am tiefsten verwundete, war der grausame Hohn, und die, sein Gefühl jeden Augenblick so schmerzhaft verletzende, rohe und grobe Behandlung von Seite seiner Wächter, besonders des Thans, dem er war übergeben worden. — Im Kloster Ely angekommen, ward Alfred vor ein aus einigen rohen Kriegern bestehendes Gericht gestellt, von diesen zum Verlust der Augen verurtheilt, und das Urtheil unverzüglich, und zwar mit solcher geflissentlichen Ungeschickheit vollzogen, daß auch das Gehirn dadurch verletzt wurde. Man beabsichtigte auch dabei den schnellen Tod des Prinzen; da dieser aber auch nach einigen Tagen immer noch lebte, so machte der Dolch eines Meuchelmörders dem Leben und den Leiden desselben ein Ende. — Es ist schwer, die Motive zu errathen, die diese lange Reihe der blutigsten Gräuelthaten könnten herbeigeführt haben; aber welche sie auch seyn mögen, so wird doch eine solche, wahrhaft satanische Grausamkeit nie auch nur den schwachsten Entschuldigungsgrund darin finden können. — Godwin, dem man jetzt auch alle auf seinen Verrath folgende Mordscenen zuschrieb, verlor jetzt seine bisherige Popularität. Allen Angelsachsen, auch selbst den in England wohnenden Dänen ward er ein Gegenstand des Abscheues, und noch jetzt nach acht Jahrhunderten lastet schrecklicher Fluch auf dem Namen und Andenken des Verräthers *). — Als die

*) Wir folgten hierin, nur mit Ausnahme eines einzigen

Königin den Tod ihres Sohnes erfuhr, fing sie an für die Sicherheit ihrer eigenen Person zu fürchten; und da ihre treuesten Rathgeber diese Furcht mit ihr theilten, so verließ Emma das Königreich, und floh nach Flandern, wo sie bei dem jungen nunmehr regierenden Grafen Balduin, und dessen Gemahlin Adelheide, der französischen Königstochter, eine ungemein willkommene, gastfreundliche Aufnahme fand.

6. Sobald Emma, die allein noch Harold's Plan durch ihre Gegenbemühungen hätte durchkreuzen und vielleicht vereiteln können, nicht mehr in dem Lande war, brachte er es bei den Ständen von Wessex nun auch dahin, daß sie ihre, dem König Hardecnut gelobte Treuepflicht von demselben zurücknahmen, und auf Harold übertrugen; worauf dieser sich zum zweiten Male in London, und zwar jetzt als alleiniger König von ganz England, ausrufen ließ. Als aber der feierliche Krönungsakt vorgenommen werden sollte, legte der ganz in dem Geiste seines hohen Berufs handelnde Erzbischof von Canterbury die königlichen Insignien auf den Altar,

Chronisten — den übereinstimmenden Berichten aller übrigen englischen Geschichtschreiber. Indessen müssen wir doch bemerken, daß diese sämmtlich erst nach der Eroberung, daß heißt, unter der Regierung Wilhelms I. und dessen Nachfolger schrieben, wo es ganz unbezweifelt kein kleines Verdienst seyn mußte, den Grafen Godwin und dessen Söhne, wovon der älteste, der ebenfalls Harold hieß, dem Wilhelm die Krone hatte streitig machen wollen, recht in Schatten zu stellen, und so viel als möglich dessen Andenken bei der Nation gehässig zu machen. — Lingard behauptet, daß Godwins Schuldbarkeit nichts weniger als vollkommen erwiesen sey. Wir werden sogleich darauf wieder zurückkommen.

und, dann zu dem Könige sich wendend, sagte er:
„Diese Zeichen der königlichen Würde hat mir Euer
„Vater, König Cnut der Große, anvertraut, daß
„ich sie in meiner Cathedralkirche aufbewahren sollte.
„Ich will sie Euch weder geben, noch auch sie Euch
„verweigern. Wenn Ihr sie also haben wollet, so
„müßt Ihr sie selbst nehmen; denn unter der streng-
„sten Kirchencensur verbiete ich allen Bischöfen,
„meinen Brüdern im heiligen Amte, den Krö-
„nungsakt zu verrichten; indem, zu Folge ganz ei-
„gener, hierüber ertheilter Privilegien, das Recht,
„die Könige von England zu krönen, nur der erz-
„bischöflichen Kirche von Canterbury zusteht." —
Auf welche Weise sich Harold aus dieser Verlegen-
heit gezogen, ist unbekannt. Alle Geschichtschreiber
stimmen indessen doch darin mit einander überein,
daß der König wirklich gekrönt worden. Ob es nun
Harold gelungen, bei dem Erzbischofe dessen Be-
denklichkeiten zu beseitigen; oder ob ungeachtet des
erzbischöflichen Verbotes dennoch ein anderer engli-
scher Bischof die Krönung vollzogen, oder ob endlich
Harold sich selbst die Krone auf das Haupt gesetzt:
dieß muß man dahin gestellt seyn lassen.

7. Harold's Regierung, auf Mord und Ge-
waltthat gegründet, hatte nur die sehr kurze Dauer
von nicht einmal ganz vollen vier Jahren. Merk-
würdiges bietet sie nichts dar; und daß der Unter-
könig von Walis, der tapfere Griffirth, in Wessex
einfiel, die gegen ihn gesandten Schaaren in die
Flucht schlug, und mit reicher Beute beladen unge-
straft nach seinen Gebirgen zurückkehrte, ist das ein-
zige, obgleich für Harold nicht sehr ehrenvolle Er-
eigniß, dessen die Regierungsgeschichte dieses Königs
erwähnt. Lobenswerther ist es, daß er seine Unter-
thanen nicht mit Abgaben drückte, auch Kirchen und

Klöstern öfters Beweise seiner Freigebigkeit gab. Aber dafür rüget es Emma's Panegyrist in sehr starken Ausdrücken, daß Harold, weil sein Herz noch immer dem nordischen Heidenthum zugethan, sich stets von allem öffentlichen Gottesdienste fern gehalten, sogar an den höchsten Festtagen, statt dem heiligen Opfer beizuwohnen, sich der Befriedigung seiner wilden Jagdlust überlassen habe. *) Ohne daß eine vorangegangene Krankheit ihm den nahenden Tod angekündigt hätte, starb Harold plötzlich am siebenzehnten März des Jahres Ein Tausend und neun und dreißig.

8. Indessen waren auf den, vor ein paar Jahren zwischen Dänemark und Norwegen ausgebrochenen Krieg wieder freundlichere Verhältnisse gefolgt; und sobald Hardecnut, durch jenen weiter oben schon erwähnten Vertrag mit dem jungen Könige Magnus, die Küsten Dänemarks gegen norwegische Angriffe gesichert hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Wiedereroberung Englands. Eine Flotte von mehr als siebenzig großen Schiffen ward ausgerüstet, und ein nicht minder zahlreiches, aus den tapfersten seiner Dänen bestehendes Heer in kurzer Zeit auf die Beine gebracht. Als Hardecnut seine Zurüstungen beendigt hatte, begab er sich, unter der Bedeckung einer kleinern Flotte von neun Schiffen, zu seiner Mutter nach Flandern. Emma hatte noch viele Anhänger in England. Sie konnte ihrem Sohne über Vieles wichtige Aufschlüsse geben. Ihr Rath und ihre Leitung waren ihm für jetzt durchaus unentbehrlich. Hardecnut blieb daher den ganzen Winter über in Brügge. Als er aber schon im

*) Encom. Em.

Begriff stand, wieder nach Dänemark zurückzukehren, um mit seiner Flotte gegen England auszulaufen, erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Halbbruders.

9. Gleich nach König Harold's Tod versammelten sich die Stände zu einer neuen Königswahl. Auf dem Wittagemott herrschte nur eine Stimme über den Nachfolger des verstorbenen Königs. Hardecnut vereinte in seiner Person zugleich die Wünsche der Angelsachsen und Dänen. Einige Bischöfe, und an deren Spitze der Bischof Alban von London, und noch mehrere weltliche Herren eilten demnach nach Brügge, um im Namen der Nation Emma's Sohn einzuladen, nach England zu kommen, und den Thron seines Vaters, des großen Königs Cnut zu besteigen. — Gern folgte Hardecnut dieser freundlichen Einladung, ließ jedoch vorher noch seine ganze, in einem dänischen Hafen vor Anker liegende Flotte kommen, vereinigte damit die neun Schiffe, die ihn nach Flandern begleitet hatten, und segelte mit zwei und sechzig Schiffen nach England. In der Themse lief er mit seiner Flotte ein. Allgemein und groß war der Jubel, mit dem Hardecnut von der Nation empfangen, und bald darauf von dem Erzbischofe von Canterbury gekrönt ward. Noch einmal wurden also jetzt, obgleich zum letzten Male, die beiden Kronen von Dänemark und England auf einem und demselben Haupte vereint. — Unstreitig war es höchst löblich, daß Hardecnut den Anfang seiner Regierung mit der Bestrafung der Mörder seines Bruders, des Prinzen Alfred, machen wollte; aber zugleich auch eben so sinnlos, widernatürlich und unchristlich, daß er die Leiche Harold's wieder ausgraben, dem entseelten Körper den Kopf abschlagen, und diesen sammt dem Rumpf in die

Themse werfen ließ *). Diese Entweihung eines Todten, den er doch einst Bruder nannte, empörte alle edlen Seelen, und dämpfte nicht wenig die frohen Hoffnungen, die man sich von der Regierung des jungen Monarchen gemacht hatte. Ganz besonders aufgebracht darüber waren die dänischen Einwohner von London, die daher auch die königlichen Ueberreste, nachdem sie ein Schiffer in der Themse aufgefischt hatte, mit geziemender Trauer auf dem, den Dänen zu London gehörigen Kirchhof zu St. Clemens wieder begruben. — Gegen Alle, welche von der öffentlichen Meinung einer Theilnahme an Alfred's grausamer Ermordung beschuldigt wurden, ward nun eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Verwickelt in diesen Prozeß waren Aelfrik, Erzbischof von York, der Bischof von Worcester, Graf Godwin, der Oberst-hofmeister (Major Domus) Styrr und noch mehrere andere einflußreiche, obgleich in Ansehung des Ranges von einander höchst verschiedene Männer. Diese klagten sich noch gegenseitig selbst an. Jeder schob die Schuld auf den andern, die dieser dann wieder auf seinen Gegner zurückwälzte. Aber besonders waren es jetzt der Erzbischof von York und Graf Godwin, die sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäuften. Dieser mit so vielem Geräusch und so großem Aufsehen angefangene Handel nahm jedoch bald einen höchst erbärmlichen, auch nicht die schwächsten Erwartungen befriedigenden Ausgang. Um den ganzen Prozeß schnell zu enden, ergriff Godwin, der den Charakter des neuen Königs schon durchschaut hatte, das sicherste Mittel. Er machte nämlich mit

*) Die Vollziehung dieses, nach einem gehaltenen Todtengericht, über die Leiche eines Königes gefällten Urtheils, ward dem Erzbischof Aelfric von York und dem Grafen Godwin übertragen.

einem ungewöhnlich prächtigen, durchaus vergoldeten, und mit achtzig bewaffneten Matrosen bemannten Ruderschiffe dem Könige ein Geschenk. Jeder dieser achtzig Matrosen trug schwere goldene Armbänder, hatte einen vergoldeten Helm, Schild und Schwert, ferner eine mit Gold und Silber eingelegte Streitaxt und eine durchaus stark mit Silber beschlagene Lanze. Hardecnut, höchlich erfreut über dieses Geschenk, erlaubte nun dem Godwin, von der gegen ihn erhobenen Anklage sich durch einen Eid zu reinigen. Godwin und seine Eideshelfer schwuren nun den Eid, worauf der König und auch Emma, die viel über ihren Sohn vermochte, dem Erstern ihr ganzes Wohlwollen wieder schenkten *). Ob von

*) Dieser Eideshelfer waren ihrer zwölf, theils Dänen, theils Engländer, aber sämmtlich Männer von hohem Range und großem Ansehen. — Wir haben so eben bemerkt, daß Lingard sich von Godwins Schuldbarkeit noch lange nicht überzeugt fühlet. Damit die Leser Lingards Gründe desto besser würdigen können, wollen wir jetzt hier den sinnigen, geistvollen Geschichtschreiber selbst sprechen lassen. — « The guilt of *Godwin* will alwais remain a problem. It may be urged against him, thet Alfred at the time of the murder was under his protection, and in his town of Guildford; that within four years he was publicly accused of it by the archbishop of York, and that he is condemned without hesitation by almoft every historian, who wrote after the conquest. On the other hand it may be observed, 1. that the monk of St. Omer, who was so well acquainted with the transaction, far from charging the earl, seems to represent him as perfectly ingnorant of Alfred's danger: ad sua recessit hospitia mane rediturus, ut Domino suo serviret cum debita honorificentia (Encom. Emm.); 2. that the accusation of the Archbishop is balanced by the acquittal of *Godwin* on his trial; 3. that tittle reliance is to be placed on the assertions of writers posterior to the conquest, when every tale

den übrigen Einer als schuldig befunden und bestraft worden, darüber schweigen die englischen Jahrbücher. Nur von Eadulf, dem Earl von Northumberland, weiß man, daß er, obgleich schuldlos an Alfreds Ermordung, dabei ein Anverwandter Hartecnuts, daher auch dem Scheine nach von demselben sehr gnädig empfangen, aber früher einer von Emmas erklärtesten Feinden, der noch überdies sich auch Hartecnuts Thronbesteigung widersetzt hatte, nun auf Befehl des Königs von dem Grafen Siward ermordet ward, der dann zum Lohne dafür die durch Eadulfs Tod erledigte Grafschaft Northumberland erhielt.

10. Noch war das erste Jahr der Regierung Hardecnuts nicht völlig verflossen, und doch hatte er schon die Liebe aller seiner angelsächsischen Unterthanen unwiederbringlich verloren. Seit vielen Jahren waren die Engländer der Zahlung der schweren Dä-

---

wich could vilify the family of *Godwin* was gratefully accepted, and eagerly countenanced by the reigning Dynastie. — *Edward* the confessor, in two of his charters, attributes the death of his brother to *Harold*, and (wich is more singular) to *Hardecanut*. Now the lettre Prince was in Danmark, and the accusation,. if it mean any thing, must allude to those who governed in the name of *Hardecanut*, and in that hypothesis may reach *Emma* or *Godwin* or both. The King's words are: « *Haraldo* et *Hardecanuto*, a quibus et alter meus frater *Alfredus* crudeliter est occisus. » Yet would *Harold* (son of *Godwin*) who was then all-powerful have suscribed tho these charters, if they had cast so foul a stain on the memory of his father? — Berechtigen diese Gründe auch vollkommen, an der Schuldbarkeit des Grafen zu zweifeln; so sind sie doch auch eben so wenig hinreichend, ihn von aller Theilnahme an der blutigen That völlig freizusprechen.

nengelder völlig entwöhnt worden. Unter der Regierung Cnuts lagen nie mehr als sechzehn Schiffe in den verschiedenen Häfen Englands vor Anker. Auch unter König Harold ward die dänische Marine in England nicht vermehrt. Aber jetzt war Hardecnut mit einer ungemein stark bemannten Flotte von zwei und sechzig Schiffen nach England gekommen. Die zahlreiche Schiffsmannschaft forderte nun Belohnung und rückständigen Sold; und um diese befriedigen zu können, bedurfte es einer für die damaligen Zeiten ungeheuren Summe von 30,000 Pfund Silbers, die jetzt die englische Nation bezahlen mußte. Jeder Matros erhielt 8 und jeder Steuermann 12 Mark. Diese im tiefen Frieden ganz unerwartete Kriegssteuer, besonders zu einer Zeit, wo ohnehin ungewöhnliche Theuerung das Land drückte, erregte schon allgemeine Unzufriedenheit. Als aber gleich im folgenden Jahre noch eine größere Summe begehrt ward, nämlich 21,100 Pfund für die Truppen und 11,000 für die Unterhaltung der Flotte, stieg der Unwille der Nation so hoch, daß es in mehreren Städten zu blutigen, tumultuarischen Auftritten kam, und in der Stadt Worcester zwei königliche Steuereinnehmer von dem rasenden Pöbel erschlagen wurden. Hardecnut, im höchsten Grade darüber aufgebracht, wollte diese Unthat nicht ungestraft lassen. Aber nicht gleich, erst später sollte seine Rache die frevelnde Stadt treffen. Wirklich waren auch beinahe sechs Wochen verflossen, und schon glaubten die Einwohner jetzt nichts mehr befürchten zu müssen; als auf einmal ganz unerwartet mehrere Thans an der Spitze einer sehr zahlreichen Abtheilung der königlichen Leibwache in der Gegend einrückten. Sogar die ganze Grafschaft ward nun den Soldaten zur Plünderung überlassen, die unglückliche Stadt selbst aber, nachdem ebenfalls alle Habe

der Einwohner der Raubsucht der Soldaten war preisgegeben worden, an mehreren Orten in Brand gesteckt, und in einen Aschenhaufen verwandelt. Indessen kamen doch nur Wenige dabei um. Der größte Theil rettete sein Leben durch schleunige Flucht, während andere, von Verzweiflung getrieben, und dadurch nur noch kühner gemacht, haufenweise nach einer in der Saverne gelegenen Insel flohen, und dort die Vortheile, die das Terrain ihnen darbot, trefflich benutzend, sich so lange mit beispielloser Tapferkeit vertheidigten, bis sie endlich von dem Könige, der entweder die Unerschrockenheit der braven Worcester ehrte, oder vielleicht auch weitere Verbreitung der Empörung befürchtete, wieder Gnade und völlige Verzeihung erhielten.

11. Wie es scheint, zeigte Hardecnut stets eine ganz besondere Vorliebe für seine Dänen. Natürlicher Weise entfremdete er sich dadurch nur noch mehr die Herzen der Angelsachsen; besonders da die Insolenz der dänischen Fremdlinge immer unausstehlicher ward. Es übersteigt alle Wahrscheinlichkeit, mithin auch beinahe allen Glauben, was einige englische Geschichtschreiber, und vorzüglich der Mönch Brompton in seiner Chronik *) davon berichten. Wenn z. B. hundert Angelsachsen — so wird wenigstens erzählt — einem Dänen begegneten, so mußten sie sämmtlich stille stehen und den vorübergehenden, bisweilen sie nicht einmal eines Blickes würdigenden Fremdling ehrfurchtsvoll begrüßen. Sa-

*) Brompton war Abt des Cistercienklosters Jorevall im Erzbisthum York, und blühete in den letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts. Er schrieb eine, mit dem Jahre 588 beginnende, und mit dem Jahre 1198 sich endigende Geschichte Englands.

hen sie ihn aber über eine Brücke kommen, und befanden sich noch nicht selbst darauf, so mußten sie vor derselben halten, und durften sie nicht eher betreten, als bis der Däne über der Brücke völlig herüber war. Aber das unausstehlichste, ja wohl das grausamste, war für die Angelsachsen die dänische Einquartirung. Beinahe in jeder Wohnung eines Angelsachsen lag ein Däne, der aber dann gewöhnlich sich als den Eigenthümer des Hauses betrachtete, und ganz nach Willkühr und oft auf das tollste darin schaltete und anordnete; und wenn endlich gar, was auch nicht selten geschah, die Gattin des Angelsachsen oder dessen Töchter ein Opfer der Brutalität des Dänen wurden, so fanden die Klagen des schwer Beleidigten stets nur äußerst schwaches Gehör, und nie ward einem so schrecklichen Unfuge mit Nachdruck gesteuert. — Will man, jedoch ausgehend von dem wahren historischen Standpunkte, nämlich von dem einer ächt christlichen Weltanschauung, sich eine Vergleichung der englischen Nation jener Zeit mit allen übrigen europäischen Nationen erlauben, so wird man gestehen müssen, daß die Engländer nicht blos an Civilisation, sondern überhaupt auch an Großmuth und Edelsinn und ganz besonders an ächt christlicher Gesinnung und Gesittung, hinter allen Völkern des Abendlandes — nur mit Ausnahme der drei nordischen Reiche — und ganz vorzüglich hinter ihren nächsten Nachbaren, den Franzosen, noch sehr weit zurückgeblieben waren. — Lange Zeit war es Britanniens trauriges Loos, die Beute jedes fremden Eroberers zu werden. Alle Blüthen der von den Römern erhaltenen Cultur zerdrückten in Britannien zuerst die rohen, heidnischen Sachsen. Als diese, größtentheils von Frankreich aus humanisirt und christianisirt wa-

ren *), und England endlich unter Ecbert in eine Gesammtmonarchie vereint, kaum angefangen hatte unter den übrigen abendländischen Reichen ebenfalls eine Stelle einzunehmen, begannen sogleich schon jene, mehrere Generationen hindurch dauernden, alles zerstörenden und verwüstenden Einfälle der eben so wilden als grausamen heidnischen Dänen und Norweger, wo dann bei der völligen Verödung des Landes und in der großen Niederlage aller bürgerlichen Tugenden, wie aller gesetzlichen bürgerlichen Ordnung, auch beinahe alles Christenthum und mit diesem eben so alle Verhältnisse eines höher cultivirten Socialzustandes untergehen mußten. Zwar ward einige Zeit darauf der große Alfred Schöpfer eines neuen angelsächsischen Reiches, und unter seinen ersten Nachfolgern, besonders unter König Athelstan, stand schon wieder England mit allen und selbst den damals gebildetsten Nationen des Abendlandes, auf gleicher Stufe der Cultur und Civilisation. Aber auch diese gingen in dem unter dem schwachen Ethelred ausgebrochenen beinahe

---

*) Während der Heptarchie suchten gewöhnlich die noch heidnischen, kleinen angelsächsischen Könige ihre Gemahlinen in Frankreich. Aber die französischen Prinzessinnen waren stets so klug, vor ihrer Vermählung freie Ausübung des christlichen Cultus zu einer unerläßlichen Bedingung zu machen. Demzufolge kamen sie nun auch immer mit einigen durch Frömmigkeit und Einsicht ausgezeichneten Geistlichen in England an. Durch diese, wie durch den frommen Eifer der Fürstinnen selbst, ward nun nach und nach ganz England zum Christenthum bekehrt. Aber wie überall und zu jeder Zeit begannen auch in England mit Einführung des Christenthums eine höhere Landes- und Geistescultur, milde Sittenordnung und eine festere, mehr christliche Rechtsverfassung.

sechs und dreißigjährigen dänischen Kriege, wo mehr als einmal die Existenz der ganzen angelsächsischen Nation auf dem gewagten Spiele stand, wieder völlig verloren; und die neuen Pflanzungen, welche Canut in dem wahrhaft nicht sehr ausgedehnten Zeitraum einer kaum siebenzehnjährigen Regierung anlegen konnte, wurden nun schon unter seinen Söhnen von den abermals nach England gerufenen dänischen Halbbarbaren wieder zertreten; zudem lebte damals schon ein jüngerer Zeitgenosse Hardecnut's und zum rüstigen Jüngling gereift — derselbe, der nach ein paar Decennien England auf das neue erobern, alles, was an Sprache und Individualität Nationelles noch übrig war, völlig zerstören, neue Sprache, neue Gesetze, Sitten und Gebräuche einführen, und die Nation aller ihrer sie bisher charakterisirenden Eigenthümlichkeiten beraubt, in ein ganz anderes, neues Volk umwandeln sollte? — Wer hätte damals auch nur von weitem ahnen können, daß dasselbe England, das so viele Jahrhunderte hindurch immer der leichte Raub jedes kühnen Abentheurers war, einst noch den unermeslichen, den ganzen Erdball umströmenden Ocean beherrschen, und durch diese auf Wellen und Wogen gegründete Herrschaft, einen in den Angelegenheiten aller vier Welttheile gebietenden Einfluß erringen sollte? — In Wahrheit, es ist eine unbegreifliche, von der Geschichte so unzählige Male zu Schanden gemachte Anmaßung, wenn der Mensch mit seinem so sehr beschränkten, so enge begrenzten Blicke sich vermißt, den geheimnißvollen, oft selbst auch nur eine ganz nahe Zukunft verhüllenden Vorhang durchschauen zu wollen! — Wir ergreifen jetzt wieder den nur auf einen flüchtigen Augenblick abgebrochenen Faden unserer Erzählung.

12. Emmas sehnlichste Wünsche waren nun erfüllt; den Liebling ihrer Seele erblickte sie auf dem Throne von England; und so wandte sich ihr Mutterherz jetzt auch zu ihrem in erster Ehe mit König Ethelbert erzeugten Sohne, dem Prinzen Eduard. Da von dem sanftmüthigen, friedfertigen, und nichts weniger als herrschsüchtigen Charakter dieses Prinzen, bei dem ohnehin auch das Feuer der ersten Jugend längst schon erloschen war, nicht die mindeste Gefahr für Hardecnuts Thron zu befürchten war; so ward er jetzt wieder nach England zurückberufen. Mit der größten, wenigstens äusserlichen Herzlichkeit ward er von seiner Mutter, wie von seinem Halbbruder empfangen. Auch die normännischen Geistlichen und Edelleute, die er mitbrachte, fanden dieselbe gastfreundliche Aufnahme. Eduard erhielt an dem Hofe eine seiner Geburt und hohem Range angemessene Stellung; und wenn vielleicht auch Hardecnut ihn nicht so ganz wie einen Bruder liebte; so ehrte er in ihm doch stets den Sohn seiner eigenen Mutter. Wohl mag auch Politik, um nämlich die völlig verlorene Liebe der Angelsachsen dadurch wieder zu gewinnen, einigen Antheil an dieser Zurückberufung gehabt haben. Eduard blieb nun für immer in England; sehnte sich jedoch nicht selten wieder nach dem weit mehr gesitteten und feiner gebildeten Hofe des Herzogs von der Normandie zurück, zu dem er ohnehin durch seinen langjährigen Aufenthalt an demselben eine ganz besondere Vorliebe gewonnen hatte.

13. Wenn allenfalls Emma und deren Anhänger dem Hardecnut, weil er nach dem Tode Cnuts so lange zögerte nach England zu kommen, und noch über zwei Jahre in Dänemark blieb, einige Vorwürfe gemacht hatten; so fand derselbe jetzt in dem,

was nun geschah, seine volle Rechtfertigung. Gleich in dem zweiten Jahre, nachdem Hardecnut die Regierung in England angetreten hatte, war schon wieder ein von den Norwegern vorsätzlich und ohne alle Veranlassung herbeigeführter Krieg zwischen ihnen und den Dänen ausgebrochen. Aber zu sehr liebte Hardecnut sein neues Königreich, vielleicht auch seine eigene, schon ziemlich nahe an ein schwelgendes Leben grenzende Bequemlichkeit, als daß er jetzt sogleich hätte England verlassen, und nach Dänemark eilen sollen. Den Oberbefehl über die dänische, gegen die Norweger bestimmte Flotte übertrug er also seinem nahen Anverwandten, dem Suen-Estrithson *).

*) Estrithson war der Sohn jenes tapfern Järl Ulf, dem, wie man sich erinnern wird, Cnut seine Schwester Oestrith zur Gemahlin gegeben, ihn aber einige Zeit nachher, wegen einiger dem Ulf in der Hitze entfahrenen und den König beleidigenden Worte, zu Roeskild von einem seiner Kämmerlinge hatte ermorden lassen. Nach dem Tode seines Vaters floh Estrithson nach Schweden, wo er zwölf Jahre blieb, und unter dem kriegslustigen König Jakob sich ebenfalls zum Krieger bildete. Als sein Vetter den Thron von Dänemark bestieg, eilte er wieder nach dem Vaterlande zurück, ward aber unter Weges durch einen Sturm an die deutschen Küsten verschlagen. Hier fiel es ihm ein, wohl aus alter, den Dänen zum Theile noch anhängender Gewohnheit, einen seeräuberischen Versuch zu machen, der ihm jedoch nicht gelang; denn er ward von den Lehensleuten des Erzbischofs von Bremen gefangen, und zu diesem gebracht. Der damalige Erzbischof Bezelin Alebrand, ein äußerst kluger und besonnener Herr, fühlte sogleich, welche Vortheile ihm und seiner Kirche dieses an sich unbedeutende Ereigniß für die Zukunft bringen könnte. Seinen vornehmen Gefangenen begrüßte er mit der größten Ehrerbietung, wußte mit vieler Gewandtheit dessen Raubversuch blos für einen launigen Einfall,

Dieser übernahm den Auftrag mit um so größerer Freude, da er selbst, wenn Hardecnut kinderlos stürbe, ein nicht zu bestreitendes Recht auf die Krone von Dänemark zu haben glaubte. Dem Estrithson war jedoch das Kriegsglück nicht günstig. Er ward von dem jungen König Magnus in einem entscheidenden, sehr blutigen Seetreffen gänzlich geschlagen. Nach verlorner Schlacht, womit auch der Verlust beinahe der ganzen dänischen Flotte verbunden war, kehrte Estrithson nach England zurück. Als er aber zurückkam, war der König nicht mehr unter den Lebenden. Die Vermählungsfeier eines vornehmen Dänen mit einer der edelsten Töchter Englands wollte Hartecnut durch seine Gegenwart verherrlichen. Als er in den festlich geschmückten Saal eintrat, schallte hoher Jubel ihm von der ganzen, zahlreich versammelten Gesellschaft entgegen. Der König war ungemein heiter, und gleiche Heiterkeit schwebte auf der Stirn jedes Anwesenden. Frohen Sinnes ließ man sich zur Tafel nieder. Einige Zeit darauf erhob sich der König von seinem Sitze, um einen gefüllten Pokal, den er in der Hand hatte, auf das Wohl des jungen Brautpaars zu leeren; aber in dem Augenblicke, als er denselben an seine Lippen brachte, sank er, vom Schlage getroffen, sprachlos zur Erde. Man trug ihn in ein anstoßendes Ge-

---

für eine Art muthwilligen Scherzes zu erklären, und lud ihn ein, ihm nach Bremen zu folgen. Hier bewirthete er den vermuthlichen Thronerben Dänemarks mehrere Tage auf das Prächtigste; und als derselbe abreiste, überreichte er ihm herrliche Geschenke, wodurch er nun dessen Freundschaft für immer gewann. — Der Erzbischof hatte sich in seiner Rechnung nicht getäuscht; denn wirklich bestieg Estrithson einige Jahre nachher den dänischen Thron.

nach. Alle in der Eile angewandten Mittel blieben wirkungslos, und schon nach einer Stunde war Hartecnut eine Leiche (8. Jun. 1041). Seine kurze Regierung hatte nicht eimal die Dauer von drei vollen Jahren gehabt. Beerdiget ward er neben dem Grabe seines Vaters in der Kirche zu Winchester.

14. Bevor man noch die königliche Leiche hatte nach Winchester bringen und dort in der Königsgruft des alten Münsters beisetzen können, ward Eduard schon feierlich in London als König von England ausgerufen. Laut jubelten alle Angelsachsen, daß die Fremdherrschaft der Dänen nun geendiget, und der Scepter Englands einem Sprossen von Cardics uraltem Königsstamme wieder gegeben sey *). Aber nur mit vieler Mühe hatte man Eduard bewegen können, das so gefährliche Geschenk einer Krone anzunehmen. Während seines Aufenthalts an dem Hofe seines Halbbruders hatte er die Verfassung und innere Lage Englands, und besonders die man-

*) Der wahre Thronerbe war eigentlich Eduards Neffe, Sohn seines ältesten Bruders, des Königes Edmund Ironside, der ebenfalls Eduard hieß, aber jetzt noch in der Verbannung an dem Hofe des Königes von Ungarn lebte, wohin ihn Cnut der Große gesandt hatte. Dieser war also abwesend, Eduard aber gegenwärtig; und da das Andenken an dessen ausgestandene Gefahren und erduldete lange Leiden ihn der Nation nur noch theurer machte, auch damals die Erbfolge blos auf die königliche Familie festgestellt war, noch nicht aber unter den Gliedern derselben eine eben so feste gesetzliche Bestimmung hatte; so vereinten sich alle Wünsche der Angelsachsen in der Person des schon beinahe zwei Jahre lang unter ihnen lebenden Eduards.

nigfaltigen, damals so wichtigen Personalverhältnisse der den Thron umgebenden Großen kennen gelernt. Ihm, dem es gewiß weder an Verstand noch Erfahrung fehlte, war es nicht entgangen, wie gefährlich die schon zu hoch gestiegene Macht der Großen der Krone werden, und welche Unruhen und Verwirrungen deren so sehr getheiltes, sich gegenseitig durchkreuzendes Interesse, und die daraus entstehenden leidenschaftlichen Zwiste, in dem Reiche veranlassen könnten. Die mächtigsten derselben, und die man schon als Häupter der Nation betrachten konnte, waren Godwin, Leofric und Siward. Die Statthalterschaft des Erstern begriff ganz Wessex, Sussex und Kent; zudem waren auch die zwei ältesten von seinen fünf Söhnen, Suen und Harold, schon in dem Besitze von Glocester, Sommerset, Oxford, Essex, Ostanglien und Cambrigdeshire, während den drei übrigen Söhnen ebenfalls nicht minder bedeutende Grafschaften zugesichert waren. Wenn vereint, war die Macht dieser Familie beinahe der königlichen gleich. Aber auch nicht viel minder mächtig waren Leofric und Siward. Die Statthalterschaft des Letztern erstreckte sich von dem Guberstrom bis an die Grenzen Schottlands, und Leofric befehligte in dem ganzen nördlichen Theile des ehemaligen Königreiches Mercia *). — Eduard war demnach

*) An Umfange waren jedoch diese Grafschaften nichts weniger als einander gleich. Einige hatten ziemlich enge, andere wieder ungleich weiter ausgedehnte, oft mehrere Grafschaften umschließende Grenzen. Groß war die Gewalt dieser Statthalter in ihren Bezirken. Als Repräsentanten des Königes übten sie auch die königliche Gewalt. Sie waren die höchsten Richter in Civil- und Criminalsachen; empfingen die Strafgelder, schrieben Steuern aus, und führten den Oberbefehl über die sämmtliche, waffenfähige

wirklich entschlossen, auf die Krone zu verzichten, äußerte sich darüber auch gegen den Grafen Godwin, dem er unumwunden erklärte, daß er gesonnen sey, sich in ein Kloster in der Normandie zurückzuziehen. Aber Godwin, wahrscheinlich in der nicht ungegründeten Hoffnung, daß er unter einem so gutmüthigen, und dabei so wenig Zutrauen in seine eigenen Kräfte setzenden Monarchen, an dessen Herrschergewalt den größten Antheil haben werde, flößte dem Prinzen neuen Muth ein, und da mit seinen Bitten auch die Grafen Leofric und Siward die ihrigen vereinten, dabei sehr rührend ihm vorstellten, wie es der allgemeine, ungetheilte Wunsch der ganzen Nation wäre, ihn zu ihrem Könige zu haben; so gab Eduard endlich nach, ließ sich den Königsmantel anlegen, jedoch erst im folgende Jahre am Osterfeste zu Winchester von dem Erzbischofe Eadsi krönen.

15. Den Anfang von Eduards Regierung bezeichnete eine von ihm nicht erwartete, jedoch sehr heilsame Strenge. Viele Krongüter waren von seinen Vorfahren an deren oft unwürdige Günstlinge, besonders an die stets vorzüglich begünstigten Dänen, zum großen Schaden der königlichen Einkünfte verschleudert worden. Alle diese Schenkungen wurden jetzt vernichtet, die Güter eingezogen, und zahlreiche dänische Familien, deren Treue zweideutig oder ver-

---

Bevölkerung ihrer Provinzen, und konnten dieselbe, sobald von irgend einer Seite Gefahr drohete, oder zu drohen schien, sogleich aufbieten, und gegen innere oder äußere Feinde führen. Was der Krone noch ein gewisses Uebergewicht gab, war, daß diese Statthalterschaften nicht erblich waren; sondern von dem Könige abhingen, der nöthigen Falles, jedoch mit Einstimmung der Wittenagemots, diese mächtigen Grafen ihrer Aemter entsetzen konnte.

dächtig schien, aus dem Reiche verbannt. Unter diesen befand sich sogar eine Schwesterstochter Cnuts des Großen, die edle Gunihilde, die mit ihren beiden Söhnen, Hemming und Thurkill, England verlassen mußte *). Auch Hartecnuts vertrautester Freund und Rathgeber, Osgog Clapa, nebst noch mehreren andern Dänen, die sich stets feindlich gegen Eduard erwiesen, selbst anfänglich dessen Erhebung sich widersetzt hatten, traf dasselbe Los. Mit gleicher Strenge verfuhr auch Eduard gegen seine Mutter, die Königin Emma. Sie war im Besitze ungeheurer Schätze, sowohl an gemünztem Gold und Silber, als auch an Juwelen und anderen Kostbarkeiten. Eduard glaubte mit Recht, daß diese Reichthümer ein Theil des väterlichen Erbe wären, mithin der Krone gehörten. Als er sich in Glocester befand, berief er diesfalls einen geheimen Rath zusammen, und nachdem er dessen Gutachten vernommen, sandte er die Grafen Godwin, Leofric und Siward, gerade die angesehensten Männer seines Reiches, nach Winchester, um der nichts ahnenden, und daher völlig unvorbereiteten Königin, alles Gold und Silber und andere Kostbarkeiten abzunehmen. Diesem Akte strenger Gerechtigkeit folgte der ungetheilte Beifall der Nation**). Emma hatte stets eine eben so große Vor-

---

*) Gunihilde ging für jetzt nach Flandern. Als aber Suen-Estrithson den dänischen Thron bestiegen hatte, begab sie sich nach Dänemark, wo sie bis zu ihrem Tode blieb, und ein ungemein erbauliches, besonders durch grenzenlose Wohlthätigkeit gegen Kirchen, Klöster, Wittwen und Waisen ausgezeichnetes Leben führte. Von spätern Geschichtschreibern wird sie nur gar zu oft mit jener andern Gunihilde, Tochter Cnuts des Großen, und erste Gemahlin Kaiser Heinrichs III. verwechselt.

**) Da Cnut und dessen Söhne in Eduards Augen blose

liebe für die Dänen zum Nachtheil der Angelsachsen, als Abneigung gegen ihre Söhne erster Ehe gezeiget, den Letztern selbst in Zeiten drückenden Bedürfnisses nie die geringste Geldunterstützung zufließen lassen; aber mit vollen Händen Alles ihrem Sohne Hardecnut zugewandt. Als Eduard unter Harolds Regierung in England landete, ward er von seiner Mutter mit der größten Kälte empfangen, und ihrem Herzen völlig fremd, fand er bei ihr weder Rath noch irgend eine Unterstützung, ja nicht einmal einen Schein zärtlich mütterlicher Theilnahme an seinem Schicksal. Emma hatte aufgehört Mutter der Söhne Ethelreds zu seyn, und so hörte nun auch Eduard auf, Emmas Sohn zu seyn, um blos das zu thun, was er als König zu thun verpflichtet war. Daß Eduard so gegen seine Mutter zu verfahren völlig berechtiget, ja vielleicht selbst gezwungen war, dafür bürgen uns dessen sanfter, gutmüthiger Charakter und ächte, ungeheuchelte Frömmigkeit, wie auch das übereinstimmende Gutachten des von Eduard dieser Angelegenheit wegen zusammenberufenen geheimen Rathes *).

Usurpatoren seines väterlichen Reiches waren; so mußte er auch die, größtentheils von seinen Vorfahren, den angelsächsischen Königen herrührenden Schätze, deren sich Cnut bemächtiget, und sie nachher seiner Gemahlin geschenkt hatte, blos als einen, theils an seinem eigenen Königshause, theils auch an ganz England begangenen Raub betrachten, und konnte, von diesen Prämissen ausgehend, nun auch unmöglich seine Mutter als rechtmäßige Besitzerin derselben anerkennen.

*) Indessen ward der Königin doch das ihr zugesicherte Witthum gelassen; so daß es ihr an einem ihrem Stande angemessenen Unterhalt nicht gebrach. Auch ward ihr gestattet, den alten königlichen Palast in Winchester noch ferner zu bewohnen, wo sie nun auch bis zu ihrem, in dem Jahre 1052 erfolgten Tode blieb.

16. Eduard war noch unvermählt, als er den Thron von England bestieg. Aber nur gar zu oft ward er jetzt von seinem geheimen Rathe wie von seinen vertrautesten Freunden dringend aufgefordert, sich eine Gemahlin zu wählen, die Thronfolge in seinem Hause zu sichern, und nicht nach seinem Tode das Reich abermals zu einem blutigen Kampfpreis schwungsüchtiger Großen oder gar fremder Mächte zu machen. Unaufhörlich diesfalls beunruhiget, fügte sich endlich Eduard den Bitten seiner treuen Räthe. Seine Wahl fiel auf des Grafen Godwins Tochter, die schöne Editha, von deren hohem Geiste, engelreinem Herzen, ungeheuchelter Frömmigkeit und ganz ungewöhnlicher körperlicher Wohlgestalt alle englischen Geschichtschreiber uns einen ungemein hohen Begriff geben. Aber längst schon hatte Eduard, zu einer Zeit, wo jeder Schimmer von Hoffnung, einst auf den Thron Englands zu gelangen, bei ihm verschwunden war, und seine Wünsche schon anfingen, sich auf die enge Zelle eines frommen Klosters zu beschränken, das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt. Dieses nur ihm und niemand Anderm bekannte Geheimniß entdeckte er nun der liebenswürdigen Editha, mit dem Versprechen, den Thron seiner Väter mit ihr zu theilen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie ebenfalls sein feierliches Gelübde ehren, und nie eine Uebertretung desselben von ihm verlangen wolle. Editha gab ihre Einwilligung; und unverzüglich ward nun das Vermählungsfest mit der, den prunkliebenden Angelsachsen eigenthümlichen Pracht, gefeiert. Von jetzt an waren Eduard und Editha sich Bruder und Schwester; aber ganz England nannte sie Gemahl und Gemahlin *). (1042).

*) Da sowohl Godwin, als auch seine Söhne, Männer

17. Kaum hatte Eduard, durch Verbannung aller seiner offenen wie geheimen Feinde, seine Herrschaft in dem Innern des Reiches befestigt; als auf einmal und ganz unerwartet ein anderer und zwar nicht wenig furchtbarer Kroncompetent gegen ihn auftrat. Der tapfere, bisher stets siegreiche, junge norwegische König Magnus hatte nach Hartecnuts Tod, zu Folge des mit demselben geschlossenen Erbvertrags, sich sogleich in Besitz von Dänemark gesetzt, und auf eben diesen Vertrag nun auch seine Ansprüche auf den englischen Thron stützend, ordnete er eine Gesandtschaft nach England, um seine vermeintlichen Rechte dort ebenfalls geltend zu machen. Eduard gab den norwegischen Gesandten eine zwar laconische, aber durchaus würdevolle Antwort. Er sey, sagte er, als ein Abkömmling des alten angel-

---

von sehr heftiger, wilder, zu Gewaltthaten und selbst zu Freveln geneigter Gemüthsart waren, daher auch sich mehr gefürchtet, als geliebt sahen; so verglich man die, dem Vater wie den Brüdern so ganz unähnliche Tochter sehr oft mit einer, unter lauter Dornen blühenden Rose. — Ingulph in seiner Geschichte ertheilt ihr folgendes Lob: « Cui *(Eduardo)* data est in uxorem filia *Godwini* Comitis, puella pulcherrima, literis apprime erudita, moribus autem et caetera vita virgo castissima et humilitate sanctissima, nomine *Editha*, in nullo patris aut fratrum barbariem sapiens, sed mitis et modesta, fidelis et honesta, et nulli unquam infesta. — Vidi ego illam multoties, cum patrem meum in regis curia morantem adhuc puer inviserem, et saepius mihi de scholis venienti de literis ac versu meo apponebat, cum occurrerem, et libentissime de grammatica soliditate ad logicam levitatem, qua callebat, declinans, cum argumentorum subtili ligamine me conclusisset, semper tribus ac quatuor nummis per ancillulam numeratis, ad regium penu transmisit et refectum dimisit. (*Savile* Rer. anglic. Script. p. 895). »

sächsischen Könighauses der rechtmäßige Erbe des englischen Throns, auch von der ganzen Nation einstimmig darauf berufen worden, werde daher nie freiwillig von demselben herabsteigen, eher sich unter den Trümmern desselben begraben lassen *). Mit dieser Antwort entließ Eduard die norwegischen Gesandten. Da diese jedoch, bevor sie England verließen, sich drohend geäußert hatten, daß ihr Herr, der König Magnus, in kurzer Zeit mit der vereinten Macht von Dänemark und Norwegen seinen Ansprüchen auf das Reich den nöthigen Nachdruck geben werde; so ließ auch Eduard in aller Eile und mit der größten Thätigkeit eine der zahlreichsten Flotten, die England bisher auf dem Meere gehabt, in dem Hafen von Sandwich ausrüsten, stellte längs der Küste eine hinreichende Anzahl von Wachtschiffen auf, und erwartete nun mit kühner Zuversicht die Ankunft der Normänner. — Aber ganz unerwartet sah Magnus sich auf einmal gezwungen, die Ausführung seiner Plane gegen England noch auf unbestimmte Zeit zu vertagen. In Dänemark selbst war nämlich ein wüthender innerer Krieg ausgebrochen, und dieses Reich, in dessen ruhigem Besitz sich Magnus schon geglaubt hatte, machte ihm jetzt Suen-Estrithson streitig. Dieser war nach Hartecnuts Tod

*) Wäre jener zwischen Hartecnut und Magnus geschlossene Vertrag auch nicht an sich schon völlig nichtig gewesen, und hätten wirklich die dänischen und norwegischen Stände, durch ihre Genehmigung, demselben eine staatsrechtliche Sanktion ertheilt; so hätte er doch offenbar auf England nicht angewandt werden können. Zur Zeit, wo jene Convention abgeschlossen ward, war ja Hartecnut noch nicht im Besitze von England, und selbst die Möglichkeit, die englische Krone einst zu erhalten, zeigte sich ihm damals nur in sehr trüber und ferner Perspektive.

nach Schweden geflohen, hatte von dem kriegerischen König Amund-Jacob eine Flotte und Hülfsvölker erhalten, war damit in Dänemark gelandet, hatte dort einen nicht unbedeutenden Anhang gefunden, und suchte nun die dänische Krone, auf die er gegründetere Ansprüche als Magnus zu haben glaubte, mit dem Schwerte in der Hand zu erkämpfen. Aber des Magnus gewöhnliches Kriegsglück begleitete ihn auch in diesem Kampfe. Estrithson ward in mehreren Gefechten geschlagen, und als er endlich auch die letzte entscheidende Seeschlacht verlor, konnte er in Dänemark sich nicht länger behaupten, und ging wieder zu seinem alten großmüthigen Gönner, dem König Jacob von Schweden. Aber desto drohender ward jetzt die Gefahr für England, und schon ganz unvermeidlich schien der Krieg, als plötzlich der ganz unverhoffte Tod des noch in voller Kraft des ersten männlichen Alters blühenden Magnus die Engländer von der Besorgniß einer abermaligen nordischen Invasion befreiete.

18. Nach dem Tode des noch unvermählten, daher kinderlosen Königes, eilte Estrithson wieder nach Dänemark zurück; ward von den Dänen freudig empfangen und zum König ausgerufen; während eben so schnell Harold, mit dem Beinamen Hardrada (der Strenge), Onkel des verstorbenen Magnus, sich des Königreiches Norwegen bemächtigte. Aber auch diesem gelüstete es nach der dänischen Krone. Zwischen ihm und Estrithson brach also auf das neue der Krieg aus. Beide mit einander streitende Theile sandten um Hülfe nach England. Estrithson begehrte nicht weniger als fünfzig Schiffe. Aber weder dem Einen noch Andern ward sein Gesuch auf einem vom Könige zusammenberufenen Wittenagemot bewilliget. Estrithson und Harold waren

endlich so klug, sich mit einander zu vergleichen. Ersterer behielt Dänemark, der Andere Norwegen, und Beide schlossen hierauf ein Bündniß mit England *).

---

*) Estrithson, weil ein Sprosse des dänischen Königshauses, hatte ebenfalls, und noch früher als Magnus, Anspruch auf den Thron von England gemacht. Aber der Augenblick, in welchem er damit auftrat, war ihm nichts weniger als günstig. Bei dem Tode Hartecnuts war er nicht gegenwärtig, sondern befand sich auf der Flotte, über die ihm der verstorbene König den Oberbefehl gegen die Norweger übertragen hatte. Als er nach England zurückkam, war Eduard schon als König ausgerufen und allgemein anerkannt; und zudem konnte auch die kurz vorher von ihm gegen den König Magnus verlorne Seeschlacht ihn weder den Angelsachsen, noch den in England eingebürgerten Dänen sehr empfehlen. — Obgleich nur leere Menschen sich mit leeren Worten abspeisen lassen, und Estrithson gewiß nicht zu den Erstern gehörte; so ließ er sich doch jetzt durch Eduards unbestimmtes Versprechen, ihn zu seiner Zeit zu seinem Nachfolger zu ernennen, einstweilen beschwichtigen, wohl einsehend, daß bei der gegenwärtigen Lage der Sachen nichts Besseres für ihn zu hoffen sey. Er verließ also wieder England, und segelte nach Dänemark, um dort wegen dieses Königreiches, auf welches er ebenfalls gegründete Rechte zu haben glaubte, mit dem König Magnus ein Kriegsspiel zu beginnen. — Aber im ruhigen Besitze von Dänemark, und nach geschlossenem Frieden mit Harold Hardrade, soll Estrithson doch den König Eduard vermocht haben, ihm, als eine Art von Entschädigung, eine jährliche Zahlung an Geld anzuweisen. Dieß erzählt wenigstens Adam von Bremen, obgleich alle übrigen englischen Geschichtschreiber und Chronisten nichts davon wissen, oder vielleicht auch nichts davon wissen wollen. Da jedoch Adam von Bremen den König Estrithson persönlich, und zwar sehr genau kannte; so darf auch sein Zeugniß nicht ganz unbeachtet gelassen werden.

19. An dem Hofe Eduards standen jetzt Godwin und seine Söhne auf der höchsten für Unterthanen erreichbaren Stufe von irdischer Größe. Godwins Einfluß in allen Angelegenheiten des Reiches war eben so unbeschränkt, als das Zutrauen, das der König ihm schenkte. Auch Godwins Söhne gehörten zu den mächtigsten Großen in England. Jeder besaß schon mehrere Grafschaften; und besonders hatte Eduard die beiden ältesten, Suen und Harold, mit Wohlthaten überhäuft. Aber mit dem steigenden Ansehen dieser mächtigen Familie vermehrte sich auch die Anzahl ihrer Feinde, unter denen sich die aus der Normandie gekommenen, den König umgebenden und von ihm nicht wenig begünstigten Fremden, sich ganz vorzüglich auszeichneten. — Der größte und schönste Theil von Eduards Leben war in der Normandie verflossen. Hier hatte er Schutz und Sicherheit gefunden; hier hatten Freundschaft und lebendige Theilnahme an seinem Schicksal allen seinen Bedürfnissen das Nöthige gereicht; während er jenseits des Kanals auch nicht einen einzigen Freund erblickte, selbst Emmas Mutterherz sich ihm verschloß, nur Nachstellungen jeder Art, nur Verräther und Meuchelmörder seiner harrten. Schon das Gefühl der Dankbarkeit mußte ihn demnach an das schöne Küstenland fesseln. Aber auch während seines langen Aufenthalts an dem Hofe von Rouen, an welchem ungleich mehr Anstand und ein weit feinerer und edlerer Ton, als an den Höfen eines Harolds oder Hartecnuts, herrschten, hatte Eduard, besonders in dem täglichen Umgange mit den Großen des Landes, und von deren feinen und gefälligen Manieren im höchsten Grade eingenommen, sich eine völlig französische Richtung gegeben, französische Manieren, Sitten und Gebräuche angenommen; während noch überdies die

schon sehr ausgebildete, harmoniereichere, romanisch-französische Sprache nun auch seine zweite Muttersprache ward; kurz, alles hatte dazu beigetragen, Eduard eine ganz besondere Liebe und Neigung zu den Franzosen der Normandie einzuflößen. Natürlicher Weise brachte Eduard auch nach England diese Vorliebe gegen die Franzosen mit, die nun ihrer Seits nicht säumten, dieselbe, sobald Eduard den englischen Thron bestiegen hatte, ganz maßlos zu ihrem Vortheil zu benutzen. Schaarenweise kamen sie über das Meer, landeten in England, fanden stets freundliche willkommene Aufnahme, erhielten von dem Könige Jahrgehalte, Ländereien, Ehrenstellen, und sehr schnell gelangten mehrere derselben selbst zu den ersten und höchsten Würden in der Kirche wie im Staate *). In kurzer Zeit glich Eduards Hof vollkommen dem Hofe eines französischen Königes oder eines mächtigen französischen Fürsten; denn auch die Großen, um sich dem Könige gefällig zu machen, fingen nun an, französischen Ton, französische Sitten und Gebräuche, und selbst die französische Sprache sich anzueignen, und bald wurden in dieser sogar die wichtigsten Angelegenheiten des Staates verhandelt **). So wenig dieß auch

*) So z. B. erhielt Robert das Erzbisthum von Canterbury, und ward demnach Primas von ganz England, und das Haupt der gesammten englischen Geistlichkeit. Noch zwei andere Kapläne, die Eduard aus der Normandie mitgebracht hatte, wurden ebenfalls auf bischöfliche Stühle erhoben. — Jenen, welchen Eduard sehr beträchtliche Ländereien gegeben hatte, erlaubte er auch, auf denselben — wie dieß in Frankreich üblich war — feste Burgen zu errichten, und in diese eine, blos aus ihren Landesleuten bestehende Besatzung zu legen.

**) Ingulph erzählt, daß sogar die Lehrer in den Schulen

den Engländern gefallen konnte, so würden Godwin und seine Söhne es dennoch ganz ruhig geduldet haben. Aber etwas ganz anderes befürchteten sie von den Fremden, nämlich Verdunkelung ihres bisherigen Ansehens, Verminderung ihrer Macht und ihres Einflusses, von welchem auch wirklich Godwin, seitdem Eduard den ebenfalls aus der Normandie zu ihm gekommenen Robert auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhoben hatte, schon sehr bedeutend verloren hatte, indem der König nun auch denselben bei allen nur einigermaßen wichtigen Angelegenheiten ebenfalls zu Rathe zog. Godwins lange zurückgehaltener Unwille brach endlich in lautes Murren aus. Er beschuldigte die Fremden, eine Menge dem Lande schädliche Neuerungen eingeführt zu haben, sprach sogar von groben Mißgriffen, die der König, von jenen irregeleitet, sollte gemacht haben. Der französischen Partei an Eduards Hofe konnte dieß nicht lange ein Geheimniß bleiben. Auch sie häufte jetzt Beschuldigung auf Beschuldigung gegen Godwin, suchte ihn durch manche, zum Theile unerwiesene, zum Theile offenbar ganz falsche Anklagen, dem Könige zu verdächtigen und wo möglich in der Gnade des Monarchen zu stürzen.

20. Alle diese Intriguen konnten jedoch zu nichts führen. Was das Ansehen der Familie Godwins zuerst erschütterte, war dessen eigener ältester Sohn selbst. — Suen kam von einem glücklichen Zug gegen die unruhigen Bewohner von Westwales

---

die Grammatik den Knaben nicht in angelsächsischer, sondern französischer Sprache hätten vortragen müssen; woraus sich mit aller Wahrscheinlichkeit schließen läßt, daß selbst die Lehrstühle größtentheils mit Fremden aus der Normandie besetzt waren.

zurück. Zu Hereford sah er die schöne Edgiva, Aebtissin des dortigen Klosters. Das reizende Geschöpf entflammte seine Begierden. Er entbrannte in unlauterer Liebe gegen Edgiva, und unfähig, seine Leidenschaften zu beherrschen, auch stolz über seine im Waliserland verrichteten Waffenthaten, deren Werth er wahrscheinlich sehr überschätzte, glaubte er sich alles erlauben zu dürfen, entriß daher Edgiva ihrem Kloster, befriedigte seine wilden Lüste, und sandte sie dann wieder zurück. Diese Unthat kam bald zu den Ohren Eduards, und der fromme Monarch glaubte einen solchen sacrilegischen Frevel durchaus nicht ungestraft lassen zu dürfen. Suen ward also seiner Würden entsetzt und aus England verbannt. Mit einer nicht ganz unbedeutenden Anzahl von Schiffen verließ er die englischen Küsten, trieb einige Zeit das Handwerk eines Seeräubers, ging endlich zu seinem Vetter, dem König Estrithson, nach Dänemark; jedoch bald darauf, weil mit der dort gefundenen Aufnahme wenig zufrieden, zu dem Grafen Balduin nach Flandern. Der Hof dieses Grafen war der allgemeine Sammelplatz aller Unzufriedenen und aller aus England Verbannten; der wahre Herd aller feindlichen und aufrührischen Entwürfe gegen Eduard. Indessen fand Suen doch auch hier nicht seine Rechnung, und des zwecklosen Herumirrens auf dem Meere endlich müde, wandte er sich an seine Freunde in England, um durch deren Vermittelung von dem Könige Gnade und Verzeihung zu erhalten. Dieß ward ihm nun auch versprochen; aber die Erfüllung des Versprechens ward von einer Zeit auf die andere vertagt, und die, welche sich derselben am meisten und kräftigsten widersetzten, waren gerade Suens Bruder und Neffe, Harold und Biörn. Unter Beide hatte nämlich der König die dem Suen genommenen Grafschaften

vertheilt, und diese nun an denselben wieder zurückzugeben, waren sie durchaus nicht gesonnen. Als Suen dieses endlich erfuhr, dürstete er nach Rache, und um diesen Durst besonders an seinem Vetter, dem Biörn, zu befriedigen, bot sich ihm bald eine sehr bequeme Gelegenheit dar.

21. Wie man sich erinnern wird, hatte Graf Balduin von Flandern, durch Verbrennung der kaiserlichen Pfalz zu Nimwegen, den Zorn des Kaiser Heinrichs des Dritten auf das Aeußerste gereizt. Um den, gegen ihn so feindseligen Grafen völlig zu verderben, rückte der Kaiser, an der Spitze eines Heeres, selbst gegen ihn heran, entbot zugleich auch dorthin den König von Dänemark mit seiner Flotte; und Estrithson war, ohne zu zögern, dem Rufe des Kaisers gefolgt. Doch damit noch nicht zufrieden, foderte Heinrich auch den König von England auf, mit seiner Flotte die Küste von Flandern zu bewachen, damit Balduin ihm ja nicht möchte entfliehen können. Unter den gegenwärtigen, zwischen den Höfen von London und Brügge bestehenden, höchst unfreundlichen Verhältnissen, fügte sich Eduard sehr gerne den Wünschen des Kaisers, und rüstete in aller Eile eine zahlreiche Flotte aus, die jetzt, in zwei Geschwader getheilt, in den Häfen von Sandwich und Pevensey vor Anker lag; das Eine unter dem unmittelbaren Befehl des Königes, das Andere unter dem Oberbefehl des Grafen Godwin. — Unter dem Vorwand, seinen Vater zu besuchen, segelte Suen mit seinen Schiffen nach Pevensey. Hier traf er auch, wie er vermuthet hatte, seinen Vetter, den Biörn an, söhnte sich dem Scheine nach mit ihm aus, und lud ihn ein, mit ihm nach Bosenham, wo Suen's Schiffe lagen, zu reiten. Der Arglose nahm die Einladung an. Als er aber in ganz

schwacher Begleitung in Bosenham ankam, ward er plötzlich von Suen's Leuten überfallen, vom Pferde gerissen, gebunden in ein Schiff gebracht, und zu Yarmouth, wohin dasselbe segelte, ermordet. Aber jetzt ward auch Suen auf das neue durch richterlichen Ausspruch in die Acht erklärt, worauf er mit seinen Schiffen eiligst nach Flandern floh, und unter den Schutz des Grafen Balduin sich begab, der jetzt mit dem Kaiser, nachdem er sich vor demselben gedemüthiget, und fußfällig dessen Verzeihung erflehet hatte, wieder völlig ausgesöhnt war *).

22. Nach den Foderungen selbst einer im höchsten Grade schonungsvollen, alles mildernden und ausgleichenden Gerechtigkeit, hätte jetzt auch der schwächste Schatten von Hoffnung auf Begnadigung bei Suen verschwinden müssen. Aber Godwin hatte viele und mächtige Freunde, und darunter auch ein paar, in des Königes Gunst nicht minder hoch stehende Bischöfe. Diese nahmen sich nun des Geächteten, vielleicht nicht sowohl aus christlicher Liebe, als aus kluger Berechnung ihrer eigenen Interessen, mit vieler Wärme an. Den vereinten Bitten derselben vermochte Eduard, ohnehin sanftmüthig, lenksam, und zum Verzeihen stets geneigt, vielleicht auch eingedenk Suen's früherer Anhänglichkeit an seine Person, nicht lange zu widerstehen; und kurz, das Jahr war kaum verflossen, und Suen war schon nicht nur begnadiget, sondern auch in alle seine Würden und Grafschaften wieder eingesetzt. — Man hätte glauben sollen, Eduards ungemeine Milde und Nachsicht würden Godwin und dessen Familie nur noch mehr in der Treue gegen ihren König befestiget haben. Aber Godwins immer zunehmender

*) Man sehe die Fortsetzung B. 21. Abschnitt 15. §. 5.

Haß gegen die Franzosen aus der Normandie erstickte in ihm und seinen Söhnen alles Gefühl von Dankbarkeit und Unterthanenpflicht. Sie erfrechten sich nicht nur den königlichen Befehlen öffentlich zu trotzen, sondern suchten sogar die Gewährung ihrer Foderungen durch Waffengewalt von Eduard zu erzwingen; kurz, sie setzten sich in förmlichen Insurrektionsstand gegen ihren Herrn und König. — Die Veranlassung dazu war folgende. Eustaz, Graf von Boulogne, war über den Kanal gekommen, um seinem königlichen Schwager einen Besuch zu machen. Auf der Rückreise in Dover angekommen, wo er am folgenden Tage sich einschiffen wollte, entstand wegen der Einquartirung zwischen einem Einwohner der Stadt und Einem aus dem Gefolge des Grafen, der entweder bei jenem einquartirt werden sollte, oder vielleicht sich selbst mit Gewalt bei ihm einquartiren wollte, ein Streit. Von dem immer hitziger werdenden Wortwechsel kam es bald zu Thätlichkeiten. Der Franke zog den Degen und verwundete den Bürger, worauf sogleich dessen Nachbarn zusammen liefen, und jenen erschlugen. Jetzt griffen auch der Graf und dessen ganzes Gefolge zu den Waffen. Auf beiden Seiten verloren mehr als vierzig Menschen ihr Leben, und nur durch schleunige Flucht rettete sich der Graf mit einigen seiner Begleiter. Eustaz eilte jetzt wieder nach London zurück, klagte bei dem König, und stellte, wie es sich von selbst versteht, den ganzen Hergang in ein, für sich ungemein günstiges, aber für die Einwohner von Dover desto gehässigeres Licht *). Eduard über

*) Die Normannen klagten die Angelsachsen, und diese wieder jene als Urheber des Aufstandes an. Wer hat nun Recht? Allem Ansehen nach hatten beide Theile Recht und zugleich auch Unrecht. Wahrschein-

diese grobe Völkerrechts-Verletzung höchst aufgebracht, ertheilte unverzüglich dem Grafen Godwin, zu dessen Grafschaft die Stadt Dover gehörte, den Auftrag, die Sache genau zu untersuchen, und die Schuldigen strenge zu bestrafen. Aber Godwin und Eustaz waren längst schon gegenseitige Feinde, und Ersterer weigerte sich, dem königlichen Befehl Folge zu leisten, nahm laut die von Dover in Schutz, und schrieb, ohne sich von dem Vorfall auch nur in dürftige Kenntniß gesetzt zu haben, alle Schuld des blutigen Aufstandes ganz allein dem Grafen von Boulogne und dessen Gefolge zu. Jetzt waren es vorzüglich Godwins eigene älteste Söhne, welche den Vater immer noch mehr zu entflammen suchten, und ihn gleichsam beschwuren, in seiner Widersetzlichkeit gegen den König mit Festigkeit zu beharren. Der längst schon entworfene, aber bisher noch nicht zu seiner Reife gelangte Plan, sollte nun ausgeführt werden; und dieser bezweckte nichts Geringeres, als die völlige Vertreibung aller französischen Normannen aus England.

23. Godwin, Suen und Harold eilten nun in ihre Grafschaften. Unter dem Vorwand, die in einem festen Schloß liegende französische normännische Besatzung *) wegen Streifereien, die sie sich in Ha-

---

lich werden die Franzosen, wie es zum Theile in ihrem Charakter liegt, sich ziemlich brüsk und anmaßend benommen, und die Einwohner von Dover daher sich nur desto roher und gröber erwiesen haben. Daß es nun zu einer blutigen Balgerei kommen mußte, ist sehr begreiflich, aber nach langer Zeit höchst gleichgültig, wer am meisten daran Schuld war.

*) Die Franzosen aus der Normandie, denen Eduard große Ländereien geschenkt, hatten auf denselben, wie dieß damals in Frankreich überall üblich war, feste

rolds Gebiete erlaubt haben sollte, zu bestrafen, zogen sie ein nicht unbedeutendes Heer zusammen, in der zuversichtlichen Hoffnung, durch Entfaltung einer so imponirenden kriegerischen Macht, die Vertreibung aller Fremden aus England von dem Könige zu ertrotzen. Aber Eduard, der sich gerade in der Stadt Glocester befand, mithin die Bewegungen der Unzufriedenen so ziemlich in der Nähe beobachten konnte, errieth deren verrätherische Absicht, entbot daher die Grafen Radulph, Leofric und Siward, unverzüglich mit allen ihren Mannen zu ihm zu stoßen; und als die Truppen Godwins in der Nähe von Glocester ankamen, hatte der König schon zahlreiche Schaaren um sich versammelt. Dem Heer der Aufrührer war jenes des Königes an Zahl, wie an moralischer Kraft weit überlegen. Es begehrte daher ohne Verzug gegen die aufrührischen Grafen geführt zu werden. Eine mörderische Schlacht, und in welcher, wie die Chroniken jener Zeit sagen, das edelste Blut Englands stromweis würde geflossen seyn, wäre jetzt unvermeidlich gewesen, hätte die Klugheit des Grafen Leofric und Eduards Mäßigung und Abscheu das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, nicht endlich noch ein Ausgleichungsmittel gefunden. Der König erklärte nämlich, daß er alsogleich in London ein Wittenagemot halten, und diesem die Entscheidung aller Klagen und Beschwerden, so wie über Alles, was bisher geschehen, überlassen wolle. Diesem großmüthigen, königlichen Beschluß konnte und durfte Godwin es nicht wagen sich zu widersetzen. An der Spitze seines Heeres, das auf dem Wege sich noch mehr verstärkt hatte, zog der König in London ein. Bald darauf kamen auch Godwin und

---

Burgen erbaut, und zu deren Bewachung jedoch blos Leute aus der Normandie verwendet.

seine Söhne an, und besetzten den am rechten Ufer der Themse gelegenen Theil von London, Southwark genannt. Aber der Glanz der anwesenden königlichen Majestät verdunkelte jetzt bald der aufrührischen Grafen ihnen nicht eigenes, sondern blos ihnen geliehenes Ansehen. Von ihren Thans ging einer nach dem andern zur Partei des Königes über. Auch von ihren Mannen reihete sich der größte Theil unter den königlichen Fahnen, während die andern sich zerstreuten und nach Hause gingen. Dem Suen entfiel jetzt zuerst der Muth. In der Nacht vor dem Tage, an welchem die gerichtliche Untersuchung wegen des ermordeten Biörn statt haben sollte, verließ er London und floh nach Flandern. Suen ward nun von den Wittans in die Acht erklärt, und Godwin und Harold befohlen, mit zwölf Eidgenossen sich durch einen feierlichen Eid von der gegen sie erhobenen Anklage zu reinigen. Beide hatten die Frechheit, Geißeln zu ihrer Sicherheit zu begehren. Dieses das Ansehen des Königes so sehr verletzende Gesuch ward mit Unwillen verworfen, und Beiden eine Frist von fünf Tagen gesetzt, innerhalb derselben sie entweder ihre Schuldlosigkeit gerichtlich erweisen oder auf immer England verlassen sollten. Beide wählten das Letztere. Godwin eilte nach Bosham, seinem Lieblingsaufenthalt in der Grafschaft Sussex, schiffte dort mit seiner Gemahlin Gytha, seinen beiden Söhnen Tostig und Gurth, und der Gattin des Erstern, die eine Nichte des Grafen Balduin war, in ein schon bereit stehendes Schiff, an dessen Bord er vorher alle seine Reichthümer und Kostbarkeiten hatte bringen lassen, sich ein, und segelte nach der flandrischen Küste. Harold ging nach Bristol, fand dort ein dem Suen gehöriges Schiff, und entfloh in demselben mit seinem jüngern Bruder Leowin nach Irland. Der

Sturm, der jetzt Godwins Haus gestürzt und zerstreut hatte, war auch an der Königin, der edlen Editha, nicht ohne sie zu berühren vorübergegangen. Sie ward vom Hofe entfernt, und nach dem Kloster Wherwell gebracht, dessen Aebtissin eine Schwester des Königes war. Aber in dem Kloster, wie schon auf dem Wege dahin, ward sie mit aller einer Königin gebührenden Ehrerbietung behandelt, überdieß ihr auch zu ihrer Beruhigung die Versicherung gegeben, daß ihre Entfernung nicht die Folge einer Ungnade ihres königlichen Gemahls, sondern nur eine einstweilige, von den Zeitumständen gebieterisch geforderte Maßregel sey.

24. So erbärmlich und für Godwin demüthigend das Ende dieser Insurrection war, eben so drohend und Besorgniß erregend erschien sie im Anfange. Besonders waren die am Hofe lebenden Normannen, und nicht ohne Grund, für ihr Leben und Eigenthum besorgt. Auf ihr Bitten, auch damit man auf den Fall, daß die Empörung einen größern Spielraum gewinnen sollte, dennoch den Aufrührern überlegen wäre, hatte Eduard den Herzog Wilhelm von der Normandie um Hülfe angerufen. Dieser kam jetzt wirklich mit einer zahlreichen Flotte und einem wohl gerüsteten Heere an. Als der Herzog aber nun hörte, daß der Aufruhr gedämpft, und Ruhe und Ordnung überall wieder hergestellt wären, ließ er auch sein Heer nicht landen. Nur Er allein, jedoch mit einem sehr glänzenden Gefolge normännischer Ritter, trat an das Land, ging nach London, und ward von dem Könige auf das freundschaftlichste empfangen. Nachdem Wilhelm die Stadt, und die in der Nähe gelegenen königlichen Schlösser besucht hatte, kehrte er, von

Eduard reichlich beschenkt, wieder nach der Normandie zurück.

25. Aber weder Godwin in Brügge, noch Harold in Irland hatten Lust, sich in ihr Schicksal mit Ergebung zu fügen. Beide rüsteten sich, nicht nur ihre Zurückberufung, sondern auch ihre Wiederherstellung in ihre vorigen Würden und Grafschaften mit Gewalt von dem König zu erzwingen. Harold fand Mittel, neue Schiffe auszurüsten, und diese mit irländischen Seeräubern zu bemannen; auch gelang es ihm, die unruhigen Waliser in sein Interesse zu ziehen. Zuerst griff er das Gebiet des Grafen Odda, eines französischen Normannen an, und erschlug mehrere von den Leuten desselben. Zu gleicher Zeit rückten die Waliser in die Grafschaft Hereford ein, suchten zwar fruchtlos die, von den Normännern, oder vielmehr von den Franzosen darin erbauten Burgen zu zerstören; kehrten aber doch mit reicher Beute wieder in ihr Land zurück. Daß bei diesem Raubzuge Franzosen, wie auch Waliser, und selbst Eingeborne ihr Leben verloren, versteht sich von selbst. — Indessen brachte auch Godwin mit Hülfe des Grafen von Flandern einige Schiffe zusammen. Sobald die Jahrszeit es erlaubte, steuerte er damit nach der englischen Küste. Aber Eduard hatte dieß vorausgesehen, und eine sehr zahlreiche, Godwins Bewegungen beobachtende Flotte lag in dem Hafen von Sandwich. Diese von dem Königе getroffenen Vorkehrungen waren dem Godwin unbekannt; und beinahe wäre er daher den Leuten des Königes in die Hände gefallen, hätte ihn nicht ein sich plötzlich erhebender Sturm noch gerettet. Dieser zerstreute theils die königliche Flotte, theils gab er den Schiffen eine andere Richtung; und glücklich und wohlbehalten erreichte Godwin

einen flandrischen Hafen. Eduard ward äußerst ungehalten über die Befehlshaber seiner Flotte; ihrer Nachläßigkeit oder Ungeschicklichkeit schrieb er es zu, daß Godwin hätte entwischen können. Er rief sie daher zurück; zögerte aber zu lange mit Ernennung jener, die sie ersetzen sollten. Wahrscheinlich konnten Er und seine geheimen Räthe sich nicht über die Individuen vereinigen, denen man die erledigten Befehlshaberstellen übertragen wollte. Der Seekrieg ward damals noch so ziemlich nach Art der Seeräuber geführt. Wenig oder beinahe gar keine Subordination herrschte demnach auch bei der Schiffmannschaft, und diese, weil größtentheils ihrer Obern beraubt, mithin sich selbst überlassen, lief nun auseinander. Nur wenige Schiffe mit der gehörigen Anzahl von Normännern und Matrosen segelten nach London. Aber davon ward Godwin durch seine geheimen Freunde eiligst unterrichtet. Zum zweiten Male lief er also jetzt aus, steuerte zuerst nach der fruchtbaren Insel Wight, wo er sich mit dem nöthigen Proviant versah. Von da ging er nach der nicht minder fruchtbaren Insel Portland. Hier stieß mit seinen Schiffen auch Harold zu seinem Vater. Vereint kreuzten sie längs der Küste Englands. An allen Punkten, wo sie keinen Widerstand fanden, traten sie an das Land und schrieben Requisitionen aus, diese jedoch blos auf Lebensmittel beschränkend. Auf dieser Fahrt bemächtigten sie sich auch einiger, ganz unbesorgt in den Häfen vor Anker liegenden königlichen Schiffe, bemannten diese mit neuen Seeleuten, die sie zu gewinnen wußten, während es ihnen ebenfalls gelang, hie und da das Landvolk zu bethören, und mit diesem ihr Heer zu verstärken. Als sie sich endlich stark genug fühlten, der königlichen Flotte die Stirne bieten zu können, liefen sie in die Themse ein, und erschienen

plötzlich vor London. Godwin und Harold sandten zu dem Könige die Bitte, den gegen sie gefällten richterlichen Spruch zu ve[illegible]ichten, und sie in alle ihre, ihnen widerrechtlich genommene Besitzungen wieder einzusetzen. — Einer, unter einem so drohenden, kriegerischen Apparat, an ihn gestellten Bitte, war Eduard durchaus nicht gesonnen, zu willfahren. Im Gegentheil entsandte er einige seiner Getreuen, um neue Verstärkungstruppen herbei zu führen. — Als nach einigen Tagen die Antwort des Königs noch nicht erfolgt war, stellte Godwin seine Schiffe in Schlachtordnung. Ihnen gegenüber lagen fünfzig königliche Schiffe vor Anker; bereit, auf das erste Zeichen zum Angriff den Kampf zu beginnen. Auch des Königs, wie Godwin's Landtruppen marschirten jetzt an den einander gegenüberstehenden Ufern auf. Diesen Augenblick wußte der heuchlerische, seines hohen Amtes so ganz unwürdige, aber dem Godwin befreundete Bischof Stigand von Winchester trefflich zu benutzen. Unter mancherlei Vorspiegelungen, die er dem Könige vorgaukelte, gelang es ihm auch, denselben glauben zu machen, er dürfe seinem Heere, wie zahlreich es auch sey, nicht trauen; es sey abgeneigt, blos der Franzosen wegen, gegen seine Landesleute zu streiten; selbst die Einwohner Londons wären im höchsten Grade schwierig, und es wäre zu befürchten, daß auch sie Godwins Unternehmungen begünstigen und befördern würden. Der König möchte ja doch nicht, jener wenigen Fremden wegen, sich selbst der größten Gefahr, und sein Volk einem blutigen Bürgerkrieg aussetzen. Diese Vorstellungen, noch von einigen andern Anhängern Godwins unterstützt, siegten endlich über Eduards sanftes, menschenfreundliches Herz; und nun ertheilte er dem Heuchler mit der Bischofsmütze

Vollmacht, mit Godwin in Unterhandlung zu treten *). Aber dieß war jetzt auch für alle in London und am Hofe lebenden, französischen Normannen das Signal zu schleuniger Flucht. Alle ihre Habe zurücklassend, schwangen sie sich schnell auf ihre Pferde, und flohen theils nach der Seeküste, theils nach irgend einer, einem französischen Normannen gehörigen festen Burg. Die Bestürzung war so groß und so allgemein, daß, als der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Worcester an der Küste nur eine kleine, gebrechliche Barke fanden, sie, ohne

*) Dieser Stigand war ein höchst elender, des hohen bischöflichen Amtes durchaus unwürdiger Mensch. In der Theologie wie in allen kirchlichen Angelegenheiten war er noch weit unwissender, als ein Laie. Nur in den Künsten der Verstellung und im Dunkeln schleichender Intriguen hatte er es zu einer großen Meisterschaft gebracht. Das Bisthum Helmston hatte er blos durch Geschenke und erkaufte Freunde, mithin durch Simonie erhalten. Da ihm dieses nicht einträglich genug war, gelangte er auf demselben Wege nach und nach auf die bischöflichen Stühle von Selsei und Winchester. Da aber sein dankbarer Freund Godwin, nach der Flucht des Erzbischofes Robert, ihm sogar das Erzbisthum Canterbury verschaffte, konnte er vom Pabste Leo IX. trotz aller mächtigen Empfehlungen, und anderer angewandten Mittel, dennoch nie die Bestätigung erhalten. Nur als nach Leo's Tod Benedikt IX. auf kurze Zeit sich der Kirche wieder aufdrang, wußte Stigand diesen Augenblick schlau zu benutzen, und erbettelte oder erkaufte sich von Benedikt das Pallium; ward aber dafür vom Pabste Alexander II. excommunizirt und von allen bischöflichen, wie priesterlichen Verrichtungen suspendirt. Auch nicht ein matter Schein irgend einer, einem Bischofe geziemenden Tugend schmückte den Elenden, dessen unersättlicher Geiz überdieß noch das Vermögen der Kirchen, denen er einige Zeit vorgestanden, so wie auch der dazu gehörigen Abteien und Klöster größtentheils verschlungen hatte.

zu zaudern, sich in dieselbe warfen, weniger besorgt, den Wellen und Wogen und allen Zufällen des Meeres ihr Leben Preis zu geben, als ihren Feinden in die Hände zu fallen. Glücklich erreichten jedoch Beide das jenseitige gastfreundliche Gestade.

26. Godwin erhielt jetzt die Erlaubniß, dem Könige aufzuwarten, und ward von demselben nicht unfreundlich empfangen. Auf einem, von Eduard unverzüglich zusammenberufenen Wittenagemot rechtfertigte sich Godwin über alle, gegen ihn und seinen Sohn Harold erhobenen Beschuldigungen; und da die Wittans seine Rechtfertigung gegründet fanden, so wurden von dem König auch beide in alle ihre Güter und vorigen Würden wieder eingesetzt. Godwin leistete dem Könige auf das Neue Treuepflicht, und übergab ihm seinen eigenen Sohn Wulfnoth und seinen Neffen Haco als Geißeln. Größerer Sicherheit wegen, sandte Eduard diese Beiden an den Herzog Wilhelm von der Normandie. Auch die liebenswürdige Editha kehrte jetzt wieder an den Hof ihres Gemahls, des Königs, zurück. Nur Suen allein konnte von dem Könige keine Begnadigung erhalten. Alle Bitten Godwins und seiner übrigen Söhne waren fruchtlos. Eduard blieb unerbittlich, und die Familie selbst mußte endlich den Unglücklichen aufgeben. Als Suen sah, daß er auch von seiner Familie verlassen sey, fing er an, sich ernstern Betrachtungen zu überlassen. Plötzlich erwachte jetzt sein, schon lange schlummerndes Gewissen. Er überschaute sein ganzes, durch schrecklichen Mord und so manche andere blutige Gewaltthat besudeltes Leben, und von tiefer Reue ergriffen, warf er sich in die Arme der Kirche, die auch für den größten Verbrecher stets noch eine liebevolle Mutter bleibt. Ihrem, dem Anscheine nach strengem, aber heilsamen

Gebote zu Folge, wallfahrtete er, und zwar barfuß, aus Flandern nach dem heiligen Lande, betete lange und unter häufigen Thränen an dem Grabe des Erlösers, und besuchte hierauf mit gleicher Andacht und Zerknirschung alle übrigen heiligen Orte. Als die Bußzeit vorüber, und er mit Gott und der Kirche wieder ausgesöhnt war, trat er die Rückreise an. Aber sein Vaterland sollte Suen nicht mehr sehen. Er erkrankte unter Weges, und starb in einer der Provinzen Kleinasiens *). — Ohne sich zu vermessen, in die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes eindringen zu wollen, möchte es dennoch hier erlaubt seyn zu glauben, daß Suens frühzeitiger, unerwarteter Tod — er befand sich damals noch in den ersten Jahren kräftigen männlichen Alters — eine auffallende, durch seine aufrichtige Reue und Buße, auf ihn herabgezogene Gnade Gottes war. Wäre er wieder nach England zurückgekommen, so würde er höchst wahrscheinlich — denn seine ganze frühere Denk- und Handlungsweise berechtigen zu dieser Vermuthung — auf der großen Schaubühne der Welt wieder eine bedeutende Rolle übernommen haben. Aber wie sehr hätte man es alsdann nicht befürchten müssen, daß er, abermals fortgerissen von dem bald darauf so wild bewegten Strom der Zeitereignisse, vielleicht im Sturm der Leidenschaften, auf das Neue von einem Strudel wäre ergriffen und in die Tiefe hinabgezogen worden. Wie oft bejammern wir nicht das als ein Unglück, was wir, könnten wir es in seinen Folgen erschauen, als einen offenbaren Beweis der erbarmenden Liebe Gottes erkennen würden!

27. Ruhe und Einigkeit waren nun vollkommen

*) Wahrscheinlich in Lycien.

im Reiche wieder hergestellt; besonders als noch sehr viele der zurückgebliebenen französischen Normannen, bisweilen mit Recht, noch öfters blos angedichteter Verbrechen wegen, vor Gericht gezogen und für immer aus England verbannt wurden. Aber bei allem dem wußte Eduard dennoch die Verfolgten in so weit zu schützen, daß wenigstens keiner, selbst von denen, die am meisten sich den Haß der jetzt siegreichen Parthei zugezogen hatten, das Leben dabei verlor. — Seinen Sieg überlebte indessen Godwin nicht sehr lange. Er starb schon im folgenden Jahre, und zwar vom Schlage getroffen, in der Gegenwart des Königes, der ihn zur Tafel geladen hatte *).

*) In Beziehung auf Godwins plötzlichen Tod, erzählen uns mehrere englische Chronisten, als: Ingulph, Johannes Brompton, Ranulph Hickeden ꝛc. ꝛc. noch verschiedene, ganz besondere und — wenn wir an ihren Berichten nicht sehr zu zweifeln Ursache hätten — nicht unmerkwürdige Nebenumstände. Ihnen zu Folge soll es geschehen seyn, daß an der königlichen Tafel zu Winchester, welcher auch Godwin am Osterfeste des Jahres 1053 beiwohnte, Einer der königlichen Diener mit dem einen Fuße stolperte, und beinahe gefallen wäre, hätte er nicht schnell mit dem andern Fuße sich geholfen und aufrecht erhalten. Godwin, der dieß bemerkt hatte, rief jetzt lachend aus: „so hülft ein „Bruder dem andern.“ — „Ja,“ erwiederte der König; setzte aber mit sehr ernstem, auf Godwin gerichteten Blick hinzu: „und lebte mein Bruder Alfred noch, so könnte er mir ebenfalls helfen.“ Godwin hielt dieß für einen ihm gemachten Vorwurf der Theilnahme an Alfreds Tod, fing daher an, seine Unschuld auf das lebhafteste zu betheuern, und sagte, daß, wenn Schuld auf ihm hafte, er an dem Bissen, den er jetzt zum Munde führe, ersticken möge. Aber kaum hatte er denselben wirklich im Munde, als er, vom Schlage getroffen, zu Boden stürzte. — Wir müssen gestehen, daß dieses Histörchen so ziemlich alle Merkmale einer, von den Feinden der Godwin'-

schen Familie erfundenen, und von der Leichtgläubigkeit in Umlauf gesetzten Fabel trägt. Die Chronisten, die es erzählen, blüheten und schrieben sämmtlich unter der normännischen Dynastie. Ingulph z. B. hatte von Wilhelm dem Eroberer viele Wohlthaten genossen, war einige Zeit in Rouen einer der Sekretäre desselben gewesen, und erhielt nachher, als der Herzog den englischen Thron bestiegen hatte, von demselben die reiche Abtei Croyland. Brompton, Abt eines Cistercienserklosters im Erzbisthum York, schrieb seine Chronik erst um das Jahr 1200; und auch Hickeden lebte und schrieb erst in dem 14. Jahrhundert. In Allem, was Godwin und dessen Söhne betrifft, kann man nicht wohl ihre Zeugnisse als vollgültig betrachten. — Die Möglichkeit eines solchen Ereignisses wollen wir jedoch durchaus nicht bestreiten. Mehr als ein Beispiel bietet uns die Geschichte, daß bisweilen, vorzüglich hochgestellte Verbrecher plötzlich von der strafenden Hand göttlicher Gerechtigkeit sichtbar ergriffen, und in den Staub geschleudert wurden. Ob aber auch Godwin zu diesen gehörte, dieß liegt, da so viele Jahrhunderte ihn von uns trennen, gänzlich außer dem Bereiche menschlichen Beurtheilens. Nichts bildet einen so schreienden Contrast, als die auf uns gekommenen Nachrichten von Godwins Persönlichkeit. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, Eduards Biograph — der aber, was hier nicht unbeachtet darf gelassen werden, sein Buch der Königin Editha, Godwins Tochter dedicirt hatte — nennt Godwin einen Vater des Volkes, die Stütze des Reiches, mit jeder Tugend geschmückt; den Guten ein milder schützender Engel; aber furchtbar den Bösen, die gewöhnlich sein Löwenblick schon in Furcht und Schrecken gesetzt, und dessen Tod endlich einen dichten Trauerflor über ganz England geworfen habe. — Ganz das Gegentheil besagt Godwins, von den unter der normännischen Dynastie lebenden Chronisten, mit den schwärzesten Farben gemaltes Bild. In diesem erscheint er als ein Inbegriff aller Laster, mit jedem Verbrechen besudelt, ein Ungeheuer von Grausamkeit, Stolz und Treulosigkeit. — Das Zeugniß des Biographen verdächtiget die Dedication seiner Schrift an die

Die Grafschaften des Verstorbenen erhielt dessen Sohn Harold. An Ehrgeiz und Schwungsucht war der Sohn dem Vater gleich; aber an Besonnenheit, an kriegerischen Tugenden, und besonders in der Kunst, die Herzen der Menschen zu gewinnen, ihm weit überlegen. Durch seine Klugheit im Kreise der königlichen Räthe, durch seine Tapferkeit an der Spitze des Heeres, und besonders durch sein gefälliges, ehrerbietiges Betragen wußte er in der Gunst des Königes sich immer mehr und mehr zu befestigen. Indessen wollte Eduard dennoch gegen die Macht seines Günstlings, in der Person eines nicht minder kühnen und unternehmenden jungen Mannes, ein Gleichgewicht bilden. Er gab also jetzt die Grafschaften, die Harold vor dem Tode seines Vaters besessen, dem Alfgar, Sohne des mächtigen, dem ganzen Godwinischen Hause längst schon im höchsten Grade abgeneigten Grafen Leofric's von Mercia. Natürlicher Weise hätte Harold auch seine bisherigen Grafschaften gerne mit denen seines Vaters vereint. Zwischen Beiden lagerten sich demnach sehr bald Eifersucht und Neid. Förmlich entzweieten sie sich einigemal, söhnten sich jedoch jedesmal eben sobald wieder mit einander aus. Die Folgen solcher Entzweiungen waren stets, bald da, bald dort, in dem

---

Tochter Godwins, und jenes der nachfolgenden Geschreiber deren politische Stellung unter einer argwöhnischen und gewaltsamen Fremdherrschaft. Wie immer möchte demnach sehr wohl auch hier wieder die Wahrheit in der Mitte liegen. Höchst wahrscheinlich war Godwin's Charakter eine Mischung eben so glücklicher, als auch wieder verderblicher Anlagen, eben so großer Tugenden, als nicht minder großen Laster, denen er sich jedoch nur dann hingab, wenn sein Ehrgeiz, der Grundzug seines Charakters, dadurch seine Zwecke zu erreichen glauben konnte.

Reiche ausbrechende, obgleich schnell vorübergehende Unruhen. — Harold ward indessen bald darauf von diesem gefährlichen Gegner durch den Tod desselben befreit. (1063)*). Allein und ohne Neben-

*) Alfgar hatte seinen Vater, den Grafen Leofric, kaum um fünf Jahre überlebt. Wir hatten bisher nicht sehr oft eine Veranlassung, von Leofric zu sprechen, obgleich derselbe unstreitig zu den seltensten und schönsten Erscheinungen seines Jahrhunderts gehört. Tapfer, kühn und unternehmend, dabei strenge, redlich und von unerschütterlicher Treue, und alle seine ungeheuern Reichthümer, gemeinschaftlich mit seiner schönen und frommen Gemahlin Godiva, nur zum Wohl seiner Untergebenen, zum Besten der leidenden Menschheit verwendend, übertraf Leofric an ächt christlicher Gesinnung und wahrer Seelengröße alle seine Zeitgenossen, und in diesem Glanze strahlte auch, noch lange nach seinem Tode, sein glorreiches Andenken unter Mercien's dankbaren Einwohnern. Selbst die angelsächsische Dichtkunst wählte ihn oft und lange Zeit zu einem Gegenstand ihrer Gesänge. — Von den vielen Sagen, die sich an Leofrics Namen knüpfen, wollen wir hier nur folgende erwähnen. Die Einwohner von Coventry seufzten schon seit Jahren unter mancherlei bürgerlichen Lasten, die den Bewohnern anderer Städte unbekannt waren. Godiva, Leofric's Gemahlin, war, weil wahrhaft fromm, auch eine eifrige Verehrerin der jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers. Aber auch die Einwohner Coventry's hatten sich längst schon unter den besondern Schutz der Hochgebenedeiten gestellt; und oft und dringend bat daher Godiva ihren Gemahl, der Mutter des Herrn zu Ehren den Bürgern verschiedene Zoll- und andere bürgerliche Freiheiten zu ertheilen. Leofric zeigte sich gar nicht geneigt, diesen Wünschen zu willfahren; aber mit desto größerer Beharrlichkeit fuhr Godiva in ihren Bitten fort. Um endlich der Zudringlichkeit seiner Gemahlin eine Grenze zu setzen, versprach er derselben, ihr ihre Bitte zu gewähren, jedoch unter einer Bedingung, deren Erfüllung er durchaus unmöglich hielt. Er begehrte nämlich, daß sie am hellen

buhler stand er jetzt in der Gunst des Königes, wie in der Liebe der Nation, in der er nachher durch völlige Bezwingung, durch gänzliche Entkräftung und Unterwerfung der bisher noch nie recht bezwungenen wilden Walliser, dieser innern, und daher desto gefährlicheren Feinde, nur noch höher stieg *).

Tage ohne alle Kleidung, ganz nackt bis an die Kirche der Stadt reiten sollte. Aber die Natur hatte Godiva mit einem ganz ungemein üppigen, bis zur Ferse herabwallenden Haupthaar geschmückt. Dieses wand sie nun mit vieler Geschicklichkeit um ihren zarten Körper, machte sich damit ein undurchdringliches Gewand, und ritt nun, ohne die Ehrbarkeit zu verletzen, bis an den Münster der Stadt. Leofric, überrascht und erstaunt, war jetzt gezwungen, sein Versprechen zu halten, und ließ nun auch unverzüglich die, von seiner Gemahlin so sehnlich erflehten Freibriefe für die Einwohner von Coventry ausfertigen.

*) Da die Walliser, bei ihrer, in ihrer Nationalität tief wurzelnden Feindschaft gegen die Engländer, nie ruheten, jeden Aufrührer, jeden Mißvergnügten unterstützten, jede Verlegenheit der Krone benutzten, um bald in diese, bald in jene Provinz einzufallen, und sie zu verheeren, keine Verträge achteten, auch nie den, dem Könige zu bezahlenden, vertragsmäßigen, jährigen Tribut gehörig entrichteten, und nun Harold diesen, in dem Herzen Englands wüthenden Krebsschaden auf immer vertilgen wollte; gewann auch sein letzter Feldzug, im Jahre 1063, gegen dieses feindselige Gebirgsvolk, eine ganz besondere, wahrhaft grausenvolle Gestalt. Mit einem, zu diesem Gebirgskrieg ganz eigen gekleideten und bewaffneten Theile seines Heeres, verfolgte er die Feinde in ihren höchsten, wie tiefsten Schlupfwinkeln. Alle Bollwerke, womit die Natur das Land auf seinen Grenzen, wie in seinem Innern befestiget hatte, stürzten gleichsam von selbst zusammen. Nirgends fanden die Walliser jetzt mehr einen sie schützenden Rückhalt. Aber nun wurden auch nicht nur alle waffenfähige Walliser erschlagen, sondern sogar Knaben in ganzen

28. Um dieselbe Zeit starb auch der dem Leser schon bekannte, mächtige Graf Siward von Northumbrien, ein Held ganz der Art, wie sie uns in den alten nordischen Heldensagen entgegen treten. Schon ganz nahe an dem Ziele seines Lebens, krönte er dasselbe noch durch eine eben so edle, als glorreiche Waffenthat. Der schottische Than Macbeth, dem schon einer der größten Dichter Englands, nämlich Shakspeare, eine traurige Unsterblichkeit gegeben, hatte in dem Jahre 1039 den milden König Duncan von Schottland bei Elgin ermordet, dessen Sohn Malcolm aus dem Königreiche vertrieben, und mit der schottischen Krone sein eigenes Haupt geschmückt. Malcolm floh nach England. Eduards menschenfreundliches Herz ward von dem unglücklichen Schicksal des königlichen Jünglings gerührt. Er unterstützte ihn mit Geld und Truppen, und ermunterte ihn, sein Recht auf Schottland mit dem Schwerte wieder geltend zu machen. Aber alle Versuche Malcolms scheiterten an Macbeths Tapferkeit und Kriegsglück. Fünfzehn Jahre wußte derselbe sich auf seinem usurpirten Throne zu behaupten. Erst jetzt, in dem Jahre 1054, als Macduf, ein schottischer Than, die Fahne des Aufruhrs gegen Macbeth schwang, eilte Malcolm, begleitet von einem englischen Heere unter der Anführung seines Oheims, des Grafen Siward von Northumbrien, nach Schottland. Bei Macbeth hatten alle aus England entflohenen oder daraus vertriebenen französische Normannen freundliche Aufnahme und Schutz

Massen zusammengehauen. Es entstand dadurch in Walis ein, bis dahin nirgends noch erhörter Mangel an Männern; so daß König Eduard sich gezwungen sah, die bisher strenge verbotenen Heirathen zwischen Engländer und Waliserinnen für die Zukunft zu gestatten.

gefunden; sämmtlich fochten sie also jetzt in den Reihen der Schotten gegen die Engländer. Bei Langfanan in der Grafschaft Aberdeen kam es zu einem ungemein blutigen, aber auch entscheidenden Treffen. Beide Heere schlugen sich mit gleicher Tapferkeit; und erst nach langem und hartem Kampfe erfocht Siward einen vollständigen Sieg. Viele Tausende schottischer Leichen bedeckten das Schlachtfeld; alle Normannen lagen erschlagen auf der Wahlstatt, und selbst König Macbeth befand sich unter den Todten. Aber auch auf Seite der Engländer war der Verlust nicht minder bedeutend. Selbst des Siegers Sohn und Neffe, Osbern und Siward, waren in der Schlacht geblieben. Als man dem ergrauten Krieger den Tod seines Sohnes meldete, erkundigte er sich sehr ängstlich, wo derselbe sei verwundet worden, ordnete genaue Besichtigung, und nur als er sich selbst überzeugt hatte, daß die tödtliche Wunde vorne in der Brust seines Sohnes sey, ward er wieder heiter, ordnete demselben prachtvolles Leichenbegängniß, und äußerte laut den Wunsch eines ähnlichen Todes zu sterben. — Bald nach seiner Rückkehr von diesem glorreichen Zuge erkrankte Siward. Die Krankheit war tödtlich. Man suchte nicht ihm dieses zu verbergen. Ruhig hörte Siward den Ausspruch der Aerzte. Als er aber selbst die Nähe des Todes zu fühlen anfing, erklärte er, daß er nicht nach Art der Kühe, sondern gerade so wie er gelebt auch sterben wolle. Er befahl demnach, ihm seine Waffen zu bringen, richtete sich in seinem Bette auf, ließ sich den Panzer anlegen, faßte mit sterbender Hand noch einmal die goldne Streitart, stützte sich dann auf seinen Speer, und verschied wenige Augenblicke darauf in dieser Stellung. — Harolds Bruder Tostig erhielt jetzt, da Siwards jüngster Sohn Waltheof noch nicht das gehörige Al-

ter erreicht hatte, die wichtige und weitschichtige Grafschaft Northumbrien. An Tugend und geistiger Kraft stand Tostig tief unter seinem Bruder. Aber wahrscheinlich war er gerade eben daher nur desto stolzer und anmaßender. Er drückte das Volk, erpreßte von demselben das zum Unterhalt seiner Leibwache nöthige Geld, trug nicht die gehörige Vorsorge für die Sicherheit des Landes, wußte nicht einem feindlichen Einfall der Schotten in die Grafschaft mit Nachdruck zu begegnen, und als er erfuhr, daß einige northumbrische Großen ihre Unzufriedenheit mit seiner harten und ungerechten Verwaltung laut und öffentlich zu erkennen gegeben, lockte er sie arglistiger Weise zu sich, und ließ sie in seiner eigenen Wohnung ermorden. — Nach zehnjährigen Leiden war endlich die Geduld der Northumbrier erschöpft. Sie zerbrachen die schmählichen Fesseln, überfielen die Hauptwache des Tyrannen, metzelten sie nieder, jagten den Tostig aus dem Lande, und wählten sich Morcar, einen Sohn Alfgars, zu ihrem Grafen. — Eduard war mit dieser Wahl nicht unzufrieden, daher er auch, vielleicht froh, eine schickliche Gelegenheit gefunden zu haben, die allzu große Macht der Godwinschen Familie wieder in etwas zu brechen, derselben bald darauf die königliche Bestätigung ertheilte (1065). Bevor jedoch diese noch erfolgt war, machte Tostig einen Versuch, durch Gewalt der Waffen sich der Grafschaft wieder zu bemächtigen, ward aber von Morcar, der dem Rufe der Northumbrier ohne zu zögern gefolgt und in der Provinz schon angekommen war, tapfer zurückgeschlagen. Er ging hierauf mit seiner Gemahlin zu seinem Schwiegervater, dem Grafen von Flandern, nach Brügge, und von da bald darauf nach St. Omer, wo er über neue Entwürfe, das Verlorene wieder zu gewinnen, den Winter über brütete.

29. Unter den Großen Englands, sowohl geistlichen wie weltlichen Standes, war es seit einiger Zeit Sitte geworden, zu den Gräbern der beiden heiligen Apostelfürsten nach Rom zu wallfahrten. Zu einer solchen Pilgerreise hatte auch Eduard sich einst durch ein besonderes Gelübde verpflichtet. Diesem wollte er in dem Jahre 1058 Genüge leisten. Aber die Wittans vereinten ihre Bitten bei dem Könige, um dessen Vorhaben zu hintertreiben. Sie stellten ihm vor, daß ihm, dem kinderlosen Monarchen, auf einer so weiten, mit mancherlei Gefahren verbundenen Reise gar leicht ein Unfall begegnen, er möglicher Weise auf der Hin- oder Herreise sterben, und daß alsdann, da für die Thronfolge noch keine Fürsorge getroffen, das Reich auf das neue wieder durch innere Kriege erschüttert werden könnte. Eduard fand diese Gründe nicht unwichtig; fügte sich daher dem Wunsche seiner Stände, berichtete aber diese Angelegenheit sogleich an den Pabst nach Rom, worauf Leo IX. den König seines Gelübdes entband, ihm aber auflegte, statt der Pilgerreise zu den Gräbern der Apostel, ein anderes Gott gefälliges Werk zu verrichten. Eduard entschloß sich, eine neue Kirche zu erbauen, bestimmte dazu jährlich den zehnten Theil seiner Einkünfte; und nun ward auch unverzüglich, in dem westlichen Theile von London, mit dem Bau der berühmten St. Peterskirche der Anfang gemacht. — Aber eben die, dem Könige bei dieser Gelegenheit gemachten Vorstellungen der Wittans erinnerten ihn sehr lebhaft an seine Pflicht, zum Besten seines Volkes jetzt noch zu gehöriger Zeit den künftigen Thronerben zu bestimmen. Von dem alten angelsächsischen Königsstamme war nur noch ein Zweig übrig, nämlich der Sohn des Königs Edmund Ironside, Eduards ältesten Bruders. Derselbe hieß ebenfalls Eduard, lebte aber schon seit

der Thronbesteigung Cnuts des Großen, mithin seit mehr als vierzig Jahren, in der Verbannung in Ungarn. Eduard rief demnach seinen Neffen aus Ungarn nach seinem Vaterlande zurück. Der jüngere Eduard, froh den vaterländischen Boden wieder betreten zu dürfen, eilte, ohne zu säumen, mit seiner Gemahlin Agatha, einer Nichte des verstorbenen Königs Stephan des Heiligen, seinem Sohne Edgar, und seinen beiden Töchtern Margarethe und Christine, nach England. Groß war der Jubel der Angelsachsen, als sie den lange Vermißten wieder sahen. Aber nur zu schnell ward diese Freude in Trauer verwandelt, als Eduard sehr bald nach seiner Ankunft in England starb. Prinz Edgar war noch zu jung, schien auch an Körper wie an Geiste viel zu schwach, als daß Eduard ihn zu seinem Nachfolger hätte wählen, und die Nation diese Wahl bestätigen mögen.

30. Desto höher stiegen, nach des jüngeren Eduards Tod, die Hoffnungen zweier andern Kroncompetenten, wovon jedoch keiner auch nur ein entferntes Recht auf den Thron von England hatte. Der Eine war Herzog Wilhelm von der Normandie, der Andere Godwins Sohn, der mächtige, bei der Nation allgemein beliebte Graf Harold. Wohl ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Eduard, eingedenk des an dem Hofe von Rouen genossenen großmüthigen Schutzes, und der dort verlebten ruhigen und glücklichen Tage, bevor er, auf den Ruf der Nation, nach England ging, dem Herzog Wilhelm, an den ihn wirklich ein zartes Band aufrichtiger Freundschaft und brüderlicher Liebe fesselte, in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken das Versprechen gemacht haben mag, daß er einst sein Nachfolger und der Erbe seiner Krone werden sollte. Aber hätte Eduard damals auch wirklich ein solches Ver-

sprechen gemacht; so fehlte demselben doch die durchaus nothwendige, staatsrechtliche Sanktion der angelsächsischen Stände; und Wilhelm konnte um so weniger einige Ansprüche darauf begründen, da ja unmöglich ein König von England sein Reich und sein Volk, ohne dessen Einwilligung, gleich einem Privatgut, einem Fremden zum Geschenke machen konnte. — Staatsrechtlich waren zwar Harolds Ansprüche eben so wenig gegründet, wie jene des Herzogs. Aber Harold hatte sich ausgezeichnete Verdienste um das Reich erworben, Englands Macht auf der Insel ungleich ausgedehntere Grenzen als je gegeben, sich stets des Wohlwollens und Zutrauens des Königs würdig erwiesen; besaß über dieß die allgemeine Liebe der Nation, und war von der Natur mit allen, jedem Beherrscher eines großen Reiches nöthigen Anlagen und Eigenschaften geschmückt. Mit welchem Rechte konnte und durfte also Harold nicht hoffen, daß, bei völliger Erlöschung des alten angelsächsischen Königsstammes, die Nation ihn zu ihrem Oberhaupt wählen werde? — Allem Ansehen nach ahneten Wilhelm und Harold, Jeder die geheimen Hoffnungen, Wünsche und Absichten des Andern. Was dieser Vermuthung große Wahrscheinlichkeit gibt, ist folgendes Ereigniß. Harold wollte eines Tages eine Lustfahrt auf dem Meere längs der englischen Küste machen. Plötzlich erhob sich von der Landseite ein starker Wind, der das Schiff immer weiter von dem Ufer entfernte, und endlich, als er noch heftiger ward, es an die entgegengesetzte, ungastfreundliche Küste von Ponthieu verschlug. Das Schiff strandete in der Mündung des Mayeflusses. Sogleich machte Guy, Graf von Abbeville, Herr dieser Küstenstrecke, sein ihm noch zustehendes Standrecht geltend. Zu Folge dieses unmenschlichen Rechtes gehörten nicht nur die Ueberreste des Schiffes, sammt allen darin

noch vorfindlichen Gütern, sondern auch die Personen, die auf demselben sich aus dem Schiffbruche gerettet, dem Herrn des Landes. Die gewaltsamsten und grausamsten Mittel wurden dann gewöhnlich angewandt, um von den Unglücklichen ein ungeheures Lösegeld zu erpressen. Harold und dessen Gefährten wurden nun ebenfalls ergriffen, und auf Guy's Befehl in ein unterirdisches Gefängniß in den Thurm von Beaurieu geworfen. Der dem Harold zugestoßene Unfall konnte dem Herzog Wilhelm nicht lange unbekannt bleiben; und schnell alle Vortheile überschauend, die er durch diesen Zufall für sich erndten könnte, sandte er eiligst an den Grafen von Abbeville einen Boten, mit der Bitte, seinen vornehmen Gefangenen und dessen Begleiter ihm auszuliefern. Guy wagte nicht, das Begehren des mächtigen Herzogs zurückzuweisen; und nach wenigen Tagen befand sich Harold mit seinem kleinen Gefolge in Rouen *). Hier fand er eine Aufnahme, wie er sie nirgends hätte erwarten können. Der Herzog, und nach dessen Beispiel auch alle an dem Hofe befindlichen Normannen behandelten ihn mit einer, allen seinen Wünschen zuvorkommenden Artigkeit. Aber demungeachtet überzeugte er sich bald, daß er noch immer ein Gefangener sey, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt goldene Fesseln trage, statt der eisernen, die man ihm in dem Thurm von Beaurieu angelegt hatte. Es dauerte nicht lange, so erklärte sich der Herzog deutlicher, und gab ihm unumwunden zu verstehen, daß er, um seine Freiheit wieder zu erlangen, eidlich versprechen müsse, ihm zur Besteigung des der-

*) Ueber den Verlust des Lösegeldes hatte jedoch Guy keine Ursache, sich zu beklagen. Als eine Entschädigung dafür machte Wilhelm ihm sehr beträchtliche Ländereien zum Geschenke.

einst erledigten englischen Thrones nach allen seinen Kräften behülflich zu seyn; einstweilen die Burg Dover mit einem Brunnen für ihn einzurichten, dann auch noch einige andere, in seinem Gebiete liegende Burgen ihm gleich schon einzuräumen, und endlich seine Schwester mit einem der großen normännischen Vasallen, sich selbst aber mit des Herzogs Tochter Adeliga zu seiner Zeit zu vermählen. Würde er dieses Versprechen leisten, und durch einen Eid bekräftigen, so sey er bereit, ihm seinen Neffen Haco alsogleich, seinen Bruder Wulfnoth aber bei seiner Thronbesteigung freizulassen. — Was sollte, was konnte nun Harold in dieser Lage thun? Ueberrascht und in der Gewalt eines eben so kühnen und unternehmenden, als ehrgeizigen Fürsten, der, um eine Krone zu erringen, kein Mittel verschmähete, und der gerade um dieselbe Zeit von der allgemeinen Volksstimme eines, an dem tapfern Grafen Günther von Pontoise, und dessen Gemahlin Biotte, mittels eines schnell wirkenden Giftes, begangenen Meuchelmordes beschuldigt ward*)? Harold versprach also, was man ihn, gleichsam mit dem Dolch auf der Brust, zu versprechen gezwungen hatte. Aber der Herzog mit dieser Zusicherung noch nicht zufrieden, berief eine Versammlung seiner Stände nach Bonneville, oder Bayeux. Hier machte Wilhelm sämmtlichen versammelten Grafen und Baronen seine mit Harold gepflogenen Unterhandlungen bekannt, und rief endlich Letztern auf, seine ihm gemachte Zusage mit einem Eide zu bekräftigen. In dem Versammlungssaale stand ein schöner, kirchlich geschmückter, aber wohl verdeckter Schrein. Auf diesem leistete nun Harold den, ihm abgedrungenen Eid. Aber welches

---

*) Die Frucht dieses Mordes war die schöne Grafschaft Maine, welche Wilhelm sogleich mit seinen übrigen Domainen vereinte.

Entsetzen ergriff nicht Harold, als man ihm jetzt entdeckte, daß er über mehreren der heiligsten, in dem Schrein liegenden Reliquien geschworen habe. — Da das Geschehene nun einmal nicht ungeschehen gemacht werden konnte, so suchte Harold, wie es scheint, sich in sein Schicksal zu finden. Er blieb noch einige Zeit bei dem Herzog, begleitete denselben sogar auf einem kriegerischen Zug gegen den Herzog Conan von Bretagne *), gab bei jeder Gelegenheit Proben persönlicher Tapferkeit wie kriegerischer Einsicht, und ward sowohl dadurch, als besonders durch sein feines, abgeschliffenes und ungemein gefälliges Wesen ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung des ganzen, zahlreichen, französisch-normännischen Hofes. Reich-

*) Dieser Krieg ward nachher sehr schnell, und zwar durch den, ebenfalls mittels eines Giftes, herbeigeführten Tod des Herzogs Conan beendiget. Auch dieses Mordes klagen die Verfasser der Geschichte von Bretagne den Herzog an. Dieselbe Anklage ward nachher, wie Ordericus Vitalis berichtet, von einem großen Theil des englischen Adels, der bald nach Wilhelms Thronbesteigung sich gegen denselben empörte, wiederholet. Da diese Ankläger, die Bretagner, wie die englischen Barone Feinde Wilhelms waren; so kann man auch ihren Anklagen unmöglich unbedingten Glauben schenken. Aber auch Guilelmus Gemmeticensis berichtet sehr umständlich die Vergiftung Conans; beschuldigte zwar dieses Frevels nicht den Herzog; fügt jedoch seiner Erzählung bei, daß der Mörder nach vollbrachter That sich eiligst zu dem Herzog Wilhelm begeben, und diesem den Tod seines Feindes angekündiget habe. Natürlicher Weise muß dieses Letztere den Verdacht erzeugen, daß jener Giftmischer eigentlich nur das erkaufte Werkzeug, aber Wilhelm der eigentliche Mörder gewesen seyn möchte; da ihn dieser Tod, besonders bei der Ausführung seiner Pläne auf England, von sehr großen und gegründeten Besorgnissen befreiete.

lich beschenkt verließ endlich Harold, unter ganz ungewöhnlichen kriegerischen Ehrenbezeugungen, den Hof, und ging nach England zurück.

31. Nicht ohne Besorgniß vernahm Eduard von Harold, was in Rouen vorgefallen war. Zu gut kannte er Wilhelms hochfahrenden Sinn, um nur einen Augenblick noch in Zweifel zu seyn, ob nach seinem Tode der freie Wille der Nation, oder blos das Schwert über Englands verwaiseten Thron entscheiden werde. — Der von Eduard unternommene Kirchenbau stand nun in völliger Vollendung da. Das Fest der Einweihung der Kirche ward auf den 28. December (1065) festgesetzt. Da der König lange Zeit schon kränkelte, und besonders in diesem Jahre seine Kräfte immer sichtbarer dahin schwanden, so fanden die Großen hierin eine ganz besondere Veranlassung, sich ungleich zahlreicher als je zur Feier des Weihnachtsfestes und der Tempelweihe um den König zu versammeln. Alle wurden von Eduard königlich bewirthet. Um die allgemeine Freude nicht zu stören, that Eduard sich Gewalt an, und, obgleich die kalte Hand des Todes ihn schon gefaßt hatte, schien er doch während dieser Tage im Oeffentlichen wie an der Tafel ungemein heiter. Dem feierlichen Gottesdienste am Tage der Geburt des Erlösers konnte er noch beiwohnen, aber nicht mehr der Kirchenweihe. Seiner Gemahlin, der Königin, gab er den Auftrag, seine Person bei dieser Feier zu vertreten. Eine zahllose Menge Volkes war aus allen Provinzen Englands herbeigeströmt. Als es aber die Krankheit des Königs und dessen hoffnungslosen Zustand erfuhr, verwandelte sich alle seine Freude in tiefste Trauer. Wenige Tage darauf starb Eduard am fünften Jänner des Jahres Ein Tausend und sechs und sechzig; und gleich am folgenden

Tage ward die königliche Leiche mit ungemeiner Pracht in der von Eduard erbauten, und nunmehr eingeweihten Peterskirche beigesetzt. Aufrichtige, unerzwungene Thränen flossen reichlich an dem Grabe des frommen, gerechten und guten Königs. Der glorreiche Beiname: der Bekenner, ward ihm ungefähr hundert Jahre nach seinem Tode in der Canonisations-Bulle Pabstes Alexanders III. beigelegt.

32. Die harten, abschreckenden Urtheile besonders der unter der normännischen Dynastie blühenden Geschichtschreiber, die hierin auch unter den neueren manche Sympathien gefunden haben *), sind offenbar im höchsten Grade ungerecht, und finden in Eduards ganzer Lebens- und Regierungsgeschichte auch nicht die schwächsten Belege. Eduard war im wahren Sinne der Vater seines Volkes, dessen Leiden stets auch die seinigen waren. Er war es, der die eben so lästigen als gehässigen, obgleich sehr beträchtlichen und in die königlichen Kassen fließenden Dänengelder für immer aufhob. Zur Zeit einer allgemeinen, das ganze Königreich drückenden Hungersnoth zeigte sich sein unermüdetes Streben, die Leiden des Volkes zu lindern, in dem ganzen wahrhaft überfließenden Reichthum seines edeln, menschenfreundlichen Herzens. — Einst waren die Großen des Reiches, um sich dem Könige gefällig und angenehm zu machen, mit einander übereingekommen, ihm ein sehr bedeutendes Geldgeschenk zu machen. In ihren Bezirken, die sie damals schon so ziemlich

*) Wie könnte es auch wohl erlaubt seyn, einen Monarchen, den die Kirche heilig gesprochen, ganz ungehudelt in der Gruft seiner Väter ruhen zu lassen! Dieß wäre viel zu viel gefodert.

als ihr Eigenthum betrachteten, schrieben sie daher eine allgemeine Steuer aus. Die Summe, die auf diesem Wege von dem Volke erhoben ward, war ungemein beträchtlich. Als sie dieselbe aber dem Könige brachten, und ihn baten, sie als einen Beweis ihrer Treue und Anhänglichkeit anzunehmen, gab er ihnen einen sanften Verweis. „An diesem Gelde," sagte er, „klebt mancher Schweistropfen meines guten Volkes. Mein Wille ist, daß es denjenigen, die die Steuer bezahlt, unverzüglich wieder zurückgegeben werde." — In den mancherlei, oft sehr schwierigen, verhängnißvollen Verhältnissen benahm er sich jedesmal mit der einem Monarchen geziemenden Würde. In einer schwankenden Zeit stand er fest, und unter dem Wechsel der Ereignisse blieb er stets sich gleich, — selbst gerade und gerecht in seinen Handlungen, wie in seinen Gesinnungen, wachte Eduard auch seine ganze Regierung hindurch mit Ernst und unerbittlicher Strenge über gerechte Verwaltung der jedem Volke eben so nothwendigen als heilsamen Justizpflege; und seine Gesetze, Verordnungen und Einrichtungen, wonach die Angelsachsen sich lange Zeit trauernd zurücksehnten, trugen sämmtlich den Stempel ächt christlicher Milde und Schonung. Seinen Feinden oder Beleidigern schnell und von Herzen zu verzeihen, war bei ihm keine Tugend mehr; es kostete ihn keine Ueberwindung; es war innigst mit seiner ganzen Natur, seinem ganzen Wesen verwebt. Als einst ein Landmann sich sehr roh gegen ihn betragen und ihn persönlich beleidiget hatte, sagte er zu ihm: „Du hast Strafe verdient, und ich sollte dich auch strafen; aber mein Herz gestattet mir es nicht." — Als Feldherr glänzt zwar Eduard nicht in der Geschichte; denn nie zeigt sie ihn uns an der Spitze eines Heeres oder auf blutigem Schlachtfelde kriegerische Lorbern sammelnd. Aber dazu bot

sich ihm auch nie eine gerechte und gegründete Veranlassung dar. Den Krieg suchte er zwar — was auch jeder gerechte, nicht auf Unkosten seines Volkes nach kriegerischem Ruhme dürstende Monarch thun wird — so viel wie möglich zu vermeiden; aber er scheuete ihn nicht. Als Magnus von Norwegen Ansprüche auf den englischen Thron machte, war Eduard entschlossen, im Falle eines Angriffes, in eigener Person Heer und Flotte gegen die Feinde zu führen. Eben so übernahm er auch, als die Godwinsche Familie sich nicht sowohl gegen ihn, als eigentlich nur gegen die französischen Normannen empört hatte, den unmittelbaren Oberbefehl über ein sehr zahlreiches Geschwader seiner Flotte. Daß aber Eduard gegen das, obgleich stets besiegte und zurückgetriebene, jedoch nie ruhige Waliser Gebirgsvölkchen, wie auch gegen die Schotten nicht selbst zu Felde zog, daran that er sehr weise. Hier wäre er nicht an seinem Platze gewesen; denn daß gegen solche wenig zu achtende Feinde der Monarch selbst das Schwert ziehe, ist offenbar unter seiner Würde. Aber zum Lobe gereicht es ihm, daß er stets Verstand und Takt genug hatte, taugliche Feldherren zu wählen, und diese ihrer siegreichen Feldzüge wegen — was doch bei unkriegerischen Monarchen nicht selten der Fall ist — nicht im mindesten zu beneiden, im Gegentheil ihre Verdienste öffentlich anzuerkennen und verhältnißmäßig zu belohnen. — Die Angelsachsen, Eduards Zeitgenossen, erkannten einstimmig den hohen Werth ihres guten Königes, und fühlten dessen Verlust immer tiefer und schmerzhafter, je mehr sie nach dessen Tode Veranlassung fanden, seine Regierung und seine Gesetze mit jenen seiner Nachfolger zu vergleichen. — Lange Zeit, und als schon alle Wilhelm dem Eroberer gesetzten Denkmäler verwittert waren, lebte noch Eduards segenreicher Name in dem Andenken der dankbaren Nation. Auch bezeichnete

eine von Generation auf Generation durch ein halbes Jahrtausend sich fortpflanzende Volkstradition Eduards Regierung als das goldene Zeitalter Englands, und so schlang sich ein heiliges, einigendes Band durch alle Zeiten hindurch, um selbst nach einer langen Reihe von Jahrhunderten noch alle Herzen der Angelsachsen zum gemeinsamen Lobe dieses frommen, weisen, sein Volk so warm und aufrichtig liebenden Monarchen zu vereinigen. — Unmöglich kann ein schwacher, obgleich an sich gutmüthiger Fürst, durch seinen Tod eine so allgemein gefühlte, so lange dauernde Trauer erregen, unmöglich einen so tiefen, selbst unter dem Alles zerstörenden Tritt so vieler Jahrhunderte nicht erlöschenden Eindruck hervorbringen. Eduard der Bekenner gehört demnach unter die trefflichsten, liebenswürdigsten Könige, die seit der Gründung der Monarchie bis auf unsere Tage über Albion herrschten. Dies Zeugniß ertheilt ihm die unpartheiische Geschichte, und kein auch noch so scharfsinniges, noch so scheinbar consequent durchgeführtes Raisonnement, wie täuschend auch das Illusorische davon seyn mag, wird dieses Zeugniß in irgend einer fein fühlenden, für das wahrhaft Große und Heilige empfänglichen Seele zu entkräften im Stande seyn. — Eduard hatte fünf und zwanzig Jahre regiert, und fünf und sechzig Gott und dem Wohle der Menschheit gelebt.

IV.

Französisch-normännische Dynastie in England.

1. König Harold II. und Herzog Wilhelm von der Normandie. — Noch am Sterbetage Eduards ward Harold in einer ungemein zahlreichen Versammlung beinahe aller Großen Englands, wie auch der angesehensten Bürger Londons zum Kö-

nig ausgerufen, und schon der folgende Tag ward Zeuge von der Beerdigung des alten, so auch der Krönung des neuen Königes. Da der Erzbischof Stigand nicht nur in seiner Würde von dem Pabste nicht anerkannt, sondern sogar von allen bischöflichen Verrichtungen suspendirt war, so ward, damit keine Irregularität den feierlichen Act entkräften könne, dem Erzbischofe Alfred von York die Ehre, den neuen König zu krönen. Zu gleicher Zeit verbreitete sich in ganz England das Gerücht, Eduard habe auf dem Sterbebette kurz vor seinem Ende, in Gegenwart mehrerer Thans, den Harold als seinen Nachfolger bezeichnet, und der Wahl der Nation empfohlen *). Edgar, des verstorbenen jüngeren Eduards einziger Sohn, erhielt als Entschädigung für den Verlust einer Krone die Grafschaft Oxford. — Gleich in den ersten Tagen nach angetretener Regierung hatte Harold schon Gelegenheit, sein Herrschertalent zu entfalten. Die Northumbrier, wahrscheinlich durch Tostigs Anhänger aufgereizt, zeigten sich im höchsten Grade unzufrieden mit der in London getroffenen Wahl; und bei dem kriegerischen, von jeher zum Aufstande geneigten Volke bedurfte es jetzt nur eines kühnen Anführers, um sogleich die Fahne der Empörung gegen den neuen König wehen zu lassen. Sobald Ha-

---

*) Diesem wird zwar von den Normännern widersprochen; es stützt sich aber auf das einstimmige Zeugniß aller englischen Geschichtschreiber. — Ueberhaupt ist alles, was die normännischen Geschichtschreiber von Harold, von der Art, wie er auf den Thron gelangt, so wie auch von seiner Krönung sagen, durchaus unwahr, oder wenigstens das Wahre, was daran ist, gröblich entstellt und mit Falschem vermischt. Man sieht, daß sie sich keine Aufgabe gemacht, als den königlichen Gegner Wilhelms bei jeder Gelegenheit in das gehässigste Licht zu setzen.

rold dieses erfuhr, eilte er sogleich nach Northumbrien, aber nicht, was so manche Andere an seiner Stelle gethan haben würden, an der Spitze eines Heeres, sondern nur von einigen Getreuen begleitet, wohl aber den im ganzen Reiche allgemein geehrten Bischof Wulfstan von Worcester an seiner Seite. Der Einfluß und die salbungsvollen Worte des ehrwürdigen Prälaten beruhigten bald die Gemüther, die nun eben so schnell von dem König durch die kühne Zuversicht, mit der er unter den Nothumbriern auftrat, wie auch durch verschiedene von ihm sogleich getroffene, sehr weise Einrichtungen, verbunden mit seinem leutseligen, herablassenden Wesen auf immer gewonnen wurden. Zudem war auch Harolds Gemahlin Editha, des verstorbenen Alfgars Tochter, ein eben so schönes als festes Band, das jetzt auch ihre beiden Brüder Morcar und Edwin, unstreitig die mächtigsten unter den northumbrischen Großen, an die Person und das Interesse des neuen Königs knüpfte. Ohne fernere Besorgniß und der treuen Anhänglichkeit der Northumbrier versichert, kehrte Harold wieder nach London zurück.

2. Die Kunde von Eduards Tode und Harolds Krönung kam zu gleicher Zeit in der Normandie an. Mit Scheibenschießen sich ergötzend, befand sich Wilhelm gerade in seinem, nicht weit von der Residenz gelegenen Park, als ein Eilbote mit dem Schreiben eines in London wohnenden Normannen ankam. Wilhelm gerieth über die doppelte Nachricht, vorzüglich über Harolds unerwartete Thronerhebung in die größte Bestürzung; der Bogen entfiel seiner Hand. Tausend Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe. In der Zerstreuung riß er bald seinen Herzogsmantel auf, bald knüpfte er ihn wieder zu, und eilte endlich düster und schweigend nach seinem Palaste in Rouen

zurück. An der umwölkten Stirne des Fürsten merkten die Hofleute, daß Etwas vorgefallen war; aber keiner wagte, den Herrn darum zu befragen. Der Seneschall, Wilhelm von Breteuil, ein entfernter Verwandter des herzoglichen Hauses, brach endlich das Stillschweigen. Er hatte das Geheimniß errathen, und gab dem Herzog zu verstehen, daß er das, was jetzt seine Seele so sehr beschäftige, wohl kenne. Wilhelm war froh, seine, durch eine Menge von Hoffnungen, Wünschen und noch unreifen Entwürfen geschwellte Brust durch Mittheilung erleichtern zu können. Trefflich kam ihm jetzt der ohnehin schon sehr einflußreiche Breteuil durch die ihm eigene Besonnenheit zu Hülfe. Die Gedanken ordneten sich immer mehr und mehr in Wilhelms Kopfe, und der Vorsatz, sein vermeintliches Recht auf die englische Krone mit dem Schwerte geltend zu machen, reifte unter Breteuil's Pflege nach und nach zu festem Entschluß. Einstweilen ward beschlossen, unverzüglich eine Gesandtschaft an Harold nach England zu ordnen. Wahrscheinlich erwartete König Harold eine solche, so wie es nicht minder wahrscheinlich ist, daß auch Herzog Wilhelm nichts weniger als eine, seinen Wünschen entsprechende Wirkung sich davon versprach.

3. Die normännischen Gesandten hatten den Auftrag, den Harold an seinen, über heiligen Reliquien geleisteten Eid zu erinnern, ihn aufzufodern, alle seine eidlichen Zusagen und Versprechungen zu erfüllen. — Harolds Antwort war kurz, aber deutlich. Ein erzwungener Eid, sagte er, führe keine Verbindlichkeit mit sich, besonders wenn man dadurch Jemand verbinden wolle, Etwas, in dessen Besitz er nicht wäre, und worüber er gar nicht zu verfügen hätte, einem Andern zu schenken. Durch

die einstimmige Wahl der englischen Nation sey er König geworden; und sollte Wilhelm es zu einer Probe kommen lassen, so würde er den Erwartungen Englands entsprechen, und beweisen, daß er des Thrones nicht unwürdig sey. Mit dieser Antwort entließ er die ihm lästigen Gesandten. In erster Instanz hatte also jetzt Herzog Wilhelm seinen Prozeß verloren; aber er appelirte nun an einen Richter, von dessen Spruch keine fernere Berufung mehr statt hat, nämlich an sein Schwert. — Furchtbar waren die von beiden Theilen mit der größten Anstrengung gemachten Kriegsrüstungen. Das ganze Abendland staunte darüber, und die Blicke aller Völker waren jetzt auf England und die Normandie gerichtet.

4. Weit früher als Wilhelm hatte Harold seine Zurüstungen beendiget. Eine zahlreiche Flotte lag in den Häfen von Sandwich und Pevensey, und ein Heer von hundert tausend Mann war sehr zweckmäßig längs der Küste vertheilt. In dieser, jedem feindlichen Einfalle trotzenden Stellung erwartete Harold mit der Zuversicht eines unfehlbaren glücklichen Erfolges die Landung Wilhelms und seiner Normannen. — Aber leider zwang jetzt den König eine furchtbare, ihm ganz unerwartet in dem Norden Englands gemachte Diversion, alle seine Stellungen zu verlassen. Ein norwegisches Heer hatte an den nördlichen Küsten von England gelandet, und der Elende, der in dem Augenblick, wo sein Vaterland von einem fremden Eroberer ganz in der Nähe bedroht ward, jetzt noch neue Feinde, zahllose Schaaren von Barbaren nach England führte, war niemand anderes, als Graf Tostig, König Harolds eigener Bruder. — Nachdem Tostig, um Northumbrien wieder zu gewinnen, in der Nor-

mandie, in Flandern, bei dem dänischen Könige Suen Hülfe gesucht, und keine gefunden, hatte er sich endlich an den norwegischen König Harold Hardrada gewandt. Diesem versicherte er, er sey Godwins ältester Sohn; also ihm, und nicht seinem Bruder, dem jetzigen Könige, gebühre das Reich; werde Hardrada ihm zur Eroberung desselben behülflich seyn, so sey er bereit, die Hälfte Englands seinem Bundesgenossen zu überlassen. Dem Hardrada, diesem gekrönten Abentheurer, der sein ganzes bisheriges Leben in lauter abentheuerlichen, größtentheils glücklichen und beutereichen Zügen, bald nach Norden, bald nach Osten, zugebracht hatte, war dieser Antrag ungemein willkommen. Aber die Zurüstungen des norwegischen Königes dauerten den ganzen Sommer. Erst gegen Ende des Augusts lief er mit einer Flotte von zweihundert Schiffen aus, die aber, weil unter Weges durch schottische und irrische Schiffe verstärkt, schon über dreihundert Segel zählte, bevor sie noch die englische Küste erreicht hatte. Bei Scarborough ließ Hardrada sein Heer landen. Nach einer verzweifelten Gegenwehr der Einwohner von Scarborough ward die Stadt endlich dennoch erobert, und von den Barbaren sogleich in Brand gesteckt. Hardrada war im Kriege geübt und desselben nicht unkundig. Sein strategisches Objekt war jetzt die große, sehr volkreiche Stadt York. Mit seinem Heere, von dem er jedoch eine sehr ansehnliche Truppenabtheilung bei seiner Flotte zu deren Bewachung ließ, rückte er demnach jetzt tiefer in das Innere des Landes. Die beiden Brüder Morcar und Edwin, die die Folgen wohl einsehen mußten, welche der Verlust von York nach sich ziehen würde, wagten einen verzweifelten Versuch, die Stadt zu retten. Mit einem kleinen, in der Eile zusammengezogenen Heere griffen sie die Nor-

weger bei Fulford an, wurden aber bei der unverhältnißmäßigen Mehrzahl der feindlichen Streitkräfte völlig geschlagen. Der größte Theil des englischen Heeres blieb im Treffen. Nur mit einer kleinen Schaar gelang es Morcar und Edwin, die Stadt York wieder zu erreichen. Unterhandlungen wurden jetzt angeknüpft, und in Folge derselben die Stadt York sammt der ganzen Provinz dem Feinde übergeben. Hardrada verhieß dem Lande Schutz und Sicherheit, jedoch unter der Bedingung, daß die waffenfähigen Einwohner sich ihm anschließen, und zur Eroberung Englands behülflich seyn sollten; auch foderte er eine Anzahl Geißeln, welche die Yorker ihm in einigen Tagen zu überliefern versprachen.

5. Indessen war Harold, der bei der ersten Nachricht von der Landung der Norweger sogleich aufgebrochen war, und in Eilmärschen heran rückte, in York angekommen. Von dem Erzbischofe und den Einwohnern ward er mit Jubel empfangen. Die von Hardrada gefoderten Geißeln hatten die Stadt noch nicht verlassen. Hier erfuhr Harold der Engländer unglückliches Gefecht bei Fulford, so wie die Folgen der verlornen Schlacht. Ohne seinem, durch angestrengte Märsche ermüdeten Heere auch nur einen Rasttag zu gönnen, brach er gleich am andern Tage — es war ein Montag, und der 25. des Monates September (1066.) — gegen den Feind auf. Auch Hardrada setzte sich an diesem Tage in Marsch nach York; jedoch nicht von weitem ahnend, daß König Harold an der Spitze eines mächtigen Heeres schon ganz nahe wäre, war seine Absicht, blos jetzt mehrere Tage in York zu weilen, dort die Angelegenheiten der Provinz, die er schon als seine Eroberung betrachtete, nach seiner Art zu

ordnen, besonders auch Ländereien unter seine Getreuen zu vertheilen, und sein Heer durch neue, in der Provinz auszuhebende Mannschaft zu verstärken. Aber auf dem Marsche dahin erblickten auf einmal Er und Tostig große, in der Ferne aufsteigende Staubwolken. In ihrer tollen Zuversicht, aus der man sich auch ihre unbegreifliche Sorglosigkeit erklären muß, wähnten sie, daß es schon Schaaren aus der umliegenden Gegend wären, die, zu Folge des an sie ergangenen Rufes, sich freundlich ihrem Heere anschließen wollten. Aber es dauerte nicht lange, so verschwand die Täuschung; denn sehr deutlich konnte man bald die verschiedenen, vor den englischen Heerhaufen wehenden Paniere unterscheiden. Hardrada ließ Halt machen, und versammelte in aller Eile die vorzüglichsten Häupter seines Heeres, um mit diesen zu berathen, was jetzt zu thun sey. Der vorsichtige Tostig rieth, mit dem Heere unverzüglich den Rückzug nach den Schiffen anzutreten, die dort stehenden Heerabtheilungen an sich zu ziehen, und dann mit verstärkter Macht den Engländern wieder entgegen zu gehen. Aber Hardrada's furchtlose Seele füllte der blose Gedanke an einen Rückzug schon mit Unwillen. Seine Meinung war: zwar an die bei den Schiffen zurückgebliebenen Corps Boten mit dem Befehle zu senden, unverzüglich zu dem Hauptheere zu stoßen; jedoch alsogleich das Treffen zu beginnen; jene würden schon noch zu rechter Zeit ankommen, um an der Schlacht Theil zu nehmen. Die Oberhand behielt natürlich die Meinung des Königs; und dieser begann nun unverzüglich sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Dasselbe bildete einen halben Kreis, dicht geschlossen, Mann an Mann, Schild an Schild, und die Speere, in schiefer Richtung gegen den Feind, tief in die Erde gesenkt. — Auch das englische Heer

fing jetzt an sich zu entwickeln. Aber während nun Harold ebenfalls beschäftiget war, seine Schlachtreihen zu formiren, bemerkte er auf der Seite des Feindes einen ungemein stattlichen Ritter, von ungewöhnlicher körperlicher Größe, mit blauem Mantel und blinkendem Helm, der auf einem schwarzen Roß die feindliche Linie herabsprengte; jedoch in dem Augenblicke, wo er die Aufmerksamkeit des englischen Königes auf sich zog, mit dem Pferde stürzte und auf die Erde geworfen ward. „Wer ist," fragte jetzt Harold hastig seine Umgebung, „jene Riesengestalt, die durch den Sturz ihres Pferdes so eben auf die Erde geschleudert ward?" — Man sagte ihm, es sey Sigurd's Sohn, Hardrada, König der Norweger. — „Der Sieg ist unser!" rief jetzt Harold, sich schnell zu den Seinigen wendend, „denn Hardrada's Sturz vom Pferde ist ein Vorzeichen seines ihm bevorstehenden Unterganges"*).— Bevor das Zeichen zum Angriff gegeben ward, ritt ein kleiner Trupp von ungefähr zwanzig ganz geharnischten englischen Reitern mit geschlossenem Visir nach der Gegend, wo Tostigs Banner aufgepflanzt war, und fragte nach demselben. „Wisset," erwiederte Tostig, „daß Ihr ihn schon gefunden habt. Ich selbst bin es." — Einer der Geharnischten nahm nun das Wort. „Harold, unser König, sendet Dir Gruß, und diese Botschaft: Frieden bietet er Dir an, und ganz Northumbrien. Ja, um Dich zu sei-

*) Auch Hadrada selbst soll sich geäußert haben, daß dieser Fall eine böse Vorbedeutung sey. Aber Snorro, ein isländischer Geschichtschreiber, erzählt im Gegentheil in seiner Geschichte der norwegischen Könige, daß Hadrada mit vieler Gegenwart des Geistes sogleich habe ausgerufen: „Das Fallen auf einer Reise bringt den Reisenden Glück!"

nem Freunde und Bundesgenossen zu haben, würde ihm selbst ein Drittel von ganz England kein zu hoher Preis seyn." — Tostig bedauerte, daß ihm nicht, bevor so viel Blut geflossen, dieser Vorschlag gemacht worden sey. Indessen erkundigte er sich doch, was für eine Entschädigung man dem norwegischen Könige für seine Rüstungen und aufgewandten Kriegsunkosten geben wolle. — „Sieben Schuhe von Englands Erde," erwiederte der Geharnischte, „oder auch noch gerade um so viel mehr, als seine körperliche Länge jene eines gewöhnlichen Menschen übertrifft." — „So reitet dann zurück," sprach jetzt Tostig, „und sagt euerm Herrn, daß er sich zum Kampfe rüste; denn nie soll es im Land der Normänner eine Sage werden, daß Tostig seinen Bundesgenossen in feindlichem Lande verlassen habe. Wir wollen gemeinschaftlich entweder England erobern, oder ehrenvoll auch gemeinschaftlich miteinander sterben." — Als die feindlichen Reiter sich entfernt hatten, erfuhr Tostig, daß der Geharnischte, der mit ihm gesprochen, sein eigener Bruder, König Harold, gewesen sey.

6. Die englische Reiterei war damals noch nicht gewöhnt und geübt, den Feind in dicht geschlossenen Massen anzugreifen. Einzeln sprengten sie gegen denselben an; und gelang der Angriff nicht, so kehrten sie schnell wieder um, sammelten sich jedoch eben so schnell wieder, um einen neuen Versuch zu machen. — Als jetzt die schmetternden Trompeten und zahllosen Hörner das Zeichen zum Angriff gaben, stürzte die englische Reiterei, die den größten Theil des Heeres ausmachte, wieder nach gewohnter Weise sich öfters auf den Feind; aber jedesmal ohne allen Erfolg. Ihre Angriffe, schon gebrochen durch die in die Erde gesenkten Speere, prellten stets an der

Mauer von Schilden und der Tapferkeit der Norweger zurück. So blieb einige Zeit aller Vortheil auf Seite der Feinde. Aber diese, ermuthiget durch ihren bisherigen Erfolg, und uneingedenk des von ihrem Könige erhaltenen Befehles, verließen ihre Reihen, lößten sich in einzelne Bande auf, um desto hitziger den, wie sie wähnten, fliehenden Feind zu verfolgen. Die englische Reiterei wußte diesen Fehler trefflich zu benutzen. Mit Blitzesschnelle sich sammelnd, brach sie in die vielen, durch diese falsche Bewegung der Norweger entstandenen Oeffnungen ein, und brachte dadurch die ganze feindliche Linie in Verwirrung. In der Fronte, im Rücken und auf den Seiten angegriffen, hatten die Norweger einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Hadrada kämpfte mit Löwenmuth. Mit einer, seiner Riesengröße vollkommen entsprechenden, nicht minder riesenhaften Körperstärke hatte er schon viele Engländer mit eigener Hand getödtet, und durch sein Beispiel auch sein Gefolge, und durch dieses das ganze Heer auf das Neue wieder zum Kampfe begeistert, als ein verhängnißvoller Pfeil ihm durch die Kehle flog und ihn todt zu Boden warf. Auf beide Heere machte Hardrada's Fall einen tiefen Eindruck. Das Schlachtgewühl ruhete einige Augenblicke. An Tostig, der statt des gefallenen Königes sogleich den Oberbefehl über das ganze Heer übernahm, kamen jetzt von Seite Harolds abermals Boten mit Friedensvorschlägen für ihn und das ganze norwegische Heer. Tostig berief die Häupter zusammen, wieß aber nun auf deren Rath alle ihm gemachten Anträge zurück. Wüthender als vorher begann also jetzt wieder der Kampf. Aber bald fiel auch Tostig unter der Streitaxt eines englischen Ritters. Schon schien der Sieg der Engländer entschieden, als Earl Eystein Orri mit der bei den Schiffen gebliebenen Heerabtheilung ankam und das

Treffen wiederherstellte. Umsonst bemühete sich jedoch der Earl, den Engländern den Sieg zu entreissen; obgleich die Norweger wirklich Wunder der Tapferkeit thaten. So soll z. B. ein Normann, der eine Brücke vertheidigte, über vierzig Engländer mit seiner Streitaxt erschlagen, und alle gegen ihn geschleuderten Speere und Wurfspiese mit ungemeiner Gewandtheit mit seinem Schilde aufgefaßt haben. Ein Engländer schlich sich endlich in einem Boote unter die Brücke und brachte ihm von unten eine tödtliche Wunde bei. Als auch dieser tapfere Krieger gefallen war, und der Uebergang über die Brücke den Engländern offen stand, war auch die Schlacht für die Norweger unwiederbringlich verloren. War aber auch jetzt jeder Schimmer von Hoffnung eines glücklichen Erfolges für die feindlichen Anführer völlig verschwunden, so leisteten sie demungeachtet noch einen verzweifelten Widerstand, und der Kampf dauerte fort, bis sie sämmtlich mit tödtlichen Wunden bedeckt auf der Wahlstätte lagen. Als die Sonne unterging, war das ganze weite Schlachtfeld mit zahllosen feindlichen Leichen bedeckt *). Harolds Sieg war vollständig. Das feindliche Lager, Hardrada's ungeheure Schätze **) und die ganze norwegische Flotte fielen in die Hände des Siegers. Unter den Gefangenen befand sich auch Hardrada's Sohn, der

*) Die englischen Chroniken versichern, die Schlacht von Stamford-Bridge sey die blutigste von allen gewesen, wovon je die angelsächsischen Annalen eine Erwähnung gemacht, und daß noch nach einem ganzen halben Jahrhundert die gebleichten zahllosen Gebeine der Erschlagenen dem Wanderer die Stätte gezeiget hätten, wo diese mörderische Schlacht war gefochten worden.

**) Früchte seiner abentheuerlichen, aber ungemein beutereichen Züge nach Osten. Eine ungeheure Masse Goldes soll sich darunter befunden haben.

junge Prinz Olav, der mit seinem Erzieher, einem norwegischen Bischofe, seinem Vater auf diesem Zuge hatte folgen müssen. — Nebst diesem noch ein Häuptling der orcadischen Inseln, Namens Paul. Gegen Beide erwieß sich Harold sehr großmüthig. Nachdem der norwegische Prinz eidlich versprochen hatte, stets ein Freund und Bundesgenosse der Engländer zu bleiben, gab er ihm von der eroberten Flotte zwölf mit Norwegern hinreichend bemannte Schiffe, und ließ ihn in sein Vaterland zurückkehren *). Eben so schenkte er auch dem Paul einige Schiffe, und gestattete ihm, mit dem kleinen Ueberrest seiner nach England gebrachten Leute nach Hause zu ziehen. Sobald die eroberte Flotte und die ungeheure Beute in Sicherheit gebracht waren, auch das Heer von seinen ausgestandenen Mühseligkeiten sich wieder etwas erholet hatte, marschirte Harold nach York. Hier gab er, zur Feier des errungenen großen Sieges, den vornehmsten Befehlshabern seines Heeres ein festliches Mahl. Heiter saß der König mit seinen Thans an der Tafel, als plötzlich ein Ritter heransprengte, hastig von dem Pferde sprang, und gleich beim Eintreten in den Saal dem König und den um ihn versammelten Heerführern die zwar unerwartete, jedoch nicht sehr überraschende Kunde brachte: Herzog Wilhelm von der Normandie sey mit einem furchtbaren Heere an der Küste von Sus-

---

*) Auch die Königin Elisabeth und ihre beiden Töchter hatten dem Hadrada nach England folgen sollen. Aber bewogen durch das ängstliche Bitten seiner Gemahlin, setzte er endlich doch noch unter Weges Mutter und Töchter auf eine der orcadischen Inseln an das Land. Diese kehrten nun ebenfalls mit Olav, der an den Orcaden vorbei segelte, wieder nach Norwegen zurück.

ser gelandet. — Am fünf und zwanzigsten September hatte Harold die Riesenschlacht gegen Hardrada und dessen Verbündeten gewonnen, und am neun und zwanzigsten desselben Monats war Wilhelm mit seinen Normännern bei Pevensey gelandet.

7. Zu seinen kriegerischen Rüstungen, wie auch übrigen Vorbereitungen, die zum Theil auch diplomatischer Art waren, hatte Wilhelm acht volle Monate gebraucht. Alles, was geschehen konnte, geschah wirklich mit sehr großer Besonnenheit, obgleich bei weitem nicht auch mit einer, jeden gedenkbaren Incidentfall umfassenden und klug berechnenden Umsicht. — Sobald Wilhelm von seinen nach England geordneten Gesandten König Harolds entscheidende und dem Leser schon bekannte Antwort vernommen hatte, berief er unverzüglich sämmtliche große Vasallen seines Landes zu einer geheimen Unterredung. Die Versammlung ward in der herzoglichen Schloßkapelle gehalten. Hier erklärte Wilhelm, daß, wenn sie ihm ihre Zustimmung zu einer Heerfahrt über das Meer ertheilen wollten, er entschlossen sey, sein Recht auf die englische Krone mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, auch die durch die Ermordung Alfreds ihm zugefügte Beleidigung zu rächen. — Wie es scheint, waren die versammelten Herren über diese Erklärung ihres Herzoges nicht sehr erfreut. Indessen wagten sie es doch nicht, Wilhelms Foderung geradezu von sich abzulehnen. Sie stellten sich also, als wenn sie den kühnen und großen Gedanken des Herzoges vollkommen zu würdigen wüßten, auch die Realisirung desselben zu befördern bereit wären; machten jedoch die Bemerkung, daß es, wegen der Wichtigkeit dieser Angelegenheit, durchaus nothwendig sey, auch die Untervasallen, sämmtliche Barone, zusammen zu berufen. — Wil-

helm schrieb sogleich einen Hoftag nach Lillebonne aus, auf welchem alle Barone der Normandie zu erscheinen eingeladen wurden. In einer zahlreichen Versammlung der gesammten normännischen Ritterschaft entwickelte Wilhelm die Gründe, auf denen seine vermeintlichen Ansprüche auf die Krone von England beruheten, nämlich seine Verwandtschaft mit dem verstorbenen König *); ferner dessen zu Wilhelms Gunsten hinterlassenes Testament, und endlich die Eidbrüchigkeit Harolds, der ihn früher schon als seinen Herrn anerkannt, und ihm Treue gelobt habe. Wilhelm suchte nun zu erweisen, daß sowohl seine eigene, als die Ehre der ganzen normännischen Nation es ihm zur Pflicht machten, seinen Ansprüchen mit dem Schwerte die nöthige Geltung zu verschaffen, daher auch eine Heerfahrt jenseits des Meeres durchaus nothwendig sey. Von der Bereitwilligkeit der Stände, sagte er am Ende seiner Rede, an dieser großen Unternehmung den thätigsten Antheil zu nehmen, sey er im voraus schon überzeugt. — Aber der Ritterschaft, wie wir gleich sehen werden, fehlte es nicht an gesundem Menschenverstand. Die Nichtigkeit der Ansprüche ihres Herzoges sahen sie vollkommen ein; eben so auch die mit einem Einfall in England für die Normandie verbundenen Gefahren, und die große Unwahrscheinlichkeit eines erwünschten Erfolges, der

*) Des verstorbenen Eduards Mutter, die Königin Emma, war Wilhelms Großtante. Und auf eine solche schwache, ferne, und durch Wilhelms unächte Geburt noch schlaffer gewordene Verwandtschaft wollte er nun ein Recht der Erbfolge auf den Thron einer freien Nation gründen, die bei Erlöschung ihres regierenden Hauses das nicht zu bestreitende Recht hatte, sich selbst einen neuen König zu wählen.

höchstens blos durch einen beinahe wunderbaren Zusammenfluß einer Menge glücklicher, aber außerhalb jeder vernünftigen Berechnung liegender Incidentfälle herbeigeführt werden könnte. Sobald also Wilhelm sich aus dem Saale entfernt und die Barone ihren eigenen Berathungen überlassen hatte, sprachen diese ihre Ansichten ganz frei und unumwunden aus. Sie seyen, sagten sie, durch die bisherigen vielen Kriegsleistungen und Beiträge beinahe schon völlig verarmt. König Harold besitze ungeheure Schätze, mit denen er selbst Könige in Sold nehmen könnte. Sein sey auch die größte Flotte, und zu seinem Gebote stünden die erfahrensten, geübtesten und mit dem stürmischen Elemente vertrautesten Seeleute. Ein solches Unternehmen sey unausführbar, würde selbst die Kräfte des römischen Kaisers übersteigen; und überhaupt könne kein Herzog einem normännischen Ritter eine Heerfahrt über das Meer gebieten. — Umsonst gab sich der Seneschall Breteuil alle Mühe, die Ritter zu besänftigen und das Endresultat ihrer Berathungen nach dem Wunsche des Herzogs zu lenken. Sie beharrten bei ihrer Meinung, und baten den Seneschall ihr Wortführer bei dem Herzog zu seyn, und ihre Gesinnungen und gemachten Aeußerungen ihm vorzutragen. Gerne unterzog sich der schlaue Seneschall diesem Auftrag. An der Spitze der Barone trat er vor den Herzog, und erklärte: daß sie sämmtlich als getreue Lehnsleute die doppelte Anzahl der bei jeder andern Veranlassung von ihnen zu fordernden Kriegsleute stellen wollten. Er selbst werde sechzig Schiffe ausrüsten, bemannen und mit allem Nöthigen versehen. Die darüber im höchsten Grade erstaunten Barone waren nun voll Besorgniß, daß aus dieser ihnen zugemutheten Verdoppelung der Lehnspflicht nur gar zu bald ein Recht und Herkommen gemacht werden könnte. Aus allen Kräf-

ten widersetzten sie sich demnach dieser Zumuthung. Aber der eigentliche Gegenstand der Debatten war nun völlig verrückt. Man stritt jetzt nicht mehr darüber: ob der Vasall zu einer Heerfahrt jenseits des Meeres verpflichtet sey, sondern blos über die Frage, ob man eine Verdoppelung der Lehnspflicht von der Ritterschaft zu fordern berechtiget wäre. Die Berathungen wurden nun immer stürmischer, bis endlich Wilhelm ihnen dadurch ein Ende machte, daß er die Barone, Einen nach dem Andern, zu sich rufen ließ, und mit jedem Einzeln über die von ihm zu stellenden Schiffe und Seeleute sich verglich. Auf diesem Wege erhielt der Herzog von seiner Ritterschaft die Zusage von 700 mit der nöthigen Anzahl von Matrosen und Soldaten bemannten Schiffen*). — Sobald der Herzog sich der Mitwirkung seiner

*) In Ansehung der Anzahl der Schiffe weichen die Berichte der Geschichtschreiber sehr weit von einander ab. Einige sprechen von Tausend, Andere gar von drei Tausend. Vielleicht daß das Letztere übertrieben ist. Wenn aber die Angabe der Stärke des Heeres, das Wilhelm nach England einschiffte, richtig ist; wenn dasselbe wirklich sechszig tausend Mann stark war, und dabei noch größtentheils aus Cavallerie bestand; so waren auch sieben hundert Schiffe, bei deren damals noch so schwachen Dimensionen, zum Transport eines solchen Heeres bei weitem nicht hinreichend. Wilhelm hatte also entweder weit mehr als 700 Schiffe, oder er brachte keine sechszig tausend Krieger und fünfzig tausend Pferde nach England. — Ordericus Vitalis gibt Wilhelms Heer auf fünfzig tausend Mann Reiterei, und eine unbestimmte Anzahl von Fußvölkern an: Quinquaginta millia *militum*, cum copia *peditum.* Von den Letztern, im geringsten Anschlage wenigstens — wie es sich auch in der Folge ergeben wird — fünfzehn bis zwanzig tausend Mann.

Stände gesichert sah, ließ er nicht nur in den benachbarten Grafschaften, sondern in ganz Frankreich, und selbst in Lotharingen ein Aufgebot an alle Ritter, Söldner und Seeleute ergehen, an der Eroberung Englands Theil zu nehmen. An Versprechungen ließ er es nicht fehlen. Den Söldnern und Seeleuten verhieß er hohen Sold und reiche Beute, und den Rittern Schätze jeder Art, hohe Ehrenstellen und englische Ländereien. Schon die Lust nach Abentheuern, eigen dem Charakter jener Zeit, noch mehr die Hoffnung überschwänglicher Belohnungen, reichen Grundbesitzes und glänzenden Wohlstandes, lockten bald aus allen Gegenden Frankreichs und Lotharingens eine Menge fahrender Ritter von hohem wie niederm Range unter Wilhelms Fahnen *). Auch der dem Leser schon bekannte Graf Eustaz von Boulogne, der wahrscheinlich die alten, von Harolds Vater erduldeten Unbilden jetzt noch rächen wollte, schloß sich ebenfalls mit einer Handvoll seiner Leute dem Unternehmen des Herzogs an; und bevor noch der Sommer völlig verflossen war, hatte Wilhelm schon das Glück, ein Heer von sechzig tausend Kriegern zu mustern.

8. Aber auch fremde Mächte suchte jetzt Wilhelm für sein Interesse zu gewinnen. Zuerst ordnete er Gesandte an König Philipp von Frankreich. Aber dieser war noch minderjährig, und sein Oheim Balduin Regent von Frankreich. Daß es Thorheit wäre, die Macht eines ohnehin schon übermächtigen

---

*) Auf einer, lange Zeit in dem Archiv eines Klosters in England aufbewahrten Liste der, den Herzog Wilhelm auf diesem Zuge begleitenden Ritter, findet man sehr viele Namen der damals ältesten und edelsten, jetzt freilich längst schon ausgestorbenen Geschlechter.

Vasallen zu vermehren: dies fühlten der Regent und dessen Räthe sehr wohl, waren aber viel zu kurzsichtig, um einzusehen, daß es in ihrem wie in dem Interesse von ganz Frankreich liege, Wilhelms Entwürfen entgegen zu wirken, daher im Bunde mit König Harold Vorkehrungen zu treffen, an denen des Herzogs Eroberungsplan, dessen Gelingen ohnehin gleichsam nur an einem Pferdehaar hing, unfehlbar hätte scheitern müssen. Welches namenlose Elend, und wie viele blutigen, mehrere Jahrhunderte hindurch fortdauernden Kriege wären dadurch nicht von Frankreich abgewandt worden! — Nicht viel erfolgreicher waren Wilhelms Unterhandlungen auch an dem Hofe von Brügge; denn da man dem Grafen von Flandern keinen bestimmten Antheil an dem zu erobernden Lande zugesichert hatte, so enthielt sich Balduin, obgleich Schwiegervater des Herzogs, auch einer unmittelbaren Theilnahme an dem Feldzuge. Indessen begünstigte er doch seinen Schwiegersohn in so weit, daß er den König Harold durch falsche Nachrichten, die er ihm sandte, zu täuschen suchte, auch einigemal ihn wirklich betrog. — An dem Hofe des deutschen Kaisers suchte Wilhelm ebenfalls Unterhandlungen anzuknüpfen. Aber Heinrich IV. stand noch unter der Vormundschaft; und die innere Lage Deutschlands war nicht der Art, daß die Stände desselben große Lust hätten haben können, sich in eine, dem Interesse des deutschen Reiches völlig fremde, zum Theil auch höchst gleichgültige Angelegenheit zu mischen. Indessen, wie es scheint, machte man ihm doch an Heinrichs Hofe einige Zusicherungen, die jedoch nie in Erfüllung gingen, und selbst in keinem Falle hätten erfüllt werden können. — In Dänemark kamen Wilhelms Gesandte viel zu spät an. König Suen hatte schon mit Harold ein Bündniß geschlossen, und

eine dänische Flotte mit Hülfstruppen stand im Begriff nach England zu segeln *). Endlich sandte Wilhelm einen Domherrn von Lisieux, Namens Giselbert, auch nach Rom, um bei dem Pabst Alexander II. gegen König Harold zu klagen, und seine eigenen Ansprüche auf England geltend zu machen. Der Gesandte fand sehr gute Aufnahme in Rom; denn der berühmte Lanfranc hatte, als er in früheren Zeiten verschiedener Angelegenheiten wegen von Wilhelm war nach Rom geschickt worden, dort ungemein günstige Eindrücke für seinen Fürsten zurückgelassen. Da aber der römische Stuhl nie-spricht, als bis er die vor ihn gebrachte Angelegenheit nach allen ihren Beziehungen genau erkundet, und endlich sein darüber gefälltes Urtheil seine volle Reife erlangt hat; so ward auch für jetzt durch diese Gesandtschaft für Wilhelm nichts anderes erreicht, als nur das Geschenk einer mit reichen Stickereien gezierten Fahne. Offenbar war dieß blos eine Höflichkeitsbezeigung **); aber der schlaue Wilhelm wußte derselben eine weit tiefere und heiligere Bedeutung zu geben; und nun ward jene Fahne in den Augen seiner unwissenden Normannen und Krieger zu einem sprechenden Beweis, daß das höchste Oberhaupt der

*) Diese kamen auch richtig in England an; erklärten aber alsdann, daß sie gegen jeden andern Feind, nur nicht gegen die Normannen, die ja ihre Stammsverwandten wären, fechten würden. Sie blieben daher ganz unthätig, und waren blos müßige Zuschauer der Ereignisse.

**) From whom (*Alexander* II.) he had received a consecrated banner. This might be no more than a *return of politeness* on the part of the Pope; but to the troops it was represented as the sanction of their intended expedition, by the head of their Church. (*Lingard*, T. I. Chap. VI.)

Kirche die Sache ihres Herzoges für gerecht befunden, daher auch ihm und seinem ganzen Heere den apostolischen Segen ertheilt habe.

9. Am Ende Augusts war Wilhelm mit allen seinen Vorbereitungen fertig. Auch die Angelegenheiten Bretagnes waren geordnet; wozu freilich der plötzliche, durch Gift herbeigeführte Tod des eben so tapfern, als redlichen und einsichtsvollen Herzogs Conon von Bretagne das meiste beitrug *). Zum Sammelplatz für Flotte und Heer wurde die Stadt St. Valery und deren Hafen bestimmt. Aber widrige, mehrere Wochen lang wehende Winde verhinderten das Auslaufen der Flotte. Der günstige Augenblick einer Landung, während der Abwesenheit Harolds und der Entfernung der englischen Flotte aus den südlichen Häfen, schien unbenutzt vorüberzugehen. Der Enthusiasmus, der bisher Wilhelms Ritter und Söldner beseelet hatte, fing während dieser Zeit an, sich immer mehr und mehr abzukühlen. Man sprach jetzt von dem Gefahrvollen der Unternehmung, von der Ungewißheit, ja von der großen Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges, und kurz, jedermann äußerte jetzt Ansichten und Meinungen, vollkommen jenen ähnlich, welche die in Lillebonnen versammelten Barone vor einigen Monaten geäußert hatten. Um den gesunkenen Muth seines Heeres auf das neue wieder zu beleben, nahm Wilhelm seine Zuflucht zu den Tröstungen der Religion.

*) Mit voller Gewißheit kann man zwar nicht gerade den Herzog Wilhelm dieses schändlichen Meuchelmordes anklagen; jedoch ist der Schein gegen ihn, besonders da aller Vortheil von dieser Frevelthat ihm zufiel, und er noch überdies dadurch von einem sehr gefährlichen, weil ungemein thätigen, tapfern und einsichtsvollen Gegner befreit ward.

Er ließ nämlich die Reliquie des heiligen Valerius, des Schutzpatrons der Stadt, in feierlicher Prozession, unter Psalmen- und Hymnengesang, durch alle Straßen der Stadt tragen. Dieß Mittel wirkte; und zuversichtliche Hoffnung auf unmittelbaren Schutz von Oben verscheuchte nun bald wieder bei dem Heere alle trübe und bange Gedanken. Wirklich warf sich der Wind noch am Abend desselben Tages herum. Eine Menge Officiere eilten nun sogleich zu den verschiedenen Heerabtheilungen mit dem Befehl des Herzogs, sich unverzüglich einzuschiffen; und am folgenden Tag, den 27. September, verließ die ganze Flotte unter dem Schall zahlloser Trompeten und Hörner den Hafen von St. Valery. Aber der Wind ward immer heftiger. Es erhob sich endlich ein Sturm, der die normännische Flotte zerstreute, die Schiffe über zwanzig Meilen weit von einander trennte, und sie zwang, eiligst den Hafen von Valery wieder zu suchen. Glücklich kamen auch alle an, nur mit Ausnahme einiger wenigen Fahrzeuge, welche sammt deren Mannschaft die tobenden Wellen verschlungen hatten. Für den ungeduldigen Herzog war diese neue Zögerung eine furchtbare Prüfung; doch ward sein Muth nicht im mindesten geschwächt. Der folgende Tag belohnte Wilhelms Beharrlichkeit, und mit dem günstigsten Winde lief die Flotte unter dem Jubel der Matrosen und einer zahllosen, an dem Ufer stehenden Menge von Zuschauern auf das neue wieder aus. — Das Schiff, welches den Herzog trug, hieß Mora. Es war ein Geschenk seiner Gemahlin, der liebenswürdigen Mathilde. An dem Kiele war von Kupfer ein Knabe gebildet, der in der rechten Hand einen gespannten, nach der Küste Englands zielenden Bogen, und in der linken eine Trompete hatte. An dem Mastkorb war eine Laterne befestiget, deren Leuchte bei nächtlicher Weile

den Schiffen zur Führerin dienen sollte. Aber dieses Schiff, besser gebaut, als die andern, segelte auch viel schneller als alle übrigen Schiffe von der Flotte; und schon lagen ganz in der Nähe Englands weit hingestreckte Küsten vor den Augen Wilhelms und seiner Begleiter, als noch nicht ein einziges Fahrzeug von der ganzen Flotte auch nur von weitem zu erblicken war. Sogleich wurden alle Anker ausgeworfen. Aber selbst in diesem Momente der drohendsten Gefahr verlor Wilhelm nicht das Gleichgewicht seiner Seele. Mit heiterer Miene trat er unter das Schiffsvolk; und seine scheinbare Ruhe, verbunden mit einer Menge trefflichen Weins, der sogleich auf seinen Befehl unter die Schiffsmannschaft vertheilt ward, ließ nun weder Matrosen noch Soldaten länger an die ihnen drohenden Gefahren denken. Endlich rief der im Mastkorbe die Wache habende Matrose von oben herab, daß er ein Schiff sehe, bald darauf: ein zweites, ein drittes, und zuletzt einen ganzen Wald von Mastbäumen. Jetzt war alle Besorgniß verschwunden. Die ganze Flotte kam nach und nach an, und gleich mit Anbruch des folgenden Tages, am neun und zwanzigsten September, dem Festtage des heiligen Erzengel Michaels, landete Herzog Wilhelm mit seinem ganzen Heere zwischen Pevensey und Hastings, an der Küste von Sussex. — Aber was würde aus Wilhelm und seinen sechzig tausend Kriegern geworden seyn, wenn in jenen zwei verhängnißvollen Tagen nicht widrige Winde die in verschiedenen Häfen liegenden englischen Geschwader am Auslaufen gehindert hätten! — Sobald einige Cavallerie und eine Schaar Bogenschützen an das Land gesetzt waren, verließ auch der Herzog das Schiff, aber mit solcher Hast, daß er beim Austreten aus demselben einen Fehltritt that und auf die Erde fiel. Alle Umstehenden er-

schracken. Sie hielten es für ein Unglück weissagendes Zeichen. Aber mit vieler Gegenwart des Geistes rief Wilhelm aus: „Ich umarme den Boden des Landes, das mir der Himmel zu meinem Eigenthum beschieden hat!“ Diese Idee wollte nun sogleich Einer aus dem Gefolge des Herzoges noch weiter durchführen, lief daher zu einer nahe stehenden alten, verfallenen Baracke, riß einige Sparren und Balken davon hinweg und überreichte sie feierlich dem Herzog; womit nun dieser gewiß nicht wenig drolligte Akt der Besitznahme eines neuen Königreiches sich schloß. — Alle Schiffe wurden unverzüglich an das Land gezogen, abgetakelt und unter sichere Obhut gestellt *). Wilhelm recognoscirte hierauf die umliegende Gegend, befahl seinem Heere, das zwischen Pevensey und Hastings eine Stellung nahm, sich zu verschanzen, und ließ auch die beiden, so eben genannten Stützungspunkte, die er zugleich zu Niederlagen seiner vorhandenen Kriegsvorräthe bestimmte, so gut, als die Zeit es erlaubte, befestigen.

10. Sobald König Harold in York die Nachricht von der Landung eines normännischen Heeres auf der englischen Küste erfahren hatte, war er sogleich nach London geeilet. Hier hatte er, bevor er noch nach dem nördlichen England gegen die Norweger und deren Verbündeten gezogen war, schon im Falle einer feindlichen Landung auf Englands

*) Daß Wilhelm, nach seiner Landung, die Flotte habe verbrennen lassen, um seinem Heere jeden Gedanken an Flucht zu benehmen, und ihnen blos die Wahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen, ist eine den Zeugnissen aller gleichzeitigen Geschichtschreiber geradezu widersprechende Fabel.

südlicher Küste die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Aus allen Grafschaften rückte also die schon früher zum Aufbruch entbotene Mannschaft jetzt, obgleich nicht mit sehr großer Eile, herbei; und da ihm auch sein gegen die Norweger siegreiches Heer in Eilmärschen gefolgt war, so sah er sich, ungeachtet daß von diesem sehr viele Krieger auf dem Rückmarsch ihre Fahnen verlassen hatten, und in ihre Heimath zurückgekehrt waren *), doch schon nach fünf Tagen wieder an der Spitze eines Heeres, mit dem er jedem Feinde kühn die Stirn bieten zu können glaubte. Die Einsichtsvollsten von seinen Vertrauten und auch sein jüngster Bruder Gurth riethen ihm, den Krieg in die Länge zu ziehen, durch seine Flotten dem Wilhelm alle Verbindung mit der Normandie abzuschneiden, das feindliche Heer durch ununterbrochene kleine Gefechte zu ermüden, die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Lande immer mehr und mehr zu erschweren, zuletzt völlig unmöglich zu machen, und so den Feind nach und nach sich selbst aufreiben zu lassen. Durch die englischen Flotten von der Quelle seiner Streitkräfte und der einzigen Basis seiner Operationen abgeschnitten, mithin in der Unmöglich-

*) Die Ursache, warum diese ihn verließen, war, weil er die bei Stamfordbrigde erbeuteten Schätze nicht unter sie hatte austheilen lassen. Die Unverständigen beschuldigten daher ihren König des Geizes. Aber, daß er von diesem schmutzigen, nur schwachen und beschränkten Seelen eigenen Laster ebenfalls ein Sklave sey, darüber hatte man bis jetzt noch nicht die mindesten Beweise. Harold befand sich am Vorabend eines, vielleicht mehrere Feldzüge erfodernden Krieges; und da zum Kriegführen G e l d das erste, größte und dringendste Bedürfniß ist, so sparte er zu diesem Zwecke auch die gemachte reiche Beute auf, und that hier also blos, was Klugheit und Vorsicht gebieterisch ihm vorschrieben.

keit, Verstärkung an Truppen und Zufuhr von Lebensmitteln aus der Normandie zu erhalten; wo hätte jetzt Wilhelm für ein Heer von sechzig tausend Mann, im feindlichen Lande und in der Nähe eines, ihn Tag und Nacht beunruhigenden Feindes, den nöthigen Unterhalt suchen und finden können? Bald würden Mangel, endlich Hungersnoth sammt deren gewöhnlichen Folgen, nämlich Krankheiten und ansteckende Seuchen, unter dem Heere der Normannen gewüthet haben; und würde auch Wilhelm — was doch nicht leicht angenommen werden kann — in allen Scharmützeln die Oberhand behalten haben, so hätte er doch, weil durch die täglichen Gefechte wie auch durch Krankheiten immer mehr geschwächt, am Ende über seinen eigenen Siegen verzweifeln und zu Grunde gehen müssen. — Wie es scheint, entging Wilhelm nicht seine mißliche Lage. Er entfernte sich daher auch nicht von der Küste; und sobald Harold in London angekommen war, eilte er um so mehr mit demselben in Unterhandlung zu treten, als er kurz vorher von einem, längst schon in London lebenden, sehr reichen Normann, Namens Robert, ein Schreiben erhalten hatte, in welchem dieser ihm von dem, von Harold bei Stamfordbridge erfochtenen großen Sieg Nachricht gab, und ihn zugleich, und zwar ziemlich höhnisch, ermahnte, auf seine Rückkehr sobald als möglich bedacht zu seyn, und sich ja nicht in einen Kampf mit einem Helden einzulassen, der fechtend und in Gefahren nur immer noch mehr erstarke. Diesen Rath wieß nun natürlicher Weise Wilhelm zurück; um aber Spott mit Spott zu erwiedern, ließ er dem Robert wissen, daß zehn tausend Mann von seinem Heere schon hinreichend wären, ganz England zu erobern. — Indessen gingen jetzt einige Tage Boten hin und her. Die Geschichte dieser Botschaften wird jedoch auf das ver-

schiedenartigste erzählt. Das Gewisse davon ist, daß Wilhelm dem König Harold ganz Northumbrien, und dem Gurth, Harolds Bruder, die von dessen Vater Godwin verwaltete Grafschaft Mercia, als völlig unabhängige Fürstenthümer antragen ließ, wofür aber Harold die andere Hälfte Englands nebst dem königlichen Titel dem Wilhelm abtreten sollte. Aber wie hätte der, von dem verstorbenen Monarchen zu seinem Nachfolger ernannte, hierauf von der Nation einstimmig gewählte und feierlich gekrönte König ein solches, wahrhaft schmachvolles Anerbieten annehmen können? Mit der, einem so ehrlosen Antrag gebührenden Verachtung, ward also dieses Anerbieten von Harold trotzig zurückgewiesen. Indessen schickte doch auch er gleich darauf in das normännische Lager einen Mönch als Gesandten, der dem Herzog seine bisherigen Ansichten von seinem vermeintlichen Recht berichtigen und ihm die wahre Lage des zwischen ihnen schwebenden Streites begreiflich machen sollte. Der Herzog befand sich zufällig außerhalb dem Lager, als der Bote ankam. Ganz traulich ging er auf denselben zu, knüpfte mit ihm ein Gespräch an, gab sich dann für einen, ganz vorzüglich begünstigten Vertrauten des Herzogs an, und wußte auf diese Weise dem Mönche den Inhalt seiner Botschaft zu entlocken. Jetzt konnte Wilhelm sich auf die Antwort vorbereiten, welche er Harolds Abgeordnetem am folgenden Tage, in feierlicher Audienz und in Gegenwart seiner Ritter und der vornehmsten Anführer seines Heeres geben wollte. — Der Mönch bestritt das Recht, welches Wilhelm aus einer frühern Schenkung des verstorbenen Königs Eduard herleiten wolle, stützte aber seines Herrn, des Königs Harold eigenes Recht auf den Thron von England, auf des sterbenden Eduards letzten Willen, dem auch die Nation dadurch

die volle Sanktion ertheilt, daß sie ihn noch an demselben Tage einstimmig zu ihrem König gewählt habe. „Seit der heilige Augustinus,“ fügte der Mönch am Ende noch bei, „die Leuchte des Evangeliums nach England brachte, ward der letzte Wille eines Sterbenden stets als ein heiliges Vermächtniß betrachtet, und gewissenhaft vollzogen; daher dieß auch zu einem, schon seit vielen Jahrhunderten bestehenden, in ganz England allgemein anerkannten Gewohnheitsrecht ward.“ — Darauf war es nun freilich sehr schwer, etwas Gescheidtes zu antworten. Auch waren die Gegengründe, die Wilhelm vorbrachte, äußerst schwach. Vorzüglich stüzte er sich auf die frühere, ihm von Eduard, als dieser noch im vollen Besitze seiner physischen wie geistigen Kräfte war, gemachte Schenkung, der daher auch eine größere Geltung als dem letzten Willen eines Sterbenden gebühre. Den Einwurf, daß ein König von England sein Reich nicht wie ein Privateigenthum, ohne Genehmigung der Nation verschenken könne, suchte Wilhelm dadurch zu beseitigen, daß er behauptete, der Erzbischof Stigand und die Grafen Godwin, Leofric und Siward hätten, im Namen der übrigen Stände, die Schenkung eidlich bekräftiget. Leider fehlten Wilhelm zu dieser seiner Behauptung alle nur möglichen Belege. Erstens waren außer dem Erzbischofe Stigand, alle übrigen von ihm genannten Grafen längst schon gestorben. Zudem ist es gar nicht gedenkbar, daß man über einen so ungemein wichtigen Schenkungsakt nicht auch eine Urkunde hätte ausfertigen lassen sollen. Wäre aber eine solche vorhanden gewesen, so würde gewiß Wilhelm sie längst schon den Augen der Welt vorgelegt haben. Weit edler erscheint Wilhelm, als er sich zuletzt erbot, wenn anders sein königlicher Gegner ihm hierin beistimme, den ganzen Zwist entweder

der Entscheidung beider Nationen, nach englischen und normännischen Rechten, oder dem Ausspruche des Pabstes, oder endlich auch einem Zweikampfe zu überlassen. — Das Erstere konnte Harold unmöglich annehmen; denn wie konnte Er, den die Nation einstimmig zum Könige gewählt, und den der, damals in den Augen aller Völker so wichtige und entscheidende feierliche Krönungsakt in Besitz des Thrones gesetzt hatte, nun, ohne die königliche Würde zu verletzen, seine Krone auf das neue, als eine zweifelhafte Frage, der Untersuchung und Entscheidung seiner eigenen Unterthanen und eines ihm völlig fremden Volkes überlassen. — Mit weit größerer Sicherheit hätte höchst wahrscheinlich sich Harold auf den Ausspruch des höchsten Oberhauptes der Kirche berufen können. Da aber die Vertreibung des Erzbischofes Robert von seinem bischöflichen Stuhl von Canterbury hauptsächlich das Werk seines Vaters, des Grafen Godwin, gewesen war, so fürchtete der König, daß dieses einen sehr bösen und ihm jetzt schädlichen Eindruck bei dem päbstlichen Stuhle könnte zurückgelassen haben. — Unstreitig wäre das Anerbieten eines Zweikampfes ganz nach dem Sinne und dem Wunsche des Königes gewesen. Aber ein Zweikampf zwischen zwei Monarchen, wegen einer so wichtigen, jetzt noch im Streite liegenden Staatsangelegenheit, ward in jenen Zeiten allgemein für ein untrügliches Gottesgericht gehalten, und diesem sich zu unterwerfen, wagte er nicht wegen seines, einst über einem Schrein heiliger Reliquien geschwornen Eides. Auch in Ansehung des Krieges selbst erregte eben dieser geschworne und nun verletzte Eid bei mehreren seiner vertrautesten Freunde sehr ernste Besorgnisse; daher selbst Gurth seinen königlichen Bruder einigemal dringend bat, in der bevorstehenden Schlacht den Oberbefehl nicht

selbst zu übernehmen, ihm die Anführung des Heeres zu überlassen. Er habe keinen Eid geschworen, mithin auch keine Verbindlichkeit gegen den Herzog. Mit reinem und unbeschwertem Gewissen könne er gegen die Feinde kämpfen, und würde er in der Schlacht fallen, so wäre ja Er, der König, noch übrig, der den Krieg fortsetzen und am Ende die der ganzen englischen Nation so gehässigen Fremdlinge wieder aus dem Lande jagen könnte. Aber über alle diese Bedenklichkeiten setzte sich Harold hinweg. Seine Ehre, sagte er, gestatte es ihm nicht, seine Person einem wahrscheinlich höchst blutigen Kampfe zu entziehen, im Gegentheil mache sie es ihm zum Gesetze, an der Spitze des Heeres sich auch jetzt der von der Nation ihm übertragenen Krone würdig zu erweisen.

11. Der Unterhandlungen, die ohnehin nie zu einem Resultat führen konnten, endlich müde, brach der König mit seinem Heere, und zwar jetzt mit um so größerer Eile auf, da er Kunde erhalten hatte, daß der Herzog, in dessen Lager schon Mangel an Lebensmitteln sehr fühlbar zu werden anfing, täglich starke Partheien auf Raub aussende, und in den vierzehn Tagen, seitdem er gelandet, eine weite Küstenstrecke, selbst hie und da bis ziemlich tief in das Innere des Landes, in eine Einöde verwandelt habe *). Am fünften October war Harold von sei-

---

*) Der König eilte so sehr, daß er nicht einmal die Ankunft des vierten Theiles der im ganzen Lande aufgebotenen Lehnleute abwartete. Was sich in den acht Tagen unter die königliche Fahne gereihet hatte, war blos die Mannschaft aus ein paar südlichen Grafschaften. — Aber auch die Gegend, wo das normännische Heer nach seiner Landung gelagert hatte, war

nem siegreichen nördlichen Zug in London angekommen, und am dreizehnten desselben Monates stand er schon dem Feinde gegenüber in der Ebene von Senlac, ungefähr neun englische Meilen von Hastings. Die Gegend begrenzte gegen Norden ein großer und dichter Wald, und vor demselben eine sich weit hinziehende Reihe von Hügeln, die in sanfter Abdachung sich in eine sehr ausgedehnte Ebene, gegen die Küste hin, verliefen. Dem Lager der Normannen gegenüber ließ Harold sein Heer lagern, und befahl demselben, weil er am folgenden Tage eine entscheidende Schlacht zu liefern entschlossen war, sich die Nacht über mit Speise und Trank zu stärken. Dieser Befehl ward pünktlich befolgt. Eingedenk des erst kaum vor drei Wochen über den nordischen Helden Hardrada erfochtenen Sieges, und die neuen Feinde daher verachtend, schmaußten jetzt die Engländer nach Herzenslust, und ließen es sich beim frohen Klang der Becher ungemein wohl seyn. — Ganz anders war es bei dem Heere der Normannen. Der Herzog hatte am Morgen des Tages wieder ein sehr starkes Detaschement, um Lebensmittel herbei zu schaffen, abgeschickt. Dieses war noch nicht zurückgekommen, und ängstlich erwartete man dessen Rückkehr. Zudem hatte Harold, sobald er in London angekommen war, allen in den verschiedenen Häfen seines Reiches liegenden Schiffsgeschwadern den Befehl gesandt, unverzüglich nach den südlichen Häfen zu segeln, und die ganze englische, aus sieben hundert Schiffen bestehende Flotte kreuzte jetzt, dem Wilhelm und seinem Heere die Rückkehr in ihr Vaterland abschneidend, zwischen Pevensey und

---

noch nach fünf und zwanzig Jahren, und zwar in einem Umkreise von sechs und zwanzig englischen Meilen, eine völlig öde, menschenleere Wüste.

Hastings. Die Gewißheit, daß, wenn die bevorstehende Schlacht verloren würde, ihnen jedes Mittel der Rettung benommen wäre, führte nun Wilhelms Krieger, die Vornehmen wie die Niedern, zu sehr ernsten Betrachtungen. Wenn die Welt wenig oder gar keinen Trost mehr bietet, dann blickt man gewöhnlich nach dem Himmel; und so wandten nun auch die Normannen sich jetzt sämmtlich zu dem Herrn der Heerscharen. Unter der Leitung zweier Bischöfe und einer Menge Geistlichen, die der Herzog aus der Normandie mitgebracht hatte, wurden nun bei allen Heerabtheilungen ununterbrochene, öffentliche Gebete angestellt; und während in dem Lager der Engländer jetzt nichts als Trink-, Sieges- und Jubellieder erschallten, ward von den Normannen, in anhaltendem Gebete und unter lautem Psalmengesang, die ganze Nacht durchwacht. Aber sechzig tausend versuchte Krieger in zahllosen Gruppen auf den Knieen liegend und mit empor gehobenen Händen zu Gott um Erbarmung und Hülfe schreiend, gewährt unstreitig einen eben so erschütternden als erhabenen Anblick.

12. Früh am Morgen des andern Tages stellten beide Heere sich in Schlachtordnung. Wilhelm hatte vorher noch mit mehreren Rittern, in einem dazu eingerichteten Zelte, dem heiligen Meßopfer beigewohnt, auch Hals und Brust mit allen jenen heiligen Reliquien geschmückt, über deren Schrein einst Harold einen Eid geschworen hatte. Sein Heer stellte er in drei Treffen. In das erste ordnete er das leichte Fußvolk, Bogenschützen und jene, die mit Armbrusten bewaffnet waren. In das zweite stellte er die schwer bewaffnete Infanterie, und in das dritte seine zahlreiche Reiterei, und an deren Spitze den Kern und den Stolz seines Heeres, nämlich

sämmtliche, ihn auf diesem Feldzuge begleitende edle und tapfere Ritter. Er selbst ritt durch die Reihen seiner Krieger öfters hin und her, sprach trauliche, ermunternde Worte zu den Soldaten, und suchte durch seine heitere zuversichtliche Miene auch das ganze Heer zu gleicher Hoffnung eines sichern und vollständigen Sieges zu entflammen *). Man erinnerte ihn endlich, daß es Zeit sey, das Zeichen zum Angriff zu geben. Eiligst wollte er sich den Harnisch anlegen, schnallte ihn aber aus allzu großer Hast verkehrt an. In gefahrvollen Momenten, und zwar gerade an der Schwelle einer ganz nahen, jedoch völlig umwölkten, verhängnißvollen Zukunft hascht der Mensch nur gar zu gerne nach Vorbedeutungen, und die unbedeutendste Kleinigkeit wird ihm dann oft zu einem guten oder bösen Zeichen. Auch das verkehrte Anschnallen des Harnisches machte auf die Umstehenden einen bösen Eindruck, den aber Wilhelm durch einige, zu rechter Zeit angebrachte Scherze, eben so schnell wieder verwischte. — Harold, dem der Graf von Flandern, um ihn zu täuschen, berichtet hatte, der Herzog habe nur sehr wenige Pferde bei seinem Heere, erstaunte nicht wenig,

*) Die Anrede, die Wilhelm sogar an sein Heer gehalten haben soll, haben uns wirklich einige Geschichtschreiber aufbewahrt. Wie albern aber solche Berichte sind, dieß bedarf keiner Erklärung. An ein aus sechzig tausend Mann bestehendes, oft in weiten Zwischenräumen aufgestelltes Heer kann man wahrhaftig nicht, wie an einige hundert in einer Kirche versammelte Individuen, eine Predigt von der Kanzel herab halten. — An dem Vorabend einer Hauptschlacht hat auch der Feldherr sich mit ganz andern Dingen zu beschäftigen, als daß er Lust haben könnte, in seinem Zelte eine recht pathetische, mit kriegerischen Phrasen ausgeschmückte Rede zu elaboriren.

als er jetzt unter seinen Augen so viele hundert Schwadronen sich entwickeln sah, größtentheils geharnischte Reiter, Mann und Roß in Eisen gehüllt. Auf diesen Fall hatte jedoch Harold schon Fürsorge getroffen durch eine Anzahl Wurfmaschinen, die er mit sich führte, und die große und schwere Steine schleuderten. Harold zog mit seinem, beinahe ganz aus schwer bewaffnetem Fußvolk bestehenden Heere nicht in die Ebene herab, sondern stellte es auf dem Abhange der Anhöhe in Schlachtordnung. Wegen der zahlreichen feindlichen Cavallerie formirte er ungemein dichte Massen, gerade so, wie auch die Norweger bei Stamfordbridge thaten. Den Soldaten befahl er, sich blos ihrer Streitärte zu bedienen: eine furchtbare Waffe, die, wenn von nervigtem Arm geführt, keinen Streich verfehlt. Im Centrum des Heeres wehete Englands königliches Panier, mit dem Bilde eines kämpfenden Kriegers, in Gold gestickt und reich mit Juwelen besetzt. Hier war auch der Posten des Königes, und zu seinen Seiten seine beiden Brüder Gurth und Leofwin. Hinter der Frontlinie waren mehrere Reservecorps aufgestellt, und die Bogenschützen auf den beiden Flügeln vertheilt; jedoch so, daß sie ebenfalls hinter der Front, mithin auch noch etwas erhabener standen. Auf Harolds rechtem Flügel war das Terrain sehr durchschnitten, und kleine und große Graben nebst einer Menge in der Eile aufgepflanzter Pallisaden deckten denselben. Der linke lehnte sich an den Wald an. — Gegen neun Uhr setzte sich Wilhelms Heer in Bewegung. Als es in der Nähe des Feindes angekommen war, erschallte der Normänner vor der Schlacht gewöhnliches Losungswort: „Gott ist unsere Hülf!“ Laut erwiederten es die Engländer mit dem Rufe: „Christi Kreuz, das heilige Kreuz!“ Sogleich begann jetzt das Ge-

fecht. Die Bogenschützen machten den ersten Angriff. Aber dieser blieb ziemlich erfolglos, besonders da sie die Pfeile größtentheils horizontal abschossen und der Feind auf den Anhöhen stand. Desto sicheres und leichteres Spiel hatten die englischen Bogenschützen. Nach einigem Verlust zogen sich die Normannen hinter die zweite Linie zurück, und das schwer bewaffnete Fußvolk rückte zum Angriff vor, der aber jedesmal von den Engländern tapfer zurückgeschlagen ward. Jetzt beschloß Wilhelm einen neuen Angriff mit einem Theile seiner Cavallerie. Er selbst führte seine Reiter gegen den Feind. Wie es scheint, waren damals auch die ersten Elemente der Reitertaktik den Normannen noch unbekannt. Rolands und seiner Gefährten Schlachtgesang singend, rückten sie nicht sehr rasch gegen den Feind an. Ziemlich harlekinartig ritt vor dem Herzog ein Ritter her, der blinkende Schwerter hoch in die Lüfte warf und mit seinen Händen wieder auffaßte; aber eines davon, als er nahe am Feinde war, so sicher schleuderte, daß es einen englischen Fahnenträger tödtete. Gleich Mauern, und wie in die Erde eingewurzelt, hatten die Engländer die heransprengende Reiterei erwartet. Mit ihren langen Schilden fingen sie die Speere der Reiter auf, schwangen dann desto kräftiger ihre Streitärte, und diesen vermochten weder Panzer noch Helme zu widerstehen. Mit Heldenmuth fochte Wilhelm. Drei Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet. Als das dritte unter ihm zusammenstürzte, hatte er nicht gleich ein anderes bei der Hand. Da nun jetzt Wilhelms Helmbusch den Blicken der Seinigen entschwand, verbreitete sich auf einmal das Gerücht: der Herzog sey gefallen, und der ganze linke Flügel nahm die Flucht, laut den Tod ihres edeln Anführers bejammernd. Zum Glücke hatte so eben Graf Eustaz dem Herzog wieder auf ein anderes

Pferd geholfen. Mit Blitzesschnelle eilte er sogleich mit geöffnetem Visir den Fliehenden nach, zeigte sein Gesicht, ließ seine Stimme hören, und rief mit der ihm eigenen, in keiner Gefahr ihn verlassenden Zuversicht ihnen zu, ob sie dann die Schmach würden überleben wollen, an dem Siege, den er eben zu erkämpfen im Begriffe stünde, gar keinen Antheil genommen zu haben? Es gelang dem Herzog, die Geschreckten zum Stehen zu bringen, in der Eile, so gut er konnte, sie wieder zu formiren, und auf das neue gegen den Feind zu führen. Aber die auf dem rechten Flügel stehenden Engländer hatten indessen einen unverzeihlichen Fehler begangen. Sobald sie sahen, daß der ganze feindliche linke Flügel sich auf die Flucht begab, verließen sie ihre Stellung und stürzten sich in einzelnen Banden mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm auf den fliehenden Feind. Aber die normännische Reiterei war nicht rückwärts in gerader Richtung geflohen, sondern blos rechts und links aus einander gesprengt. Schnell sammelte sie sich also jetzt wieder im Rücken der, die Fliehenden verfolgenden Engländer. Die ganze, nicht wenig zahlreiche Schaar gerieth nun zwischen ein doppeltes Feuer. Von vorne kam ihnen von dem Fußvolk, das Wilhelm wieder zum Stehen gebracht und gegen den Feind führte, ein ganzer Hagel von Pfeilen, Speeren und Wurfspießen entgegen, und von hinten hieben die normännischen Reiter furchtbar in die Vereinzelten ein. Es entstand ein schreckliches Niedermetzeln, und auch nicht ein einziger Engländer kam wieder zu den Seinigen zurück. — Bisher hatte Wilhelm seine Angriffe blos gegen den rechten englischen Flügel gerichtet, und noch wälzte sich nicht das Schlachtgewühl längs der ganzen Frontlinie der beiden Heere hinab. Der Herzog, der jetzt der Engländer rechten Flügel durch den so

eben erlittenen Verlust hinreichend geschwächt und schon halb geschlagen glaubte, beschloß nun mit einem großen Theil seiner Cavallerie auch einen Angriff auf den linken Flügel des Feindes. Aber auch hier, wie auf dem rechten Flügel, wurden die Normänner von den Engländern mit derselben festen Haltung und Unerschrockenheit empfangen. Auf beiden Seiten geschahen Wunder der Tapferkeit. Nur Schade, daß so manche wahre, mit der edelsten Selbstaufopferung verbundene Heldenthat nicht zur Kenntniß der Nachwelt gelangte, sondern gleich bei ihrer Geburt schon in dem Strudel der jetzt sich immer mehr drängenden kriegerischen Ereignisse wieder unterging! Indessen erlag auch hier wieder mancher brave Ritter unter der mörderischen Streitaxt der Engländer. Gelang es auch bisweilen einigen Tapfern, die feste Mauer von englischen Schilden zu durchbrechen, so büßten sie doch gewöhnlich dies Wagniß mit ihrem Leben, und schnell rückte jedesmal von einem Reservecorps die nöthige Mannschaft vor, und füllte die Lücke wieder aus. Schon war es des Nachmittags drei Uhr, und noch leuchtete Wilhelm und seinen Normannen auch nicht ein matter Schimmer von Siegeshoffnung. Jetzt kam Graf Eustaz von Boulogne. Seiner kleinen Schaar, die verhältnißmäßig schon bedeutenden Verlust erlitten, hatte er so eben sich zurückzuziehen befohlen. Als er den Herzog beinahe mitten im Handgemenge erblickte, sprengte er auf ihn zu, und gab ihm bittend den Rath, lieber den heutigen Tag unentschieden zu lassen, mithin jetzt, wo es noch mit Ehre geschehen könnte, sich zurückziehen, als vielleicht am Ende die Schlacht ganz zu verlieren. Während Eustaz noch mit dem Herzog sprach, erhielt er plötzlich einen so derben Schlag in den Nacken, daß aus Mund und Nase ihm das Blut herausstürzte, und er besinnungslos

hinweggetragen ward. Den Rath des Grafen wollte jedoch Wilhelm nicht befolgen; aber sich jetzt erinnernd, auf welche Weise er vor einigen Stunden einen nicht unbedeutenden Vortheil über den feindlichen rechten Flügel gewonnen hatte, wollte er sich auch jetzt des nämlichen Mittels bedienen. Zu einer verstellten Flucht gab er demnach unverzüglich den Anführern seiner Cavallerie die nöthige Weisung. Als daher gleich darauf durch die Trompeten das gewöhnliche zum Rückzug rufende Zeichen gegeben ward, warf die Reiterei ihre Pferde schnell herum, und floh scheinbar eiligst davon; und abermals geriethen jetzt die Engländer in die nämliche Falle, die erst vor drei Wochen auch Hardrada's Heere Verderben und Untergang gebracht hatte. Jubelnd über ihren vermeintlichen Sieg, rissen sie sich von dem Centrum los, und verfolgten in einzelnen Haufen den fliehenden Feind. Als aber dieser sie weit genug von ihrem Hauptheere hinweg gelockt hatte, machte er auf den ersten Trompetenstoß wieder Front gegen den Feind, sprengte in die vereinzelten Haufen der Engländer hinein, hieb viele zusammen, und trieb die Uebrigen wieder in ihre vorige Position zurück. Aber obgleich durch diese List viele Engländer waren erschlagen worden, so war doch im Ganzen genommen wenig oder gar nichts dadurch gewonnen. Das Centrum, der Kern des Heeres, stand noch unerschüttert. In seiner Mitte der König, und stolz und hoch in den Lüften wehete neben ihm die Hauptfahne des Heeres, der Engländer geheiligte Oriflamme. Auch ward der auf den Flügeln erlittene Verlust durch die sich jetzt in die Linie einreihenden Reservecorps bald wieder ersetzt. — Schon fing der Tag an sich zu neigen, als Wilhelm den letzten Versuch, nämlich einen allgemeinen Angriff mit seinem ganzen Heere, zu machen sich entschloß. Er stellte dasselbe in eine Linie;

auf die beiden Flügel das schwer bewaffnete Fußvolk, und in die Mitte seine Reuterei in zwei Treffen. Vor der Fronte der Linie stellten die Bogenschützen sich auf. Unbesorgt konnte Wilhelm alle diese Manövres ausführen, wohl wissend, daß der König und seine Engländer zu klug wären, um ihre feste Stellung auf den Anhöhen zu verlassen, und zwar um so weniger, da sie die Gewißheit hatten, daß, wenn auch dieser letzte Angriff dem Herzog mißlingen würde, Er und sein ganzes noch übriges Heer verloren wären. — Die Hauptstärke der Normannen wie deren Hauptangriff waren gegen das feindliche Centrum gerichtet. Wilhelms schwer bewaffnetes Fußvolk sollte blos, während des heftigern Kampfes im Mittelpunkt, die beiden gegenüber stehenden feindlichen Flügel beschäftigen und im Schach halten. Die Bogenschützen machten wieder den ersten Angriff; und da sie jetzt auf die von dem Herzoge erhaltene Weisung weit höher zielten, so fuhr nun den Köpfen der Engländer eine ganze Wolke von Pfeilen entgegen, und leider von einem derselben durch das linke Auge getroffen, stürzte auch König Harold, gleich im ersten Augenblick des wieder beginnenden Gefechtes, todt zu Boden. Harold war die Seele des englischen Heeres, durch seinen Tod war nun auch der Geist und die Kraft der Engländer gebrochen. Aber desto höher stieg dadurch der Muth Wilhelms und seiner Krieger. Zwanzig normännische Wagehälse erboten sich, den Engländern ihre Hauptfahne zu entreissen. Zwei Drittel derselben bezahlten dieses Wagestück mit ihrem Leben; aber dennoch gelang es den übrigen, sich des englischen Banners zu bemächtigen und es zum Herzog zu bringen. Die beiden königlichen Brüder Gurth und Leofric waren früher schon gefallen, mit ihnen auch der größte Theil von Englands südlichem Adel;

und das jetzt verwaiste, seiner vornehmsten Anführer beraubte, sich selbst überlassene Heer fing nun an zu schwanken, immer mehr zu weichen, und endlich seine geschlossenen Massen zu brechen, und in einzelnen Haufen den Rückzug anzutreten. Zwar war es schon Nacht geworden, aber es war eine mondhelle Nacht. Wilhelm ließ also die sich zurückziehenden feindlichen Heerhaufen durch einen Theil seines Heeres verfolgen, und so sollte nun die Geschichte des ohnehin schon so blutigen Kampfes jetzt noch durch ein neues schreckliches Niedermetzeln sich schließen. Wegen des sehr zerschnittenen Terrains mußte nämlich auch die zum Verfolgen des Feindes bestimmte Heerabtheilung sich in mehrere Corps vereinzeln, und wenn nun zwei feindliche Partheien aufeinander stießen, so ward stets die minder zahlreiche von der zahlreichern auf das Grausamste mißhandelt, alles ohne Schonung zusammen gehauen. Man suchte jetzt nicht mehr, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, Gefangene zu machen, sondern nur gegenseitig sich einander zu morden. Vor dem Haupteingang in den Wald, wohin sich die Engländer zurückzogen, kam es noch zu einem ungemein blutigen Gefecht. Hier waren ebenfalls zwei feindliche Partheien zusammen getroffen. Das Geschrei und Geklirr der Waffen zog eine Menge Engländer wie Normannen herbei, die sich den kämpfenden Partheien anschlossen. Der Kampf ward immer hitziger, die Anzahl der Kämpfenden mit jedem Augenblick größer, und schon schien sich hier der Sieg auf die Seite der Engländer zu neigen, die vielleicht jetzt noch den Normannen wenigstens die Hälfte der Ehre des Tages würden entrissen haben, wäre nicht Wilhelm mit einer starken Heerabtheilung herbeigeeilt, und hätte endlich die Engländer, obgleich nicht ohne große Anstrengung, völlig zurückgeschlagen. Nach allen Richtungen hin zerstreuten diese

sich nun in dem Wald. Die meisten kehrten in ihre Heimath zurück *).

13. Wilhelms Sieg war jetzt vollständig. Herr von dem Schlachtfeld, ließ er auch sein Heer die Nacht über darauf campiren. Am folgenden Tage gab er zweien Mönchen aus dem von Harold gestifteten Kloster Waltham, die ihren König auch auf diesem Feldzuge begleitet hatten, den Auftrag, denselben unter den Todten auf dem Schlachtfelde zu suchen. Nach langem und mühsamen Suchen fand man endlich einen ganz schrecklich entstellten Körper, der für den des in der Schlacht gebliebenen Königes erkannt ward. Gytha, Harolds Mutter, bot dem König für die Auslieferung des Körpers ihres Sohnes dessen ganzes Gewicht in Gold. Aber Wilhelm schlug ihr diese Bitte ab, und befahl die Leiche am Gestade des Meeres zu begraben, höhnisch hinzusetzend, daß der, welcher während seines Lebens die Küste so sorgsam bewacht habe, sie auch nach seinem Tode noch ferner bewachen müsse **).

---

*) Selbst zu Folge normännischer Geschichtschreiber soll der Verlust an Todten bei Wilhelms Heere sich weit über fünfzehn tausend Mann belaufen haben, wovon der größte Theil in den mörderischen nächtlichen Gefechten gefallen war. Der Verlust der Engländer ist unbekannt. Aber merkwürdig ist es, daß man unter ihren Todten den Abt eines Klosters, nebst zwölf seiner Mönche in kriegerischer Rüstung fand.

**) Darüber weichen jedoch die Berichte sehr weit von einander ab. Nicht alle englische Geschichtschreiber beschuldigen Wilhelm einer so kleinlichen, engherzigen und eines Fürsten so unwürdigen Rache. Im Gegentheil berichten sie, Wilhelm habe der Mutter die Leiche ihres Sohnes ohne alles Lösegeld zustellen lassen. Corpus *Haroldi* matri repetenti sine pretio mi-

sit, licet illa multum per legatos obtulisset. — *Will. Malmesb.* — Derselbe Geschichtschreiber berichtet auch bei dieser Gelegenheit, daß ein Normann, der den Schenkel des todten Königs mit dem Schwert zerfetzt habe, von Wilhelm, dieser schlechten Handlung wegen, sey für infam erklärt, und schmählich von dem Heere fortgejagt worden. Jacentis femur unus militum gladio proscidit, unde a *Willielmo* ignominiae notatus, quod rem ignavam et pudendam fecisset, militia pulsus est. (*Savile* p. 101 et 102). — Lange Zeit erhielt sich unter dem englischen Volke die Sage: weder Harold noch dessen Bruder Gurth wären in der Schlacht geblieben, wohl aber sehr schwer und gefährlich verwundet worden. Ersterer, weil von Gewissensbissen gefoltert wegen seines über einem Schrein heiliger Reliquien geschwornen und nachher gebrochenen Eides, habe sich nach seiner Genesung in die Grafschaft Chester zurückgezogen und unerkannt dort in einer Höhle das Leben eines büßenden Einsiedlers geführt. — Palgrave in seiner Geschichte von England bemüht sich, diese Volkssage zu einer wirklichen historischen Thatsache zu machen, und Harley berichtet sogar, daß Harolds Bruder, Gurth, noch zu den Zeiten Heinrichs II. gelebt habe. Wie es sich aber immer mit Harolds Begräbniß auch verhalten haben möchte, so ist es doch gewiß, daß die Leiche desselben in der Kirche des von ihm gestifteten Klosters zu Waltham beerdigt ward; sey es nun, daß entweder Gytha die Leiche ihres Sohnes den Mönchen von Waltham überlassen, oder daß diese den Körper bei nächtlicher Weile entwendet, oder auch von Wilhelm erkauft haben. — Von zwei Gemahlinnen hinterließ Harold vier Söhne und zwei Töchter; von der erstern, deren Name unbekannt ist, Godwine, Eadmund und Magnus, wie auch Gytha und Gunhilde; von der zweiten, die Edgeva oder Aldgytha hieß, und ihrer Zärte und Schönheit wegen den Beinamen Schwanenhals erhalten hatte, nur einen einzigen Sohn, Namens Ulf. Die Söhne flohen sämmtlich nach Irland, die beiden Töchter zu dem Vetter ihres Vaters, dem König Suen von Dänemark. Gytha ward nachher mit Waldemar, Großfürsten von Rußland, vermählt.

14. Wilhelm verlegte jetzt sein Hauptquartier nach Hastings *), wo er mehrere Tage über ganz unthätig blieb, in der Hoffnung, daß die Nation, jetzt ohne Oberhaupt und durch die verlorne Schlacht entmuthiget, ihm von selbst ihre Krone anbieten würde. Eine Woche war schon hinreichend, diese Täuschung zu zerstreuen. Gekränkter Nationalstolz und gerechter Haß gegen die übermüthigen Fremdlinge entflammten auf das Neue den Muth der Engländer; und hätte es damals in England eine große Persönlichkeit gegeben, die im Stande gewesen wäre, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, die Anstrengungen der Grafschaften zu leiten, ihnen Plan und Einheit zu geben, das jetzt überall aufbrausende Nationalgefühl immer noch höher zu steigern und lebendig zu erhalten, so würde für Wilhelm und seine Normannen, selbst deren blutiger Sieg bei Senlac, nur die Quelle einer langen Reihe von Unfällen geworden seyn. — In den wenigen Tagen nach Harolds Tode hatte schon bei Dover ein, wahrscheinlich aus den früher von Harold selbst in allen Grafschaften aufgebotenen Lehns- und Dienstleuten, sehr ansehnliches Heer sich gebildet, das jetzt, wenn der Eroberer geradezu gegen die Hauptstadt vorrücken würde, ihn in seinem Rücken bedrohete. Die Einwohner von Romney hatten ein normännisches Geschwader, das dem Wilhelm Verstärkung aus der Normandie brachte, und in den Hafen dieser Stadt einlaufen wollte, tapfer zurückgeschlagen, und ihm

*) Alle gleichzeitigen, oder gleich darauf lebenden Geschichtschreiber haben diese berühmte Schlacht die Schlacht von Senlac genannt. Wilhelm Malmesbury war der erste, der sie die Schlacht bei Hastings nannte, und seit dieser Zeit ist ihr bis auf den heutigen Tag dieser Name geblieben.

den Eingang in den Hafen gesperrt. Auch Londons sämmtliche Einwohner, hundert tausend Seelen stark, ein wildes, unruhiges, zum Aufstand geneigtes Volk, athmeten nichts als Krieg, und machten mit ungemeiner Thätigkeit alle Vorkehrungen, ihre Stadt bis auf das Aeußerste gegen den Feind zu vertheidigen. — Gleich auf die erste Nachricht von Harolds Tode hatten die Wittans sich versammelt, und einstimmig den jungen Etheling Edgar, den Enkel König Edmunds Ironside, und letzten Sprossen des angelsächsischen Königshauses, auf den Thron erhoben. Wegen seiner noch sehr großen Jugend und der damit verbundenen Unerfahrenheit ward ihm ein Regentschaftsrath, an dessen Spitze der Erzbischof von Canterbury stand, an die Seite gesetzt. Die beiden mächtigen Grafen Edwin und Morcar wurden mit der Fortsetzung des Krieges und der Leitung aller kriegerischen Operationen beauftragt. Aber gleich in den ersten Tagen brach schon unter den Gliedern der Regentschaft die größte Uneinigkeit aus. Verdacht und gegenseitiges Mißtrauen hatten sich der Gemüther bemächtiget. Keiner trauete dem Andern. Endlich raunte man sich sogar in das Ohr, die beiden Brüder Edwin und Morcar gingen in Geheim mit dem verrätherischen Plane um, Englands Krone an ihr eigenes Haus zu bringen; oder wenigstens ganz Northumbrien von England loszureissen, und sich zu völlig unabhängigen Fürsten dieses Landes zu machen. Mit diesem Plane beschäftiget, verließen nun auch jetzt beide Brüder die Stadt, und ihre Entfernung trug nicht wenig dazu bei, den schon in allen Herzen lauernden Argwohn, wie die nun überall herrschende Verwirrung noch um vieles zu vermehren.

15. Von dieser ihm so günstigen Lage der Dinge

durch seine Späher und geheimen Freunde unterrichtet, brach Wilhelm mit seinem Heere bei Hastings auf, und zwar zuerst in der Richtung nach Dover. Schon bei der bloßen Nachricht von der Annäherung des Feindes floh das bei Dover aufgestellte englische Heer und lösete sich auf. Dadurch ward nun die Besatzung der Burg, obgleich diese wegen ihrer von Natur aus ungemein festen Lage für unbezwingbar gehalten ward, dennoch so geschreckt, daß sie die Ankunft der Normannen gar nicht abwartete, und die Schlüssel der unbezwingbaren Feste *) dem Eroberer schon auf halbem Wege entgegen brachte. Zum Lohn dieser zuvorkommenden Bereitwilligkeit steckten die Normannen, als sie in die Stadt einrückten, sogleich mehrere Häuser in Brand, um desto bequemer plündern zu können. Nur mit vieler Mühe vermochte Wilhelm wenigstens einen kleinen Theil der Stadt gegen die Raubsucht seiner Soldaten zu schützen **). Die so ganz unvermuthet schnell erfolgte

*) Situm est id castellum in rupe mari contigua, quae naturaliter acuta, undique ad hoc ferramentis elaborate incisa, in speciem muri directissima altitudine, quantum sagittae jactus permetiri potest, consurgit, quo in latere unda marina alluitur.

**) Da Wilhelm nicht von weitem ahnen konnte oder hoffen durfte, daß die Thore von Dover sich von selbst ihm öffnen würden, jedoch sehr wohl wußte, wie stark die Stadt durch Natur und Kunst befestigt wäre, so hatte er seinen Normannen, um sie zu desto größeren Anstrengungen zu ermuntern, die Plünderung der Stadt versprochen. Durch die friedliche Uebergabe der Stadt konnte jetzt dieses Versprechen nicht in Erfüllung gehen. Aber darum bekümmerten sich Wilhelms raubsüchtige Horden wenig oder gar nicht. Blos um zu plündern, zu rauben und sich zu bereichern, hatten sie sich unter seinen Fahnen gereihet, waren ihm nach England gefolgt. Alles Uebrige, Wilhelms Ansprüche

Uebergabe von Dover war in dem gegenwärtigen Augenblick für Wilhelm von dem höchsten Gewinn. Seit mehreren Tagen nämlich herrschten bösartige, ansteckende Krankheiten unter seinen Normannen, und die mit jedem Tage zunehmende Anzahl der Kranken belief sich schon beinahe auf ein Fünftel seines Heeres. Ohne sehr starke Bedeckung, mithin ohne seine Streitkräfte zu schwächen, konnte er sie in dem feindlichen Lande nicht zurücklassen, und sie bei dem Heere mit fortzuführen, würde alle Bewegungen desselben gehindert, wenigstens nicht selten sie bedeutend verzögert haben. Seine sämmtliche zahlreiche dienstunfähige Mannschaft ließ er demnach jetzt nach der Stadt Dover bringen, die, weil schon von der Natur stark befestigt, zu ihrer Vertheidigung keiner großen Besatzung bedurfte, und wo die Kranken in voller Sicherheit alle nöthige Pflege erhalten konnten. — Von Dover zog Wilhelm nach London. Aber hier fand er die Thore der Stadt geschlossen, und deren hohe und feste Mauern mit zahlreichen Schaaren entschlossener Krieger besetzt. Ein Versuch, die Stadt mit Sturm zu nehmen, schien ihm nicht rathsam. Dafür ließ er die Vorstädte in Brand

---

auf die englische Krone, die für ihn daher rührende Nothwendigkeit, die Gemüther der Engländer für sich zu gewinnen, kurz alles, was ihnen keinen Raub darbot, war für sie eine bloße Nebensache, der sie das Interesse ihres eigenen Beutels keinesweges aufzuopfern gesonnen waren; und Wilhelm, der ihrer im feindlichen Lande jetzt ganz besonders nöthig hatte, es also noch nicht wagen durfte, eine sehr strenge Mannszucht bei seinem Heere einzuführen, konnte nichts anderes thun, als was er wirklich that, nämlich daß er den Einwohnern Dovers für den Verlust ihrer Häuser wie ihrer Habe, eine entsprechende Entschädigung zufließen ließ.

stecken, und die ganze umliegende Gegend auf das schonungsloseste verheeren. — Als er von London wieder abziehen mußte, begab er sich nach Canterbury, wo er der verwittweten Königin Editha den Besitz der von ihrem verstorbenen Gemahl zur Morgengabe erhaltenen Stadt Winchester bestätigte, jedoch nur unter der Bedingung einer an ihn zu zahlenden und von der Königin zugestandenen jährlichen Abgabe. Bald darauf ward Wilhelm von einer bedeutenden Krankheit befallen, die ihn einige Wochen in Canterbury festhielt. Nichts beweist so anschaulich, wie sehr alle moralische Kraft der Engländer gebrochen war, und wie wenig die Häupter der Nation in Uebereinstimmung mit einander nach einem gemeinschaftlichen Plane, ohne Rücksicht auf persönliches Interesse, zu handeln im Stande waren, als daß man jetzt diese Zwischenzeit, in welcher doch so Vieles hätte geschehen können, durchaus nicht zu benutzen wußte. — Wie es scheint, entwarf jetzt Wilhelm, um die englische Nation zur Unterwerfung zu zwingen, einen förmlichen Verwüstungsplan. Gleich nach seiner Genesung überschwemmte er mit seinem Heere die Grafschaften Sussex, Surrey, Middlesex und Hampshire, und überließ dieselben der unersättlichen, selbst keines Heiligthums schonenden Raub- und Zerstörungssucht seiner Soldaten. Als Boten die Kunde von den vielen Greuelscenen, deren Augenzeugen sie gewesen zu seyn vorgaben*), nach

*) Viele dieser Boten waren von Wilhelm bestochen, und machten nun, um ihre Mitbürger recht einzuschüchtern, die Sachen weit ärger, als sie wirklich waren. — In wie kurzer Zeit kann nicht eine Nation in allen ihren Abstufungen demoralisirt werden, und wie viele und lange Zeit erfordert es nachher, um sie endlich zum Bewußtseyn und zum Gefühl ihrer Würde wieder zu erheben?

London brachten, ward die Standhaftigkeit der Regentschaft und der in der Hauptstadt sich befindlichen Bischöfe, Grafen und Thans nicht wenig erschüttert. Alle dachten jetzt an ihre theils vielleicht schon verwüsteten, theils mit Verwüstung bedroheten Besitzungen. Der Erzbischof Stigand, bisheriger Präsident der Regentschaft, war der Erste, der London verließ, zu Wilhelm nach Wallingord eilte, sich ihm unterwarf, und den Huldigungseid leistete. Diesem Beispiel folgten bald noch mehrere andere so geistliche wie weltliche Großen. Als man endlich in London erfuhr, daß einer Seits ein Theil des normännischen Heeres schon in die mehr entlegene Grafschaft Hereford eingerückt sey, und sein edles Raub-, Mord- und Verwüstungsgeschäft begonnen habe, jedoch auch anderer Seits, daß Wilhelm Allen, die sich ihm unterwerfen, ihre Besitzungen, Rechte und Gerechtsamen bestätige; so glaubten auch die wenigen ächten Patrioten, welche die gemeinschaftliche Gefahr der Kirche und des Staates in London versammelt hatte, daß aller fernerer Widerstand vergeblich und schnelle Unterwerfung das einzige Mittel sey, die Nation vom Verderben zu retten. Der Regentschaftsrath löste sich demnach auf. Der zum König gewählte Prinz Edgar verzichtete förmlich auf die Krone. Unverzüglich ward nun ein Wittenagemot gehalten, auf welchem die Nation Wilhelms auf Testament oder Schenkung gegründeten Ansprüchen ihre Sanktion ertheilte und denselben zum Könige wählte. Im Namen der Stände begaben sich nun die Bischöfe Aldred von York und Wulfstan von Worcester, und selbst der junge Edgar nebst mehreren der vornehmsten Londoner Bürger nach Berkhamstead zu Wilhelm, machten ihm seine Wahl bekannt, huldigten ihm im Namen der Nation als ihrem nunmehrigen Könige und Herrn, und luden ihn ein, nach London zu kommen,

und dort nach hergebrachter Weise der Könige von England sich krönen zu lassen. Gegen Alle erwies sich Wilhelm ungemein gnädig, bestätigte sie in ihren Besitzungen, Würden, Gerechtsamen, sicherte auch dem Aetheling Edgar für den Verlust der ihm vermöge seines Geburtsrechts gebührenden Krone eine so viel als möglich hinreichende Entschädigung, das heißt, ein seiner hohen Geburt vollkommen entsprechendes Verhältniß zu, und bestimmte dann, unter dem lauten Jubel der ihn umgebenden normännischen Ritter, das herannahende heilige Weihnachtsfest zum Tage seiner feierlichen Krönung *).

16. Obgleich aus allen Grafschaften die Geistlichkeit und der Adel, wie auch Bürgerdeputationen

*) Zur Annahme königlicher Würde und königlichen Titels bedurfte Wilhelm der Zustimmung seiner normännischen Vasallen. Diese hatten sich zwar verbindlich gemacht, ihm nach England zu folgen und das Land ihm erobern zu helfen, nicht aber, um ihm die weit höhere königliche Würde zu verschaffen. Sie sahen wohl ein, daß sie Wilhelm dem Herzoge weit näher stünden, als sie Wilhelm dem Könige stehen würden. Diese Rangerhöhung schien ihrem Interesse nicht entsprechend. Es kostete daher Mühe, ihre Zustimmung zu erhalten. Aber einige französische Ritter, Wilhelms vorzügliche Vertrauten, wußten endlich dennoch die normännischen Barone und Ritter nach dem Wunsche ihres Herrn zu stimmen, indem sie ihnen auch für ihre nachgebornen Söhne die Aussicht auf englische Grafschaften, Baronien und Grundeigenthum eröffneten. Als Wilhelm daher in seiner Rede an die Londoner Deputirten, die ihm Englands Krone antrugen, auch auf diesen Punkt kam, machte er eine kleine Pause, und erst, nachdem der weitschallende, frohlockende Zuruf seines normännischen Adels ihn dessen Zustimmung versichert hatte, erklärte er auch, die englische Krone annehmen zu wollen.

herbeiströmten, sich Wilhelm unterwarfen und ihm huldigten, so glaubte er dennoch allen diesen Beweisen von Unterwürfigkeit und Zuneigung nicht trauen zu dürfen, und zwar wahrscheinlich deswegen um so weniger, weil seine Normannen, deren Raubsucht er nicht zu zügeln vermochte, durch ihre täglichen Gewaltthaten den Haß der Engländer sich immer mehr und mehr zuziehen mußten. Wilhelm war daher jetzt nicht sehr eilig, der an ihn ergangenen Einladung nach London zu folgen. Indessen schickte er eine sehr starke Heerabtheilung dahin, und während er sich noch ein paar Wochen in Berkhamptstead mit der Jagd belustigte, ließ er die in London für ihn bestimmte Wohnung, so viel es die Zeit, erlaubte auf das sorgfältigste befestigen. Als man mit dieser Arbeit, so wie mit den übrigen Vorbereitungen zu dem Krönungsfeste fertig war, rückte Wilhelm in London ein. Dem Erzbischofe Aldred von York ward die Ehre, den Krönungsakt zu vollziehen, und die in dem westlichen Theile von London gelegene St. Peterskirche zu dieser Feierlichkeit gewählt. Dahin begab sich nun Wilhelm am ersten Tage des heiligen Weihnachtsfestes mit einem zahlreichen Gefolge normännischer und englischer Großen. Auf diesem Zuge ging der Erzbischof von Canterbury Wilhelm zur Rechten, jener von York ihm zur Linken. Als nach Absingung des Evangeliums der Gesang verstummte und eine feierliche Stille eintrat, bestieg die Kanzel zuerst der, mit Wilhelm aus der Normandie gekommene Bischof von Coutance, hielt an die Normannen in französischer Sprache eine Rede, und fragte sie am Ende: Ob sie den von Gott mit Sieg gekrönten Herzog Wilhelm zu ihrem Könige haben wollten? — Sogleich erhob sich von allen anwesenden Normannen ein lauter, weit hallender und mehrmals wiederholter Jubelruf. — Dem Bischofe von Coutance

folgte auf der Kanzel der Erzbischof von York. Dieser hielt nun in angelsächsischer Sprache eine Rede an die Engländer; und als er endlich an sie dieselbe Frage stellte, ward diese ebenfalls durch lautes Freudengeschrei, in das sich auf das Neue auch die lauten Frohlockungen der Normannen wiedermischten, beantwortet. Aber schrecklich veränderte sich jetzt plötzlich die Scene. Die vor der Kirche in langen Reihen aufgestellten normannischen Schaaren verliessen, sobald sie das lärmende Geschrei in der Kirche hörten, ihre Posten, ergossen sich in alle Straßen, steckten die Häuser in Brand, und raubten und plünderten wie in einer durch Sturm eroberten Stadt *). Bald drang der in allen Theilen Londons immer furchtbarer werdende Tumult auch in die Kirche. Unter ängstlichem Geschrei, und für Leben und Eigenthum befürchtend, floh nun alles Volke aus dem festlich geschmückten Tempel. In wenigen Augenblicken war die Kirche leer und öde, und nur Wilhelm und die Bischöfe mit einigen Priestern, in allem ungefähr acht Personen, standen ganz allein noch an dem Altar. Obgleich in heftigem Zorn entflammt gegen seine wilden Schaaren, die in dem Augenblicke, wo er sich schon sonnend in den Strahlen seines künftigen Thrones, beiden Nationen in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit zeigen wollte, ihm diesen Genuß, vielleicht den schönsten und berauschendsten seines ganzen Lebens, geraubt

*) Nichts ist abgeschmackter und erbärmlicher, als das Vorgeben, womit diese zügellosen Räuberhorden sich nachher zu entschuldigen suchten. Sie hätten, gaben sie vor, geglaubt, das große Getöse in der Kirche sey das Signal zu einer allgemeinen Empörung der Stadt London. Aber in diesem Falle hätten sie ja zuerst, und vor allen Dingen ihrem Herzoge, in der Kirche zu Hülfe eilen müssen.

hatten, dabei auch nicht ohne alle Besorgniß für sein eigenes Leben, gestattete dennoch Wilhelm nicht, daß die Krönungsceremonien unterbrochen würden. Aber freilich geschah nun Alles in ziemlicher Verwirrung mit der größten Hast und Eile. Selbst Wilhelm vermochte kaum aus innerem Aerger und Verdruß, den von den englischen Monarchen bei ihrer Krönung abzulegenden Eid mit vernehmbarer, fester Stimme auszusprechen; kurz, von allem Großen, Erhabenen, Feierlichen, Brust und Herz Erweiternden, was Handlungen dieser Art, an die sich das Wohl ganzer Nationen knüpft, gewöhnlich zu umgeben pflegt, war auch nicht der leiseste Hauch mehr vorhanden, und der ganze Krönungsakt blos ein kaltes, leeres, geist-, gemüth- und sinnloses Ceremonienspiel; jedoch vielleicht nicht ganz ohne eine gewisse geheime, innere Bedeutung; denn in demselben Augenblicke, als der Erzbischof von York unter dem Fackelschein einer brennenden Stadt und dem Jammergeschrei von hundert tausend Menschen dem Wilhelm die Krone auf das Haupt setzte, stürzten auch die uralten, ehrwürdigen Hallen der angelsächsischen Staatsverfassung zusammen, und auf ihren Trümmern erhob sich nun bald ein Reich des unerhörtesten Despotismus, der frevelhaftesten Gewalt und der schrankenlosesten Willkühr *)

*) Die Belege dazu wird die Geschichte der folgenden Periode, und zwar in reichem Maße liefern.

V.

Specielle Kirchengeschichte.

Geschichte der Päbste.

1. Leo IX. — In dem zwanzigsten Bande unserer Fortsetzung schloß sich die Geschichte der Päbste mit dem Tode Johannes XIX. — Die merkwürdigsten, jedoch nur wenig oder beinahe gar nicht auf das kirchliche Leben sich beziehenden Ereignisse während des Pontificates Benedikts IX. und Gregors VI. sind ebenfalls, weil mit den Welthändeln Italiens und Deutschlands innigst verwebt, dem Leser schon aus der Regierungsgeschichte Conrads II. und Heinrichs III. bekannt *). — Von den beiden, nach der Entfernung Benedikts und Gregors, von Kaiser Heinrich unmittelbar ernannten Päbsten Clemens II. und Damasus II. hat die Geschichte nichts zu berichten; denn gleich zweien, blos durch optische Täuschung erzeugten Nebensonnen, verschwanden sie auch eben so schnell wieder an dem kirchlichen Himmel; der Erstere schon im neunten Monate, der Andere gar schon in der vierten Woche nach seiner Erhebung **).

---

*) Des sogenannten Pabstes Sylvesters III. machen wir hier gar keine Erwähnung, weil wir nicht begreifen, wie man diesen Menschen in die Reihe der Päbste hat setzen können. Zu Lebzeiten des rechtmäßigen Pabstes Gregor VI. ward er der Kirche von einer nicht einmal sehr zahlreichen Partei aufgedrungen. Von einer Wahl war gar keine Rede. Es war blos ein Gewaltstreich einer elenden Faction. Zudem usurpirte und beschmutzte er die päbstliche Würde höchstens nur drei Monate lang.

**) Daß man bisweilen, besonders unter der nördlichen Zone, zwei, ja sogar drei Sonnen zu erblicken glaubt;

diese leicht zu erklärende Lufterscheinung ist gewiß allen unsern Lesern bekannt. Das hier oben von uns gebrauchte Bild möchte daher auch auf den vorliegenden Gegenstand vollkommen anwendbar seyn. — So lange der fromme, einsichtsvolle, durch canonische Wahl auf den römischen Stuhl erhobene Pabst Gregor VI. lebte, mithin die einzige wahre Sonne am kirchlichen Horizont strahlte und der christlichen Welt leuchtete, waren Clemens II. und Damasus II. nur Nebensonnen, die weder leuchten noch erwärmen konnten, blos hervorgeführt durch des Kaisers traurige Selbsttäuschung, der zwei nur äußerst selten mit einander zu vereinigende Dinge, nämlich das Wohl der Kirche und sein eigenes politisches Interesse jetzt in einen gewissen harmonischen Einklang bringen wollte. Um den päbstlichen Stuhl und durch diesen ganz Oberitalien desto fester an seinen Thron zu fesseln, glaubte er jenen mit deutschen, und damit das Wohl der Kirche auch dabei gefördert werde, mit recht würdigen deutschen Bischöfen besetzen zu müssen. Wirklich waren auch Clemens und Damasus an und für sich selbst vollkommen würdig, der Reihe der Nachfolger des heiligen Petrus auf dem apostolischen Stuhle sich anzuschließen. Aber wie es scheint, fesselten menschliche Rücksichten, allzugroßer, in solchen Fällen einem Bischofe nicht geziemender Respect vor der Majestät des Kaisers ihre Zungen; denn hätten sie gesprochen, wie der Bischof Wazo von Lüttich zu dem Kaiser gesprochen hatte, so würde höchst wahrscheinlich der Scandal unterblieben seyn. — Wir gestehen aufrichtig, daß wir vollkommen die Ansicht jener damals lebenden und zwar sehr einsichtsvollen Männer theilen, die in dem schnell auf einander erfolgten Tode des Clemens und Damasus eine Art Gottesurtheil zu erblicken glaubten. Man wende nicht ein, Gregor VI. habe selbst auf die päbstliche Würde verzichtet. Erstens war allen, diese Verzichtleistung begleitenden Umständen nach, dieselbe erzwungen, und zwar auf den dunkeln und krummen Pfaden geheimer Intrigue erzwungen. Aber wenn sie auch wirklich freiwillig gewesen wäre, so würde immer noch die Frage erhoben werden können: ob ein, auf canonischem Wege

erwählter, rechtmäßiger Pabst, besonders wenn derselbe, bevor man ihm noch diese erhabene Würde übertrug, schon durch ächte Frömmigkeit, fleckenlosen Wandel und alle Tugenden, die das höchste Oberhaupt der Kirche schmücken müssen, ausgezeichnet war, mithin auch nicht während seines Kirchenregiments, wie Johann XII. oder Benedikt IX., durch ein notorisch lasterhaftes Leben sich der Ausübung seines hohen Amtes unwürdig gemacht hatte: ob, sagen wir, ein solcher Pabst auch das Recht und die Befugniß habe, auf sein hohes Oberhirtenamt nach eigenem Gutbefinden zu verzichten. Das Pabstthum, seiner innern Natur nach, ist kein weltliches Fürstenthum, dessen Verwaltung man, wenn die Lage äußerer Umstände es zu erfordern scheint, niederlegen kann. Der Pabst ist der sichtbare Statthalter Jesu Christi. Er kann also nicht mehr selbst über sich verfügen, sondern muß in allen Dingen warten, was das Wort seines Herrn, den er hier auf Erden zu repräsentiren berufen ist, zu ihm spricht. Den erhabenen Posten, auf dem er steht, darf er nicht eher verlassen, als bis Derjenige, der ihn dahin berufen, auch wieder abruft. Die Kirche ist die Braut Jesu Christi, mithin auch seines irdischen Stellvertreters. Dieser ist mit ihr vermählt, und das Band, das ihn an sie knüpft, ist eben so heilig und unauflösbar, wie jedes Eheband. Nie kann er von seinem Gemahl, der Kirche, geschieden, wohl aber getrennt werden, wenn nämlich lange anhaltende Krankheiten oder die Infirmitäten des Alters ihn des Gebrauches seiner geistigen wie physischen Kräfte völlig beraubt hätten, und er also gezwungen wäre, die Last, die seinen schwachen Schultern zu schwer wäre, auf die noch kräftigern und stärkern eines Vicarius zu legen. Ein Fall jedoch, der in dem ganzen Laufe der Geschichte unserer heiligen Kirche bisher noch nicht eingetreten ist. Wer aber noch bei Lebzeiten eines solchen Pabstes selbst das unmittelbare höchste Oberhaupt der Kirche seyn und die volle päbstliche Würde an sich reißen wollte, wäre trotz des Purpurs, mit dem er sich schmückte, dennoch im geistigen Sinne ein Ehebrecher. — Alles dies ist Wort für Wort auch auf die bischöfliche Würde an-

wendbar. Freilich war zu verschiedenen Zeiten schon öfters bei Bischöfen und unter Bischöfen ebenfalls vom Resigniren viel Redens. Aber das rührte blos daher, weil man ebenfalls zu verschiedenen Zeiten das Göttliche und Heilige mit menschlichen und profanen Augen anschaute und, so wie von dem Priesterthum überhaupt, auch von den hohen kirchlichen Würden nur höchst mangelhafte, oft sogar ganz unrichtige Begriffe hatte, und leider nicht selten auch jetzt noch hat.

2. Nach dem Tode des Damasus schickten die Römer abermals Gesandten an den Kaiser in Deutschland mit der Bitte, für das Wohl der römischen Kirche, das heißt, für würdige Besetzung des erledigten päbstlichen Stuhles zu sorgen. Heinrich, dem das Wohl der Kirche und deren Reinheit und Heiligkeit aufrichtig am Herzen lagen, besonders wenn es auch mit seinem politischen Interesse zu harmoniren schien, zögerte nicht, die Bitte der Römer zu erfüllen *). Auf einer zu Worms gehaltenen, sehr zahlreichen Versammlung von Bischöfen und Fürsten, der auch die römischen Gesandten beiwohnten, schlug also der Kaiser den Bischof Bruno von Toul als den Mann vor, der am würdigsten sey, den Stuhl des heiligen Petrus zu besteigen, worauf, wie es sich von selbst versteht, auch die

*) Quellen für die Geschichte der Päbste in diesem Zeitabschnitt sind: *Brunonis* Vita S. Leonis IX. — *Mansi*, Collect. Conc. T. XIX. et XX. — *Baronius*, Annal. Eccles. T. XVI. und endlich mehrere Lebensbeschreibungen von Heiligen, deren jedoch erst da, wo man sie benutzte, nähere Erwähnung geschehen wird. — Hülfsschriften: *Fleury*, Hist. Eccles. — Die Kirchengeschichte von Katerkamp und Prof. Döllingers Lehrbuch der Kirchengeschichte. Den großen in jeder Hinsicht ganz vorzüglich ausgezeichneten Werth dieses Lehrbuches haben längst schon die competentesten Richter einstimmig anerkannt.

ganze Versammlung ihn einstimmig zum Pabste wählte. — Bruno, Sprosse eines der ältesten und edelsten Geschlechter Deutschlands, und dem Kaiserhause verwandt, stand, als er jetzt erwählt ward, in dem acht und vierzigsten Jahre seines Lebens, hatte während eines vier und zwanzigjährigen Episcopats sich den Ruhm eines eben so eifrigen und einsichtsvollen, als auch wahrhaft frommen und milden Oberhirts erworben, und berechtigte zu der Hoffnung, daß er eine Zierde des römischen Stuhles seyn werde. Aber in der frommen Einfalt seines lautern Herzens dachte Bruno ganz anders. Aus allen Kräften widersetzte er sich seiner Wahl; konnte jedoch nichts weiter erlangen, als blos eine Bedenkzeit von drei Tagen. Je mehr er aber jetzt über die Heiligkeit und Erhabenheit des Amtes nachdachte, dessen Last sammt der damit verbundenen furchtbaren Verantwortlichkeit man ihm auf seine Schultern legen wollte, desto mehr ward er in seinem Entschluß befestiget, die ihm angetragene Würde nicht anzunehmen. Als demnach die ihm gegebene kurze Frist vorüber war, legte er vor der ganzen zahlreichen Versammlung eine Art offener Beicht ab. Er bekannte alle seine Schwächen, alle in seinem Leben begangenen Untreuen, schloß die geheimsten Falten seines Herzens auf, und suchte den Kaiser wie alle Anwesenden zu überzeugen, daß er des ihm zugedachten hohen Amtes nicht würdig sey. Aber gerade diese ungeheuchelte Demuth, dieser hohe Ernst, mit dem er eine Würde ausschlug, nach der leider doch schon so manche Andere eifrig gestrebt hatten, und die verstohlene Thräne, die, während er sein Bekenntniß ablegte, bisweilen seine ehrwürdige Wange benetzte, alles dieses machte auf die Versammlung nur einen noch tiefern, ihm nur noch günstigern Eindruck. Bischöfe und Fürsten, und

auch die römischen Gesandten baten ihn, sich doch dem allgemeinen Wunsch der Kirche nicht zu entziehen. Es sey, sagte man ihm, die Stimme Gottes, die ihn auf den Stuhl des heiligen Petrus rufe, dieser müsse er unbedingt gehorchen; und da nun auch der Kaiser immer heftiger in ihn drang, so sah endlich Bruno, von allen Seiten geängstiget und in die Enge getrieben, sich gezwungen, der auf ihn gefallenen Wahl, obgleich mit schwerem Herzen, sich zu unterwerfen. Sogleich ward er nun von dem Kaiser wie von allen versammelten Bischöfen und Fürsten, und selbst von den römischen Abgesandten mit lauter Stimme als das geheiligte Oberhaupt der Kirche begrüßt. Bruno nahm den Namen Leo IX. an, glaubte auch jetzt schon in Worms mit dem ganzen päbstlichen Ornat sich schmücken zu müssen.

3. Es war ein nicht blos für den Neuerwählten, sondern selbst für die ganze Kirche höchst wohlthätige Fügung von Oben, daß der ehemalige Bischof von Toul jetzt einen römischen Mönch, einen Mann von den seltensten Geistesgaben, hier in Worms kennen lernte. Dieser Mönch war der nachher mit Recht so berühmt gewordene, und endlich selbst den Heiligen von der Kirche beigezählte Hildebrand. Obgleich in Jahren noch gar nicht weit vorgerückt, aber schon ausgezeichnet durch eine ganz ungewöhnliche Reife des Verstandes, schnellen Blick, edeln Sinn und glühende Gottesfurcht, hatte Hildebrand entweder von selbst sich den römischen Gesandten angeschlossen, um durch sie zum Besten der Kirche zu wirken, oder war vielleicht von dem Kaiser, der ihn schon in Italien kennen gelernt, ihm auch, wie man sich erinnern wird, den Auftrag gegeben hatte, den Pabst Gregor VI. nach Deutschland zu begleiten, wegen der bevorstehenden Wahl nach Worms berufen wor-

den; kurz, Hildebrand befand sich in Worms. Leo machte dessen Bekanntschaft, überzeugte sich bald von den hohen Einsichten desselben, gewann ihn lieb, und ersuchte ihn um die Gefälligkeit, ihn nach Rom zu begleiten. Die leiseste Bitte des höchsten Oberhaupts der Kirche ist ein Befehl, dem sich zu entziehen es sündhafter Frevel wäre. Aber es gibt Ausnahmen, und obgleich höchst selten, fand doch jetzt eine solche statt. Hildebrand glaubte die ihm angetragene Ehre der Begleitung eines Pabstes von sich ablehnen zu müssen *). — Bevor Leo seine Reise nach Italien antrat, wollte er noch von seiner bischöflichen Kirche, die er wie seine von Jesu ihm gegebene Braut stets zärtlich geliebt hatte, und auch jetzt noch liebte, feierlich Abschied nehmen. — Wenige Tage waren indessen hinreichend gewesen, Hildebrands Sinn gegen den Neugewählten um vieles

*) Hildebrand glaubte nämlich jetzt noch in Leo nicht einen rechtmäßigen, auf canonischem Wege gewählten, sondern blos von der weltlichen Macht der römischen Kirche aufgedrungenen Pabst erblicken zu müssen. — Bruno, der Biograph des heiligen Leo, erzählt, der Pabst habe den Mönch Hildebrand gebeten, ihn nach Rom zu begleiten. Darauf habe Hildebrand geantwortet: non facio. Der Pabst fragte: quare non? Hildebrand erwiederte: quia non secundum Canonicam institutionem, sed per secularem regiam potestatem romanam ecclesiam arripere vadis. — — Otto von Freisingen weicht zwar von dem hier oben gegebenen Bericht in so weit ab, daß er den Leo die Bekanntschaft des Hildebrands erst in dem Kloster Clugny machen läßt, dies widerspricht freilich nicht blos der Erzählung zweier gleichzeitigen Zeugen, nämlich des Bruno und Wibert, sondern hat auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich. Aber dafür ergänzt auch, wie es uns wenigstens scheint, Otto von Freisingen nicht selten die Berichte der beiden so eben genannten Biographen des heiligen Pabstes Leo IX.

zu mildern, und da er ohnehin entschlossen war, nach dem Kloster von Clugny, diesem damals so berühmten Sitze ächter Frömmigkeit und geräuschlosen, wissenschaftlichen Strebens, wieder zurückzukehren, so nahm er keinen Anstand, mit Leo wenigstens bis nach Toul zu gehen. Hier in Begleitung des Hildebrands angekommen, feierte Leo, und zwar abermals angethan mit der vollen päbstlichen Kleidung, das heilige Weihnachtsfest, nahm dann nicht blos von der Geistlichkeit seiner Kirche, sondern, da alles Volk aus der Diözese herbei gekommen war, auch von seiner ganzen, ihm so theuern Herde, die er vier und zwanzig Jahre hindurch stets auf fruchtbare Trüfte geführt hatte, den rührendsten Abschied, und begab sich hierauf auf den Weg nach Rom.

4. Aber auch Hildebrand, dessen scharfer Blick nicht leicht Etwas irrig auffaßte, hatte indessen den edeln, offenen, klaren und dabei so demüthigen und gottesfürchtigen Sinn des neuen Pabstes kennen gelernt. Seinen Entschluß ändernd, erbot er sich also jetzt, den Leo nach Rom zu begleiten, glaubte aber auch den gegenwärtigen Augenblick ergreifen zu müssen, um dem in Worms erwählten Pabste ohne alle Schonung und mit dem größten Ernste das Mangelhafte seiner Wahl, die dabei geschehene grobe Verletzung kirchlicher Satzungen, und besonders die für die Kirche Gottes so verderblichen Folgen, die sich einst daraus ergeben könnten, recht tief fühlen zu lassen. Das Priesterthum, sagte Hildebrand, sey nicht ein Geschenk der weltlichen Macht; nicht dieser, sondern seiner Kirche habe Christus die Gewalt gegeben, dasselbe auszutheilen. Die Kirche also ganz allein sey berechtigt, ihre Diener zu wählen, und ihre hohen wie niederen Aemter nach den von ihr selbst unter der Leitung des heiligen Geistes gemach-

ten Satzungen zu vergeben. Hierin habe sie niemand zu gehorchen als nur Gott, ihrem Herrn, der sie auf einen, selbst von den Pforten der Hölle nicht zu überwältigenden Fels gegründet habe. Daher sey derjenige, der das Pontifikat aus den Händen der weltlichen Macht annähme, nicht ein apostolischer, sondern ein ihr gewaltsam aufgedrungener Bischof *). Allerdings sey es für eine Segnung zu halten, und mit Dank anzuerkennen, daß der Kaiser mit frommem Eifer für das Wohl der Kirche besorgt sey, und ihr nur würdige Vorsteher zu geben suche. Aber wer könne dafür bürgen, daß auch seine Nachfolger gleiche Gesinnungen hegen, und nicht durch die von ihrer Willkühr abhängende Besetzung des päbstlichen wie aller andern bischöflichen Stühle, endlich nicht blos die Bischöfe, sondern selbst das Oberhaupt der Kirche zu blosen blinden Werkzeugen ihrer weltlichen, oft sogar schlechten und verderblichen Zwecke herabwürdigen würden. — Diese Worte, mit Kraft und Salbung gesprochen, und besonders von einem jungen Geistlichen, dessen Lauterkeit und tadellosen Wandel er schon einigemal zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, machten auf das für jede Wahrheit empfängliche Herz Leo's tiefen Eindruck. Er äußerte das Verlangen, durch jedes ihm zu Gebot stehende Mittel den begangenen Mißgriff wieder gut zu machen. Kein Opfer wäre ihm diesfalls zu groß. Nur mit Wehmuth habe er seine bischöfliche Kirche verlassen, und er sey jeden Augenblick bereit, zu derselben wieder zurückzukehren. Hildebrand versicherte ihm, daß Gott dieses Opfer von ihm nicht verlange. Es biete, sagte er, sich ein ungleich leichteres Mittel

*) Dicens, eum non Apostolicum sed Apostaticum esse, qui jussu imperatoris Romanum conaretur arripere pontificatum (*Bonizo* l. c.).

dar, den Willen und den Wunsch des frommen Kaisers, bei Besetzung des jetzt erledigten päbstlichen Stuhles mit den Canons der Kirche in Uebereinstimmung zu bringen. Auf Hildebrands Rath legte demnach Leo alle Zeichen der päbstlichen Würde jetzt wieder ab, kleidete sich in das gewöhnliche ganz gemeine Gewand eines frommen, zu den Gräbern der heiligen Apostel wallenden Pilgers, und trat nun auch blos in dieser Eigenschaft, und von Hildebrand begleitet, seine Reise nach Rom an.

3. Aber gerade durch diese an sich so einfache Handlung, durch diese freiwillige Ablegung aller Zeichen und Merkmale der päbstlichen Würde war vieles, ja wohl alles für die Rechte und Freiheiten der römischen Kirche gewonnen; denn eben dadurch legte jetzt Leo in allen Ländern, die er durchzog, öffentlich das Geständniß ab, daß er das Recht des Kaisers, den Stuhl des heil. Petrus zu besetzen, nicht anerkenne. — In der Hauptstadt der Christenheit angekommen, eilte Leo, der jedoch jetzt, wie auf der ganzen Reise, sich wieder Bruno nannte, sogleich zu den Schwellen der Apostel, um unter deren kräftigen Fürbitte sein Herz und seine Hände zu dem Ewigen zu erheben. Von der Ankunft Leo's waren die Römer, wahrscheinlich durch Hildebrands getroffene Vorkehrungen, schon unterrichtet. Der gesammte römische Clerus und eine zahllose Menge Volkes waren demnach jetzt in der St. Peterskirche versammelt. Sobald Leo sein Gebet an heiliger Stätte geendiget hatte, wandte er sich an die Geistlichkeit und das Volk mit folgenden Worten: „Männer, Brüder, geliebteste Freunde! Von eurer „Gesandtschaft habe ich das Nöthige vernommen; „aber demungeachtet den Willen und die Absicht „des Kaisers reiflich überlegt. Hierher bin ich

„demnach nur blos deßwegen gekommen, um, wie „ich schon oft gethan *), an den Gräbern der bei„den heiligen Apostel zu beten. Da aber, geliebte „Brüder! der apostolische Stuhl nun schon lange „erlediget ist, und ihn noch länger unbesetzt zu las„sen, höchst unrathsam wäre, so ermahne und rathe „ich Euch, ohne länger zu zögern, in christlicher „Eintracht zur Wahl eines würdigen Oberhirten „zu schreiten." Wie mit Einer Stimme erwiederten alle anwesenden Bischöfe und Priester: „Wir wol„len keinen Andern, und wählen Dich daher jetzt „zum Pabste." — Sogleich rief nun nach alter Sitte der Archidiaconus der römischen Kirche mit lauter Stimme: „Der heilige Petrus hat den Bruno „zum Pabste gewählt!" Alles Volk ergoß sich in laute Segenswünsche auf den neuen Pabst, und unter dem allgemeinen Jubel ward Leo von der Geistlichkeit ergriffen, und auf den Thron des heiligen Petrus erhoben **) (22. Febr. 1049).

*) Der Bischof Bruno von Toul hatte eine solche große Verehrung gegen die beiden heiligen Apostelfürsten, daß er schon seit langer Zeit beinahe jedes Jahr zu den Gräbern derselben pilgerte. (*Fleury*, hist. eccl. T. XII. l. 59. p. 569.).

**) Nicol. Aragon. Vit. nonnull. pontif. Roman. (ap. *Murat.* script. rer. Ital. T. III. p. 277). — Wibertus, ein gleichzeitiger Schriftsteller, legt dem Leo, als er zu der Geistlichkeit und zu dem Volke sprach, noch einige andere sehr gewichtige Worte in den Mund. Er läßt ihn nämlich sagen: « Electionem Cleri et populi Canonicali auctoritate *aliorum dispositionem praeire*, und se gratanti animo in patriam rediturum, nisi fiat electio ejus communi omnium laude. » (ap. *Murat.* p. 292). — Ein öffentliches und offizielles Geständniß, daß kein Kaiser über den apostolischen Stuhl bei dessen Erledigung zu verfügen habe.

6. Seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts war durch die stets zunehmende Sittenlosigkeit der Geistlichkeit auch die Kirche in Italien in immer größern Verfall gerathen. Ueberall stand der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, und selbst da, wo sonst die Sonne der Wahrheit der ganzen Christenheit leuchtete, war seit dem unseligen Pontifikat Benedikts IX. alles in Nacht und Finsterniß versunken. — Mit der Erhebung Leo IX. auf den päbstlichen Thron bricht nun jene herrliche Morgenröthe hervor, auf die bald, unter dem großen und heiligen Pabste Gregor VII., für die Kirche Gottes und die gesammte Christenheit ein noch glänzenderer Tag folgen sollte. — Um den Segen des Höchsten auf sein nun angetretenes Kirchenregiment herabzuflehen, unternahm Leo eine Wallfahrt nach der damals so berühmten Kirche des heiligen Erzengels Michael auf dem Berge Gargano. Als er hier seine Andacht verrichtet hatte, pilgerte er zu dem Kloster von Monte Cassino. Mit ganz besonderer Andacht hatte Leo von jeher den heiligen Benedikt als seinen Führer und Schutzpatron verehrt, und es wird erzählt, daß er in seiner Jugend von einer giftigen Kröte in die Wange gebissen, von dieser tödtlichen Wunde blos durch Anrufung des Heiligen auf wunderbare Weise sey geheilet worden *). Von frommen Gefühlen durchdrungen, bestieg er am Palmsonntage den Berg, um an dem Grabe des Heiligen dessen fernern Schutz und viel vermögende Fürbitte zu erflehen. Der Abt des Klosters war damals Richarius aus Baiern. Dieser empfing den frommen und erlauchten Pilger an der Spitze seiner zahlreichen Gemeinde und führte ihn in die prachtvolle Klosterkirche, in der Leo an diesem Tage selbst das Hochamt hielt.

*) *Wibertus* l. I. c. 5.

Nach beendigtem Gottesdienste begab sich der Pabst in das Refektorium und, den Mönchen sich jetzt gleichstellend, speißte er mit denselben an der nämlichen Tafel gemeinschaftlich zu Mittag, begab sich hierauf in den Capitelsaal, und nachdem er hier allen Brüdern des Klosters freundlich für die Liebe, mit der sie ihn aufgenommen, gedankt und ihnen die Zusage gemacht hatte, nach Kräften für die Verherrlichung ihres Klosters zu sorgen, trat er die Rückreise wieder an, begab sich jedoch am folgenden Tage noch zu der Kirche des heiligen Moriz auf der Insel Limata und dann zu der des Erlösers in dem Gebiete von Aquino. Auf Richarius Bitte wurden beide Kirchen vom Pabste eingeweihet. Am Vorabend des heiligen Osterfestes befand sich Leo schon wieder in Rom.

7. Aber gegen alle Erwartung befand sich jetzt der Pabst in einer nicht kleinen, und wo nicht ihn selbst, doch wenigstens seine Leute, die ihn nach Rom begleitet hatten, ungemein ängstigenden Verlegenheit. Unter der unheilschwangern Regierung Benedikts hatte sich die Zahl wie die Frechheit der Räuber in Rom auf einen unbegreiflichen Grad vermehrt. Selbst die an den Gräbern der beiden heiligen Apostel niedergelegten Opfer entgingen nicht ihrer Raubgier, gewaltsam bemächtigten sie sich derselben am hellen Tage, oft selbst in dem nämlichen Augenblicke, in welchem fromme Seelen sie niedergelegt hatten. Einigemal ward sogar die heilige Stätte mit Blut befleckt. Eine Folge davon war, daß bald alle Opfer völlig aufhörten, auch schon seit mehreren Jahren keine Pilger mehr in Rom erschienen, welche Beweise ihrer großen Verehrung gegen die beiden Fürsten der Apostel auf den ihnen geweihten Altären hätten zurücklassen mögen. Die apostolischen

Kassen waren demnach jetzt völlig erschöpft, auch nicht ein Obol fand sich darin. Zwar hatte Leo, bevor er die Reise nach Rom unternommen, sich mit einer sehr bedeutenden Summe Geldes vorgesehen. Aber dieses war theils auf die Kosten der weiten Reise, theils auch und zwar vorzüglich auf Almosen, die der Pabst überall mit verschwenderischer Hand ausgetheilt hatte, verwendet worden. Dringendes Geldbedürfniß drückte jetzt Leo und dessen deutsche Begleiter, und diese waren schon entschlossen alle nur einigermaßen entbehrlichen Kleidungsstücke zu verkaufen und mit dem daraus gelösten Gelde heimlich in ihr Vaterland zurückzukehren. Nur Leo allein verlor nicht den Muth. Mit Zuversicht hoffte er auf Hülfe von Oben. Diese schien jedoch zu zögern, und schon war der Tag angebrochen, den Leo's Begleiter zu ihrer heimlichen Abreise bestimmt hatten, als ganz unerwartet Abgeordnete des Fürsten von Benevent und mehrerer anderer beneventanischer Edeln in Rom erschienen, den neuen Pabst um dessen Segen baten, sich seinem Schutz empfahlen, und ungemein kostbare Geschenke zu den Füßen desselben niederlegten. — Um Wunder zu thun, braucht Gott sich nicht immer außerordentlicher Mittel zu bedienen. Die ganze Natur ist schon ein Wunder und verkündet täglich die Werke seiner Allmacht. Dies diei eructat verbum et nox nocti indicat scientiam. — Willig nahm Leo die von Ehrfurcht und frommer Liebe ihm dargebrachten Opfer an; denn er erkannte darin die wohlthätige Hand einer mit erbarmender Liebe über ihn wachenden Vorsehung. Nun war er wieder im Stande, auch für die Bedürfnisse seiner Leute zu sorgen. Dies that er, wie gewöhnlich, in reichem Maße, fügte aber auch die aus dem Innersten seines gläubigen Herzens fließende Ermahnung hinzu, daß sie in allen, selbst den verwickelte-

sten und gefährlichsten Verhältnissen ihres Lebens sich stets der Führung der Vorsehung kindlich überlassen, und in ihrem Glauben an die unendlichen Erbarmungen Gottes nie, auch nur einen Augenblick mehr wanken möchten. — Als bald darauf der Ruf von der Heiligkeit des neuen Pabstes nicht nur Italien, sondern auch alle christlichen Länder jenseits der Alpen erfüllte, wurden auch die Opfer täglich reicher und häufiger; auch sah Rom jetzt wieder jedes Jahr eine Menge frommer, größtentheils den höheren, ja wohl höchsten Klassen der Gesellschaft angehöriger Pilger innerhalb seiner Mauern einziehen. Aber von allen diesen Opfern und Geschenken nahm Leo, der nun die Finanzen der apostolischen Kammer geordnet hatte, nie auch nur das Mindeste, sondern vertheilte es stets theils unter die Armen, theils auch entweder unter ganz dürftige oder auch nur wenig begabte Kirchen *).

---

*) Auch Wibert berichtet im dritten Kapitel seines zweiten Buches des Pabstes große Noth und die darauf erfolgte wunderbare Hülfe. Bei dieser Gelegenheit spricht er auch von der Schnelligkeit, mit welcher der Ruf von des neuen Pabstes Weisheit und Heiligkeit ganz Italien durchflogen, und bald alle Herzen auch aus der weitesten Ferne ihm entgegen geschlagen hätten, und fügt allem diesem endlich noch folgendes hinzu: « Ex tunc beati viri fama divulgatur per populos et usque ad mundi fines, cunctasque gentes ejus pervagatur rumor. — — — Nec mirandum rationabilem creaturam in ejus resonare laudem, cum etiam irrationabilia animalia (mirum dictu) illius praedicando nomen humanam formarent vocem. Nam sicut a veridicis fertur relatoribus, apud Beneventum gallus frequenti voce ejus nomen repetebat, et naturalem emissurus vocem, cunctis mirantibus, *Papa Leo*, insonabat. » — Noch andere Chroniken erzählen sogar: quod quacunque (occasione) transiret beatus Pontifex, statim galli voce humana clamarent:

Eine der ersten Regentenhandlungen des neuen Pabstes war es nun, daß er seinen treuen Begleiter von den Ufern des Rheins bis an jene der Tiber, den Mönch Hildebrand nämlich, dessen hohen Geist er jetzt vollkommen kannte und dessen künftige Größe er schon zu ahnen schien, zum Cardinaldiacon und Oekonom der römischen Kirche ernannte. Von der Seite des Pabstes war von jetzt an Hildebrand unzertrennlich. Zu den wichtigsten Geschäften ward er beigezogen und nicht selten, wie wir bald sehen werden, mit den schwierigsten, eben so viel Einsicht als Klugheit, und eben so viel Klugheit als Reinheit und Festigkeit des Charakters erfordernden Aufträgen von Leo beehrt. Auch noch unter einige sehr würdige Bischöfe theilte der Pabst zu derselben Zeit mehrere Gnadenerweisungen aus. So z. B. bestätigte er dem Erzbischofe von Trier, der ihn ebenfalls nach Rom begleitet hatte, alle Privilegien seiner Kirche, übertrug ihm das Primat im belgischen Gallien, ließ die Rechte und Privilegien seines erzbischöflichen Stuhles laut vorlesen, und setzte ihm dann unter dem glückwünschenden Zurufe aller Anwesenden die römische Mitra auf. Mit dieser sollten der Erzbischof und dessen Nachfolger an hohen Festtägen oder bei andern großen kirchlichen Feierlichkeiten ihr Haupt schmücken; aber auch,

---

Eo (ebeu) *Papa.* — Wenn es Papagaien oder Staren gewesen wären, so würden wir diesen Dingen unbedingten Glauben schenken; da jetzt Leo's Name und Lob überall und in jedem Munde erschallten, so konnten diese guten Thierchen, indem sie den gefeierten Namen alle Augenblicke hörten, ihn auch bald nachzusprechen lernen. Da es aber Hahnen gewesen seyn sollen, so müssen wir die ganze Sache, trotz dem Zeugniß des frommen Archidiaconus Wibertus und der respektabeln Chronik des Richerius völlig auf sich beruhen lassen.

wie der Pabst hinzufügte, sich dann stets erinnern, daß sie Söhne und Jünger des römisch-apostolischen Stuhles wären. — Auch noch einige Aebte und andere Geistlichen niedern Ranges fühlten gleich in den ersten Tagen die Wirkungen der väterlichen Huld und Milde des neuen Pabstes.

8. Es ist Schauder erregend, wenn man einen Blick auf die vielen schändlichen, Einen wahrhaft angrinsenden Gemälde wirft, welche frommer Eifer damals von dem schandvollen Leben der Geistlichkeit, besonders in Italien und Frankreich, entwarf und von dem tiefen stinkenden Pfuhl von Laster, Sünde und Schmach, in welche der hohe wie niedere Clerus versunken war. Indessen müssen wir gestehen, uns des Gedankens nicht erwehren zu können, daß doch wohl die schwarzen und dunkelbraunen Farben vielleicht viel zu dicht darin aufgetragen seyn möchten. Es geschieht nur gar zu leicht, daß man von allzu großem, bisweilen selbst leidenschaftlichem Eifer hingerissen, Zerrbilder aufstellt, deren Bestandtheile zwar aus der Wirklichkeit herausgenommen sind, die aber doch nirgends so im Zusammenhange und von allem Guten isolirt anzutreffen sind. Zu dieser Vermuthung wird man um so mehr hingezogen, da das Leben so mancher erleuchteten Bischöfe und so mancher andern frommen Priester und Mönche jener Zeit mit solchen Darstellungen einen nicht wenig überraschenden und freudigen Contrast bildet. Aber wie diesem auch seyn mag, so sind es doch erwiesene Thatsachen, daß z. B. von zwei Bischöfen, deren Diöcesen an einander grenzten, der Eine in dem Jahre 1033 sich förmlich vermählte, und das Fest seiner Vermählung mit großer Pracht feierte, während der Andere öffentlich eine Concubine unterhielt, der er alle Ehren und Rechte einer gesetzmäßigen Gattin einräumte;

daß ferner in Frankreich die souverainen Herren die in ihren Gebieten liegenden Bisthümer nicht selten ganz förmlich und gleichsam unter dem Hammer öffentlich versteigerten; daß alsdann solche Bischöfe, die ihre Bisthümer theuer erkauft hatten, auch den größten Theil der Ländereien derselben ihren natürlichen Töchtern als Heirathsgut zu geben sich für berechtiget hielten, und daß ein ziemlich mächtiger französischer Graf endlich gar auf den Gedanken verfiel, in seinem Testamente seiner Gemahlin ein Bisthum als Wittung anzuweisen *). Nicht minder geschichtlich erwiesen ist es auch, daß ähnlicher unerhörter Unfug damals auch in Italien getrieben ward. Nur Reichthum, Verwandtschaft oder Intrigue öffneten hier den Weg zu Bisthümern; und starb ein Bischof oder ward derselbe gewaltsam von seinem Sitze vertrieben, so wurde gewöhnlich die bischöfliche Wohnung und alles Kirchengut geplündert und geraubt und das Bisthum hierauf an den Meistbietenden, nicht selten sogar an unbärtige Knaben verkauft. Daß unter solchen traurigen Verhältnissen die Verdorbenheit auch des untern Clerus einen immer höhern Grad erreichen mußte, ist sehr begreiflich. Zudem geschah es nicht selten, daß Bischöfe die Einkünfte aller ihrer Pfarreien an sich zogen, sie in Pracht und Ueppigkeit vergeudeten, und den Pfarrern kaum so viel ließen, daß es zur Deckung ihrer dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Darin suchten nun auch die Letztern wieder einen neuen Grund sich zu verheirathen; denn, sagten sie, wir müssen uns durch Handarbeiten ernähren, und dazu brauchen wir durchaus eine

*) Prof. Döllinger, Lehrbuch der Kirchengeschichte, aus dem wir auch die jetzt folgende kurze Darstellung größtentheils auszugsweise genommen haben. (Zweiter Band, erste Abtheilung).

Gehülfin. Viele trieben nun mancherlei, der priesterlichen Würde höchst ungeziemende Geschäfte. Sie unterhielten z. B. Wirthshäuser und wurden Schenkwirthe, schweiften ganze Wochen auf der Jagd herum und wurden Wildprethändler, oder trieben Wechselgeschäfte, die selten von dem Vorwurf unerlaubten Gewinnes, das heißt, schändlichen Wuchers frei waren. Vorzüglich war es die Hauptstadt Oberitaliens, nämlich Mailand, wo die Sittenlosigkeit des Clerus ihren höchsten Grad erreicht hatte. Schamloser als irgendwo anders herrschten hier Simonie und nikolaitische Häresie *), und schlugen mit jedem Tage immer noch tiefere und sich weiter verbreitende Wurzeln. Zwar war seit langer Zeit die Disciplin unter der mailändischen Geistlichkeit nicht wenig erschlaft, denn schon im Anfange des neunten Jahrhunderts machte Paschalis II. der mailändischen Kirche den Vorwurf, daß bei ihr die Weihen um Geld verkauft würden. Aber unter Heriberts Nachfolger, dem selbst durch Simonie und Unzucht befleckten Erzbischof Guido, nahm das greuelvolle Leben des Clerus einen solchen Schwung, daß selbst alle Gemüther in dem Volke, besonders in den ärmern Klassen desselben, sich dagegen empörten. Zwar traten bisweilen einige besser denkende, durch eigene Reinheit der Sitten sich auszeichnende Priester dem herrschenden Verderbniß entgegen, und predigten und donnerten gegen dasselbe von den Kanzeln herab; aber ihre mahnenden und drohenden Stimmen verhallten fruchtlos, so daß endlich zwischen dem immer tiefer verletzten religiösen Volksgefühl

*) Mit diesem Namen bezeichnete man damals jeden unerlaubten Umgang der Geistlichen mit Weibern, von welcher Art er auch seyn mochte, Concubinat oder Priesterehen.

und dem im Schlamm aller Laster versunkenen Pfaffenthum ein blutiger Kampf entstand, der mehrere Jahre dauerte, und selbst als Gregor VII. Pabst ward, noch nicht beendiget war.

9. So war der Zustand der Kirchen in Italien und Frankreich, als Leo den päbstlichen Stuhl bestieg. Alle treuen Söhne und Diener der Kirche, die noch reine Herzen und reine Hände hatten, richteten demnach jetzt ihre Blicke auf den neuen Pabst, sich der frohen Hoffnung hingebend, daß er die schon so lange auf der Kirche Gottes lastende Schmach endlich von derselben hinwegnehmen werde. Aus diesem Grunde schickte auch Petrus Damiani, einer der gelehrtesten und durch strenge Ascese zu jeder höhern Tugend ausgebildeter Mann jener Zeit, dem Pabste gleich nach dessen Erhebung eine Schrift, der er den Titel: Liber Gomorrhianus gab, und durch welche er, indem er darin in ein schaudervolles, zurückschreckendes, oft höchst eckelhaftes Detail aller unter der Geistlichkeit herrschenden Laster einging, dem Pabste die Größe des Verderbnisses in dessen ganzem Umfange vor Augen stellen wollte. Er bat ihn darin, mit dem größten Ernste und einer heiligen Strenge ein Ungeheuer zu bekämpfen, das die lebendigen wie die von Stein errichteten Tempel Gottes schon so lange und so schrecklich verwüste, und zwar gerade jetzt um so hoffnungsloser verwüste, da sich seit einiger Zeit unter den Geistlichen die allgemeine Meinung festgestellt habe, gewisse Sünden gegen die Natur — einst selbst den Heiden ein Gegenstand des Abscheues — hätten vier verschiedene Abstufungen, wovon die untersten nur läßliche Sünden seyen*).

---

*) Eine gewöhnliche, zwar längst schon bekannte, aber

dennoch sehr oft ihren diabolischen Zweck erreichende List des Satans, der jedes Laster, jede Sünde, wozu nur immer ein Mensch sich hingezogen fühlt, im Anfange stets in ein so anmuthiges, oft sogar der Tugend nicht ganz unähnliches Gewand zu kleiden, und alles Sündhafte davon so zu mildern und so süß zu verschmelzen weiß., daß es dem Bethörten nur, wie man zu sagen pflegt, als eine wenig auf sich habende Pecatille, das heißt, als eine läßliche Sünde erscheint, der er sich dann um so sorgenloser hingibt, da ihm der Feind Gottes, besonders bei dem Laster der Wollust, stets die reizendsten und beseligendsten Genüsse davon vorzuspiegeln nicht unterläßt. Immer tiefer und tiefer sinkt dann der Unglückliche, und erwacht er endlich aus seinem tödtlichen Sündenschlafe, so sucht der Satan nun durch eine zweite List ihm die Enormität seines sündhaften Lebens in den graußenvollsten Gestalten vor die Seele zu führen, und diese, durch die furchtbarsten Phantome, die er ihr vorgaukeln läßt, so zu ängstigen, daß der Mensch, endlich auf alle Hoffnung auf die Erbarmungen Gottes verzichtend, nun über seinen, wie er wähnt, völlig hülf- und hoffnungslosen Zustand sich nur noch zu betäuben sucht, mithin auch die letzten Tropfen aus dem Taumelkelch des Lasters oft mit schon zitternder Hand noch hinunter schlürft, und auf diese Weise berauscht und gedankenlos dem Tode in die Arme sinkt. Ueberhaupt ist es mit der Bestimmung, was eine schwere und eine läßliche Sünde sey, eine sehr gefährliche Sache. Wer vermag die kaum merkbare Scheidungslinie zu erkennen, die jedesmal beide von einander trennt, besonders da es dabei so ungemein viel auf die innere, dem menschlichen Auge verborgene Absicht, so wie auch auf die vielen, eine Handlung begleitenden, zahllos verschiedenen Nebenumstände ankommt, so daß das, was unter gewissen Verhältnissen blos eine läßliche Sünde ist, unter andern gar wohl eine sehr *schwere* seyn kann. Zudem entsteht auch noch die Frage, ob eine, wie man zu sagen pflegt, kleine, allgemein als *läßlich* anerkannte Sünde, nicht dann, wann *vorsätzlich* und mit vollem Bewußtseyn begangen, aufhört, läßlich zu seyn? Alles Volk

wird belehrt, daß jede Sünde, große oder kleine, eine Beleidigung Gottes, das heißt, eine Beleidigung des allerheiligsten, reinsten und liebenswürdigsten Wesens sey. Da dieß jetzt Jedermann weiß, wie kann nun in der Brust desjenigen auch nur ein Funke wahrer Liebe zu Gott noch glimmen, der sich erfrecht, Ihn, den allein Heiligen und Liebenswürdigen, vorsätzlich zu beleidigen, und nur deßwegen noch einen Unterschied zwischen dem Mehr oder Weniger macht, weil jenes eine ewige Strafe nach sich zieht. Ein solcher berechtiget vollkommen zu dem Verdacht, daß er auch die gröbsten Sünden sich erlauben würde, sobald er nur die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß sie nicht ewige Verdammung für ihn herbeiführten. Einen vollständigen Beweis darüber liefert das, was wir hier oben von der italiänischen Geistlichkeit berichtet, die sogar Sünden gegen die Natur, vor denen selbst die Heiden zurückschracken, sich blos deßwegen scheu- und schamlos hingaben, weil Satan ihr vorgespiegelt hatte daß es nur läßliche Sünden wären. — Am besten möchte es wohl seyn, wenn von läßlichen Sünden gar keine Rede mehr wäre, und man die Beurtheilung des Grades der Schuldbarkeit blos dem allwissenden, eben so gerechten als erbarmungsvollen Richter überließe; aber dafür, besonders der Jugend, bei jeder Gelegenheit die höchsten Begriffe von der unendlichen Heiligkeit und Majestät Gottes, wie von dessen grenzenloser Liebe und Erbarmung, und der eben daher rührenden enormen Abscheulichkeit der Sünde, und den schrecklichen, auf sie folgenden, eine endlose Ewigkeit hindurch dauernden Strafen beizubringen suchte; denn wie jetzt die Welt und die Menschen beschaffen sind, so ist es offenbar nur die Furcht vor Gott und dessen schauervollen Gerichten, was dieselben noch nach und nach auch auf den Weg zur wahren Liebe Gottes führen kann, die doch bekanntlich die erste und einzige Bedingung unserer Seligkeit ist. — — Was das Buch Gomorrhianus des Petrus Damiani betrifft, so erhielt der fromme Verfasser zwar ein päbstliches Belobungsschreiben wegen seines darin kundgegebenen Eifers für die Reinheit der Kirche, aber demunge-

achtet ward doch dadurch, wie es scheint, das Herz des Pabstes von ihm abgewandt. Die allzu dicht aufgetragenen, größtentheils eckelhaften Farben mancher darin enthaltenen Gemälde verletzten wahrscheinlich Leo's Zartgefühl, besonders da ihm der Gedanke nicht ferne bleiben konnte: das Buch möchte wohl von Uebertreibungen nicht ganz frei seyn. Indessen dauerte die Kälte des Pabstes gegen Damiani nicht lange, denn, als Leo das offene fromme Gemüth des Mannes und dessen große Brauchbarkeit näher kennen lernte, schenkte er ihm sein ganzes Zutrauen, bediente sich seiner bei verschiedenen sehr bedeutenden Geschäften, und öffnete ihm dadurch die Bahn, auf welcher er nachher, auch unter den folgenden Päbsten, besonders nachdem er Cardinal geworden war, der Kirche sehr wichtige Dienste leistete. — Den nämlichen Eindruck, welchen das Buch Gomorrhianus auf Leo IX. gemacht hatte, machte es auch auf Pabst Alexander II. Er ließ sich von Damiani das Manuscript geben, sperrte es aber sogleich, als er es erhalten hatte, in einen Schrank ein, ohne es dem Verfasser je wieder zurückzustellen. Unstreitig war dieß sehr weise von Seiten des Pabstes. Es gibt Laster, die ja selbst die Heiden, so viel sie nur immer konnten, zu verschleiern suchten. Werden diese nun allzu anschaulich bezeichnet, und in Bildern aufgestellt, von denen jedes nur einigermaßen keusche Auge sich ängstlich hinwegwendet, so kann zwar dadurch in mancher Brust der Abscheu gegen dieselben noch erhöhet, aber eben so leicht auch manches unbewachte Herz dadurch befleckt oder gar vergiftet werden. — Als im Jahre 1606 in Rom eine Ausgabe sämmtlicher Werke des Damiani erschien, fehlte dabei auch nicht das Buch Gomorrhianus. Ein unbegreiflicher Mißgriff! Was konnte dasselbe jetzt noch nützen? Die Zeit, wo das Streben eifriger und gottesfürchtiger Männer, die Geistlichkeit von solchen pestartigen Krankheiten zu heilen, allenfalls auch das schonungslose Aufdecken derselben erfodern konnte, war ja, Gott sey Dank, längst vorüber. Warum also das Andenken an eine Schmach, die einst unsere Kirche traf, und die viele fromme und heilige Seelen so lange schmerzhaft beweinten, jetzt noch immer von

Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, es gleichsam verewigen? Wenn die ernste Muse der Geschichte bisweilen gezwungen wird, über gewisse Dinge zu erröthen, so wirft sie in ihrem gerechten Selbstgefühle den Griffel hinweg, und sich selbst und die Würde der Menschheit ehrend, überliefert sie solche mit Recht einer ewigen Vergessenheit.

10. Die beiden schrecklichsten, schon ihrer innern Natur nach in stetem Fortschreiten begriffenen Laster, nämlich Simonie und Unzucht, in allen ihren Wurzeln zu vertilgen, war also die Aufgabe des neuen Pabstes. Wohl fühlte Leo die Größe und Schwere derselben. Aber in fester Zuversicht auf die Hülfe von Oben, betrat er nun kühn die Bahn, die sein frommer Sinn und seine Weisheit ihm vorgezeichnet hatten. — Wenige Tage nach seiner Thronbesteigung schrieb er sogleich auf Ostern ein in seiner Gegenwart in Rom zu haltendes Concilium aus. Auch eine Menge fremder Bischöfe ward aus Deutschland und Frankreich dazu eingeladen. Aber nur äußerst wenige erschienen. Aus Frankreich kam auch nicht ein Einziger. Indessen ergibt es sich aus den Unterschriften, daß der Erzbischof Eberhard von Trier und der höchst ehrwürdige Erzbischof Gelinard von Lyon *) demselben beiwohnten. In der zweiten Woche nach Ostern wurden die Sitzungen des Conciliums eröffnet. Die Verhandlungen desselben sind nicht auf uns gekommen: ein Verlust, der jedoch durch die Berichte des Peter Damiani und des Archidiacons Wibert hinreichend ersetzt wird. Die Hauptgegenstände,

*) Es wird für unsere Leser kaum mehr der Erinnerung bedürfen, daß die Stadt Lyon damals nicht zu Frankreich, sondern zu dem mit Deutschland vereinten burgundischen Reiche gehörte.

womit sich die unter der Leitung und dem Vorsitze des Pabstes versammelten Bischöfe beschäftigen sollten, waren Simonie und Priesterehen, unter welchen letztern man auch alle andere unerlaubte und unkeusche Verbindungen der Geistlichen mit Weibern begriff. Beide die Kirche Gottes so lange schon verwüstenden Laster in der Wurzel zu vertilgen, war der Zweck der versammelten Väter. Da die vier in den fünf ersten Jahrhunderten gehaltenen öcumenischen Concilien*) schon die Simonie und die Priesterehen verdammt und strenge verboten hatten, so wurden die Satzungen derselben in der ersten Sitzung vorgelesen und auf das neue bestätiget. Dieß war nun die Grundlage, auf welcher alle gegen diese beiden so sehr eingerissenen Uebel jetzt von dem Pabste und den versammelten Vätern genommenen Beschlüsse beruheten. Nicht nur ward jetzt gegen alle Arten von Simonie mittelbar wie unmittelbar das Anathema ausgesprochen, sondern man schritt auch zur Untersuchung der verschiedenen Wege, auf welchen mehrere hier anwesende Bischöfe zu ihren bischöflichen Stühlen gelangt waren, und alle, welche man der Simonie schuldig erkannte, wurden sogleich ihrer Würden entsetzt. Höchst merkwürdig ist, was jetzt mit dem Bischofe Kilian von Sutri geschah. Auch er ward der Simonie beschuldiget. Er suchte sich zu rechtfertigen. Seine Rechtfertigungsgründe wurden jedoch schwach und unzureichend befunden. Nun erfrechte er sich sogar, erkaufte falsche Zeugen hervorzuführen. Aber in demselben Augenblicke, als er den falschen Eid schwören wollte, ergriff ihn die strafende Hand der Allmacht. Vom Schlage getroffen, stürzte er zu Boden, ward

*) Nämlich von Nicäa im Jahre 325. Von Constantinopel 381. Von Ephesus 431. Von Chalcedon 451.

hinaus getragen und verschied wenige Augenblicke darauf*). Dieses offenbare Strafgericht Gottes verbreitete großen und heilsamen Schrecken unter der ganzen Versammlung. Das Concilium glaubte jetzt mit noch größerer völlig nachsichtsloser Strenge verfahren zu müssen, und so ward nun decretirt, daß alle Geistlichen, welche von simonistischen Bischöfen die Weihen erhalten, ihrer Würden beraubt werden sollten. Aber dieser blos in der ersten Aufwallung eines ungewöhnlich entflammten Eifers gefaßte Beschluß mußte bald wieder zurückgenommen werden. Einige Cardinäle und Bischöfe stellten dem Pabste vor, daß, wenn dieser Canon in Vollziehung gesetzt werden sollte, beinahe alle Kirchen verwaist und verödet dastehen würden. Die Anzahl der Priester, die dieser Beschluß nicht berühre, sey äußerst klein, und stehe bei weitem nicht im Verhältniß mit den Erfordernissen der Seelsorge und des täglichen Gottesdienstes. Wer sollte alsdann, sagten sie, das Volk von den Kanzeln herab belehren, wer ihm die heiligen Sakramente spenden, wer für dasselbe täglich das hochheilige Opfer darbringen? — Leo fühlte das Gewicht dieser Gründe, nahm daher den strengen Beschluß zurück, und ließ es bei der diesfalls schon vom Pabste Clemens II. gemachten Verordnung, der zu Folge jeder mit seinem Wissen von einem symonistischen Bischofe ordinirte Priester blos durch eine vierzigtägige Buße der Kirche genugthun, und dann in seinem Amte erhalten werden sollte.

---

*) Nam Episcopus de Sutrio reus ejusdem culpae accusatus, voluit injuste se excusare, falsis prolatis testibus, sed peracturus jusjurandum repente est divinitus perculsus, et inter manus exportatus, non longo post tempore humanis rebus est exemtus. (*Wibertus* Lib. II. cap. 4.).

11. Nun erfolgte auch eine neue Bestätigung aller längst schon gegen die Priesterehen bestehenden Gesetze. Um aber der Schwäche mancher Geistlichen, die, wenn sich selbst überlassen, vielleicht nur zu bald der sie übermannenden Begierde unterliegen würden, einigermaßen zu Hülfe zu kommen, ward jetzt verordnet, daß sie von nun an nicht mehr in Privatwohnungen, sondern gemeinschaftlich zusammen in geschlossenen Häusern wohnen sollten. Zudem wurden jetzt auch noch alle weiblichen Personen, welche in Zukunft mit Geistlichen einen unerlaubten Umgang pflegen würden, ihrer bürgerlichen Freiheit für verlustig und zu Leibeigenen des lateranischen Palastes erklärt. — Eine der letzten Gegenstände der Berathungen des Conciliums waren die seit einiger Zeit sehr häufig gewordenen blutschänderischen Ehen, besonders unter dem römischen Adel. Leo erneuerte, und schärfte die schon vorhandenen, dergleichen Ehen strenge verbietenden, kirchlichen Verordnungen, und erklärte alle solche, während den kirchlichen Zerrüttungen eingegangenen ehеligen Verbindungen für ungültig*). — Auch noch einige andere minder wichtige Angelegenheiten wurden von dem Pabste auf diesem Concilium entschieden. So z. B. hatte der Bischof von Tusculum sein Bisthum gegen jenes von Porto vertauscht. Dieser Tausch ward jetzt näher untersucht, und da es sich ergab,

*) Alle in verbotenen Graden geschlossene ehelige Verbindungen wurden blutschänderische Ehen genannt. Aber die verbotenen Grade erstreckten sich damals so weit, daß manche jetzt von der Kirche erlaubte und genehmigte Ehe damals zu den blutschänderischen würde gezählt worden seyn. Zu dieser Strenge hatte die Kirche in jenen Zeiten ihre guten Gründe, so wie sie nachher, als sie davon abließ, zu dieser Milderung nicht minder gegründete Ursachen hatte.

daß das Wohl der Kirche dadurch gefördert wurde, auch von dem Pabste genehmiget, der nun selbst die Grenzen der Diöcese des neuen Bischofes von Porto auf das neue festsetzte, indem er demselben das Recht der Ausübung aller bischöflichen Verrichtungen jenseits der Tiber zugestand, woraus man ersieht, daß die römische Diöcese sich damals blos auf die Stadt Rom erstreckte. — Eben so ward auf diesem Concilium auch ein Streit zwischen dem Bischofe von Porto und jenem von Sylva Candida wegen der auf einer Tiberinsel gelegenen Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer zu Gunsten des Erstern entschieden *).

---

*) Durch eine päbstliche Bulle, welche man bei Mansi im neunzehnten Band S. 724 findet, ward auf diesem Concilium auch dem Erzbischofe von Trier und dessen Nachfolgern das Primat über das belgische Gallien auf das neue bestätiget. Leo gibt in dieser Bulle die Gründe an, warum schon seine Vorfahren den Erzbischöfen von Trier das Primat übertragen hätten; weil nämlich, wie der Pabst sagt, in den ersten Zeiten des Christenthums Trier die Wiege desselben für die dortigen Länder gewesen ist, indem die h. h. Eucharius, Valerius und Maternus von dem heiligen Petrus selbst unterrichtet, geweihet und abgesandt, zuerst das Evangelium in jenen Gegenden geprediget hatten. Aber nun wird auch durch diese Bulle den Erzbischöfen von Trier die Verbindlichkeit auferlegt, alle Jahre Abgeordnete nach Rom zu schicken, um allda zu vernehmen, was nach dem Wunsche des apostolischen Stuhles in ihren Gegenden zum Besten der allgemeinen Kirche zu thun sey (per quos Vobis de nostris utilitatibus illis in partibus agendis remittamus.). Endlich wird es noch den Erzbischöfen von Trier zum Gesetze gemacht, alle drei Jahre in eigener Person in Rom zu erscheinen, und dem apostolischen Stuhle einen Besuch abzustatten, gerade so, wie geliebte jüngere Brüder den

VI.

Die Reisen des Pabstes Leo IX. diesseits und jenseits der Alpen.

1. Unaufhörlich und unermüdet durchreiste Kaiser Heinrich III. alle Theile seines weitschichtigen Reiches, erweiterte und befestigte aber eben dadurch auch immer mehr seine Macht und sein kaiserliches Ansehen; und eben diese häufigen Hin- und Herzüge, durch die der Monarch seine Person gleichsam vervielfältigte, waren es wieder, denen Deutschland seine innere Ruhe, seine Stärke und Einigkeit zu danken hatte. — Leo's Reich war zwar nicht von dieser Welt, aber dennoch glaubte er in dem Regiment, welches ihm die Hand der Vorsehung über dasselbe übertragen, dem Beispiel dieses frommen

---

ältern zu besuchen kommen (ut dulcissimi fratres ad primogenitum fratrem veniatis.). — Dafür ertheilt aber Leo den trierischen Erzbischöfen den ersten Rang nach dem apostolischen Legaten, und wenn keiner da wäre, unmittelbar nach den Kaisern und Königen. Wie ersprieslich wäre es nicht für die Einheit unserer Kirche, wie für die Reinheit der Lehre und die Aufrechthaltung einer eben so wohlthätigen als heilsamen Disciplin, wenn auch jetzt noch jeder Erzbischof, man will nicht sagen alle drei Jahre, sondern nur alle zehn Jahre, dieselbe Verbindlichkeit, wie einst die Erzbischöfe von Trier, gegen den römisch-apostolischen Stuhl zu erfüllen hätten! Petrus Damiani nennt dieses im Jahre 1049 unter Leo IX. gehaltene Concilium ein Oecumenisches. Zwar hat dasselbe in seiner äußern Form offenbar nicht den Charakter eines allgemeinen Kirchenraths; denn, wie es die Unterschriften ausweisen, war aus Frankreich, Spanien, England, den nordischen und slavischen Ländern auch nicht ein einziger Prälat dabei. Da es aber unter der Leitung des Pabstes gehalten ward und alle seine Beschlüsse von dem Oberhaupt der Kirche bestätiget wurden, so ist es in seinen Wirkungen einem Oecumenischen vollkommen gleich.

Kaisers folgen zu müssen. Nicht mehr blos von Rom aus wollte er seine Verordnungen, Lehren und Ermahnungen den christlichen Völkern zusenden, wohl wissend, wie langsam und mangelhaft jene vollzogen und diese befolgt würden; aber auch eben so sehr überzeugt von der nicht zu berechnenden Wirkung, die seine Gegenwart in allen Ländern hervorbringen müßte, wollte er jetzt in eigener Person sich überall der christlichen Welt zeigen, und die Gewalt, mit der Jesus Christus den Fürsten der Apostel und dessen Nachfolger umgürtet, in ihrer ganzen sie unsichtbar umgebenden Majestät vor den Augen der Völker und ihrer Fürsten entfalten. Nur auf diese Weise glaubte er dem in vielen Ländern schon so fühlbar gewordenen und zum Theil schon Einsturz drohenden Verfall der Kirchen rettend und heilend entgegen kommen zu können; und wirklich scheint es Leo's fester Entschluß gewesen zu seyn, nicht eher die Schwellen der beiden heiligen Apostel in Rom wieder zu betreten, als bis er die Häupter aller Kirchen, nach Entfernung der Unwürdigen daraus, zu Erreichung eines und desselben heiligen Zweckes würde begeistert haben.

2. Wahrscheinlich war es Liebe zu dem heimathlichen vaterländischen Boden, die den Pabst zuerst nach Deutschland zog. Zwar hatte seit ein paar Jahren die deutsche Kirche mehrere sehr treffliche, durch Gelehrsamkeit wie durch Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete Männer verloren *), aber dem-

*) Darunter gehört vorzüglich auch der heilige Abt Poppo von Stablo. Seine Jünglingsjahre brachte er im Kriegsdienst zu. Aber er fand nicht in der Welt, wonach sein Herz sich sehnte, trat demnach ausser Dienst, pilgerte zu dem heiligen Grabe nach Jeru-

ungeachtet fehlte es doch nirgends an Oberhirten, die den Völkern durch Wort und Beispiel vorleuchteten. Die Bischöfe hatten alle noch reine, von keiner Art von Simonie befleckte Hände, und auch der niedere Clerus zeichnete sich durch Sittenreinheit, Ordnungsliebe und eine ihrem heiligen Berufe geziemende Lebensweise vor der Geistlichkeit in allen übrigen Ländern sehr vortheilhaft aus. Aber bei allem dem hatten dennoch die deutschen Kirchen manche geheime Gebrechen, die Niemand besser, als dem ehemaligen Bischofe von Toul bekannt seyn konnten. Zudem mag auch, in Ansehung des Verhältnisses, in welches sich Heinrich III. zu der Kirche gesetzt hatte, dem Pabste manches sehr schwer auf dem Herzen liegen, kurz er sehnte sich nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser *). — Bevor

salem, besuchte hierauf auch die Gräber der beiden heiligen Apostel in Rom, und trat darauf in ein Kloster bei Rheims, doch hier blieb er nicht lange. Der ehrwürdige Abt Richard von Verdün lernte Poppo und dessen ausgezeichnet frommen Wandel kennen, nahm ihn daher in seine Abtei, und machte ihn zum Schaffner. Nicht lange darauf ward Poppo Prior von St. Vast, Probst von St. Vannes und endlich Abt von Stablo und Malmedy. Kaiser Conrad II. wollte ihn sogar auf den bischöflichen Stuhl von Straßburg erheben. Aber Poppo's Demuth gestattete ihm nicht, diese hohe Würde zu übernehmen. Auf keine Weise war er zur Annahme derselben zu bewegen. Mehrere Klöster standen unter seiner Leitung, und, so lange er lebte, herrschten auch in allen strenge Zucht und ascetische Tugend. — Gerade im verflossenen Jahre 1048, also noch vor der Erhebung Leo IX., war der heilige Poppo in einem Alter von siebenzig Jahren zu Marchiennes gestorben.

*) Eines der größten, gar leicht zu großem Anstoß und Aergerniß führenden Gebrechen der deutschen Kirche jener Zeit war unstreitig die damals zwischen der

jedoch Leo über die Berge ging, hielt er noch ein, größtentheils aus lombardischen Bischöfen bestehendes Concilium in Pavia. — Daß gerade unter der Geistlichkeit Oberitaliens das Sittenverderbniß am größesten war, und besonders in den größern Städten, als Mailand, Florenz, Cremona ꝛc., Simonie und nikolaitische Häresie am schamlosesten herrschten, dieß ist unsern Lesern schon bekannt. Obgleich also die Verhandlungen des Conciliums von Pavia nicht auf uns gekommen sind, so kann man doch mit Gewißheit sagen, daß der Pabst, wie auf der Synode in Rom, auch auf jener zu Pavia den eingerissenen Uebeln, so viel die Umstände es erlaubten, zu steuern gesucht haben werde. Ob aber jetzt auch in Pavia einige simonistische Bischöfe abgesetzt wurden, dieß ist uns nicht bekannt. — Uebrigens machte Leo auf seiner Reise durch Oberitalien manche sehr heilsame Verordnung. Unter andern ließ er von Pavia aus an alle Bischöfe Italiens ein Schreiben gegen die Erbschleicherei der Mönche ergehen. Diese waren, und wie es scheint, mit gutem Grunde bei ihm angeklagt worden, daß sie auf mancherlei, oft listige Weise die Weltleute zu bestricken und zu bereden suchten, ihnen, entweder schon zu ihren Lebzeiten, oder im Falle ihres Todes, alle ihre Habe und Besitzungen zu vermachen. Die Ankläger der Mönche waren wahrscheinlich Weltgeistliche, die wirklich mit allem Rechte sich darüber beschweren konnten, daß,

---

Welt= und Klostergeistlichkeit herrschenden Eifersucht. Die Erstere foderte den ausschließlichen Besitz aller höhern geistlichen Würden, und wähnten sich ganz besonders in ihren Rechten verletzt, wenn hie und da fromme Klostergeistlichen auf bischöfliche Stühle erhoben wurden, wo doch ganz gewiß Männer, durch strenge Ascese gebildet, oft am allernothwendigsten waren.

zum großen Nachtheil ihrer Kirchen, jetzt alle frommen Vermächtnisse ganz allein von den Klöstern verschlungen würden. — Welt- und Klostergeistliche gehen alle einem und demselben Ziele, nur auf verschiedenen Wegen entgegen. Die Einen wie die Andern sind Diener, oft Stützen der Kirche, und Lehrer des Volkes, das vorzüglich die Mönche mehr noch durch das Beispiel eigenen heiligen Wandels, als durch ihre Predigten für die Ewigkeit zu gewinnen suchen sollen. Wird nun durch das habsüchtige oder gar stolze und selbstsüchtige Streben des einen Standes die Eifersucht des andern geweckt, zerfallen endlich beide Stände gegen einander in unseligen Hader, wobei gewöhnlich noch eine Menge anderer gehässiger Leidenschaften rege gemacht werden, so wird offenbar dadurch auch die Einigkeit der Kirche, und zwar zum größten Aergerniß des Volkes, in nicht geringem Grade gestört. Sehr weise war also unstreitig die Verordnung, die der Pabst in seinem Schreiben an die Bischöfe jetzt machte. Er befahl nämlich, daß, wer in Zukunft in ein Kloster treten, oder demselben entweder noch bei Lebzeiten oder auch durch ein Testament sein Vermögen überlassen wolle, die Hälfte davon für die Kirche bestimmen müsse, welcher er angehört, in der er Taufe und Unterricht erhalten, und die ihn während seines Lebens so oft durch Spendung der heiligen Sakramente gestärkt und getröstet hätte. Ueberhaupt hielt der Pabst das klösterliche Leben für einen, seiner Aufmerksamkeit und besondern Fürsorge nicht unwürdigen Gegenstand. Er erneuerte und bestätigte die schon lange bestehenden, aber in Vergessenheit gerathenen Bestimmungen über das canonische Alter der Mönche, unter welchem keiner zu Ablegung der Klostergelübde sollte zugelassen werden; auch entfernte er davon allen Zwang, und

verbot auf das strengste, irgend Jemand mit Gewalt, sey es auch nur die Gewalt der Ueberredung, zum Eintritt in ein Kloster zu zwingen. Ausgezeichneten Klostergeistlichen gab er bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit auffallende Beweise seiner Hochachtung und Liebe. Als er auf dem Wege nach Pavia sich Passignano näherte, ließ er dem heiligen Johannes Gualbertus, dem Gründer einer in Vallombrosa (Schattenthal) errichteten Congregation von frommen, nach der Regel des heiligen Benedikts lebenden Mönchen, sagen, daß er gesonnen sey, bei ihm in seinem Kloster zu Passignano zu Mittag zu speisen. Gualbertus erschrack anfänglich bei dieser Botschaft, theils weil seine Demuth sich eines so hohen Besuches nicht würdig hielt, theils auch weil er wußte, daß der Vorrath des Klosters an Fischen schon vor mehrern Tagen aufgezehrt worden. Gualbertus besann sich einen Augenblick, ließ hierauf zwei Novizen rufen, und befahl ihnen, in einem ganz nahe gelegenen See zu fischen. Die Novizen stutzten bei diesem Auftrag, denn es war eine in der ganzen Gegend allgemein bekannte Sache, daß es in diesem See keine Fische gebe, auch noch nie darin gegeben habe, Sie erlaubten sich einige Gegenvorstellungen. Als aber der Abt, statt aller Antwort, seinen Befehl wiederholte, gingen sie unverzüglich, um zu thun, wie ihnen geboten war. Obgleich vollkommen überzeugt, daß in einem See, in welchem es keine Fische gebe, auch keine zu fangen wären, machten sie sich doch aus Gehorsam an die Arbeit, warfen das Netz aus, und fingen sogleich zwei sehr schöne, ungemein große Hechte. Freudig kehrten sie mit ihrer Beute in das Kloster zurück, und Gualbertus ließ nun beide Fische für den Pabst zubereiten. — Die Aufführung der unter der Leitung des heiligen Gualbertus stehenden Mönche war ein Muster klöster-

licher Zucht; auch gingen bald, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, Männer aus demselben hervor, deren Heiligkeit des Wandels Gott selbst durch auffallende Wunder bestätigte *).

---

*) Der neue, von Gualbertus errichtete Orden von Vallis umbrosa ward jedoch erst vom Pabste Alexander II. im Jahre 1070 bestätiget. — Gualbertus gehörte einer sehr vornehmen und reichen florentinischen Familie an. Blos dem Vergnügen zu leben, alle Freuden der Welt zu genießen, jeder ihn anziehenden Lust zu folgen, hielt der Jüngling Gualbert für ein nicht zu bestreitendes Vorrecht seiner Geburt wie seines Standes. Unter Ausschweifungen mancherlei Art brachte er also mehrere Jahre seines Lebens zu, und würde wahrscheinlich den breiten, den Sinnen schmeichelnden, aber auch zum Verderben führenden Weg bis an sein Ende gewandelt seyn, hätte ihn nicht die Hand der Allmacht plötzlich von dem Rande des Abgrundes hinweggerissen, und auf den Weg heiliger Erkenntniß geführt. Aber merkwürdig ist die Art, durch welche er diesen Strahl der Gnade auf sich herabzog. Hugo, Gualberts Bruder nämlich, war von einem florentinischen Edelmann ermordet worden. Den ermordeten Bruder durch den Mord des Mörders zu rächen, war jetzt Gualberts einziger und fester Gedanke. Tag und Nacht sann er auf Mittel, seinen Entschluß auszuführen. Nun geschah es, daß Gualbert eines Tages — und es war gerade der heilige Charfreitag — von einem seiner Landhäuser nach Florenz ging. In einer sehr engen Schlucht begegnete er seinem Feinde. Sich zurückzuziehen, war diesem nicht mehr möglich, und schon legte Gualbert die Hand an sein Schwert, als jener ihm zu Füßen fiel, und mit gekreuzten Armen ihn erinnerte, daß an dem heutigem Tage einst Christus seinen Mördern und Peinigern selbst am Kreuze noch verziehen habe. Diese wenigen Worte riefen auf einmal wieder in Gualberts Seele das Bild des Gekreuzigten zurück. Mächtig davon ergriffen, stand er, seinen Blick auf den vor ihm liegenden Feind gerichtet, stumm und

bewegungslos. Er vermochte nicht zu sprechen. Aber gerade desto vernehmbarer hörte er jetzt die in seinem Innern ihn mahnende Stimme. Freundlich neigte er sich endlich zu seinem bisherigen Feind herab. „Wie „kann ich," sprach er, „Dir Etwas verweigern, „was Du im Namen Jesu begehrst. Ich schenke „Dir nicht nur das Leben, sondern zugleich auch „meine Freundschaft." — Eine beiderseitige Umarmung besiegelte den schönen Akt der Versöhnung. — Da Gott, wie der heilige Augustinus sagt, seine eigenen Gaben krönt, so folgt auch auf jede göttliche Gnade, wenn nur der Mensch die angebotene nicht frevelhaft von sich zurückstößt, nicht vorsätzlich sich gegen dieselbe verhärtet, gewöhnlich bald darauf wieder eine andere, und sehr oft noch größere Gnade. Statt nach Florenz zu gehen, eilte Gualbert nach dem nicht weit davon gelegenen Kloster zum heiligen Mimias, ging dort in die Kirche und warf sich vor einem Crucifixe nieder. Er betete lang und inbrünstig, und ein Strom von Thränen, den die Erinnerung seines bisherigen Lebens aus seinen Augen preßte, benetzte die Stätte, auf der er knieete. Auf wunderbare Weise ward ihm jetzt kundgethan, daß Gott sein Gebet erhört, und er von dem Allerbarmer Verzeihung seiner Sünden erlangt habe. Sogleich ging er zum Abte, bat fußfällig um Aufnahme, schnitt sich selbst die Haare ab und legte das Klostergewand an. Unter den strengsten Bußübungen durchlebte er hier ein paar Jahre. Aber nun trieb sein Verlangen nach noch größerer Vollkommenheit ihn in die Einsamkeit. Mit Erlaubniß seines Obern, und in Begleitung zweier Brüder aus der Gemeinde, ging er in eine, in der Diöcese Fiesoli gelegene Einöde. Hier fand er zwei fromme Einsiedler. Diesen gesellte er sich bei, und da bald darauf noch einige andere hinzu traten, so unternahm es Gualbert, unterstützt durch die Freigebigkeit der Aebtissin einer in der Gegend von Florenz gelegenen Abtei, ein Kloster zu bauen, und ward Gründer einer Genossenschaft, die man von dem schattigten Thale, in welchem das Kloster lag, die Mönche von Vallis umbrosa namte. Da dieser gottselige Verein nach und nach immer größern Zuwachs

erhielt, so sah sich Gualbert gezwungen, auch noch mehrere Klöster zu erbauen, als: zu Passignam, Moscetta, Rozzuelo ꝛc. ꝛc. Gualbert war der erste, der die frommen Bewohner seiner Klöster in zwei Klassen eintheilte, nämlich in Klostergeistliche und Laienbrüder, die Letztern für die Besorgung der äußern Geschäfte: eine Einrichtung, die nachher in allen auf dem ganzen christlichen Erdkreise zerstreuten Klöstern eingeführt ward. — Gualbert ward während seines Lebens von Gott ganz vorzüglich begnadiget. Seinem Blicke enthüllte sich nicht selten die Zukunft. Er sagte künftige Ereignisse voraus, heilte durch sein Gebet und die Auflegung seiner Hände viele Kranke, und als er in der Zeit großer Theuerung allen Bedürftigen Korn und Früchte austheilen ließ, aber auch die Zahl der Armen mit jedem Tage sich ungemein vermehrte, und er dennoch seiner Mildthätigkeit keine Grenzen setzte, wurden die Klostervorräthe auf wunderbare Weise vermehrt. — Gualbert erreichte ein Alter von 72 Jahren. Er starb im Jahre 1073, und ward in dem letzten Decennium des zwölften Jahrhunderts, ungefähr hundert und zwanzig Jahre nach seinem Tode, von dem Pabste Cölestin III. der Schaar heiliger Freunde Gottes beigezählt.

3. Gleich nach Beendigung des Conciliums in Pavia eilte Leo, die Alpen zu erreichen, ging über den großen St. Bernhard, und befand sich schon am 29. Junius in Cöln, wo er gemeinschaftlich mit dem Kaiser das Fest der beiden heiligen Apostelfürsten feierte. Auf dieser Reise war dem Pabste, als er kaum die Alpen in dem Rücken hatte, der Abt Hugo von Clugny entgegen gekommen. Derselbe war, obgleich erst fünf und zwanzig Jahre alt, nach dem am 1. Jänner dieses Jahres erfolgten Tod des heiligen Odilo *), einstimmig gewählt

*) Der heilige Odilo gehörte zu den größten, angesehensten und erleuchtesten Männern seiner Zeit. Päbste

worden, und kam nun zu dem Pabste, um von demselben die Bestätigung in seiner Würde, so wie

und Kaiser, besonders Otto II., Otto III. und Heinrich II. und die mächtigsten Fürsten Deutschlands und Italiens gaben ihm die auffallendsten Beweise ihrer grenzenlosen Verehrung. Die heilige Adelhaide, Mutter Otto II., küßte Odilo's Hand und benetzte sie mit Freudenthränen, daß sie noch vor ihrem Tode, der einige Monate nachher erfolgte, das Glück habe, den Heiligen zu sehen und zu sprechen. — Man wollte ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Lyon erheben. Aber Odilo weigerte sich, diese Würde anzunehmen. Da er auf keine Weise zur Annahme zu bewegen war, wandte sich Kaiser Heinrich II. diesfalls an das Oberhaupt der Kirche. In einem päbstlichen Schreiben, ungemein schmeichelhaft für unsern Heiligen, aber dennoch durchaus angemessen der hohen Würde des apostolischen Stuhles, befahl ihm nun Pabst Johann XIX., sich der auf ihn gefallenen Wahl zu fügen und das ihm angetragene Oberhirtenamt zu übernehmen, übersandte ihm zu gleicher Zeit auch schon das Pallium und den Ring. Sobald Odilo das päbstliche Schreiben erhalten hatte, schloß er sich in seiner Kirche ein, beharrte darin einige Zeit im Gebet, und als er aus derselben wieder heraus trat, erklärte er, daß er durchaus die erzbischöfliche Würde nicht annehmen könne, und dieß mit einem so hohen Ernst, daß der Bischof Gottfried, der Ueberbringer des päbstlichen Schreibens, keine fernere Zudringlichkeiten mehr wagte, auch der Pabst selbst, auf den Bericht des so eben erwähnten Bischofes, seinen Befehl nicht wiederholte und dem heiligen Abte in dieser wichtigen Angelegenheit seine völlige Freiheit ließ. — Einer der merkwürdigsten Züge aus dem Leben des heiligen Odilo ist das von ihm auf höhere Offenbarung in seinen Klöstern eingeführte Fest der **Erinnerung an die Seelen der Verstorbenen:** Commemoratio omnium fidelium defunctorum (Aller Seelen-Tag). Dieses Fest ist so schön, selbst für die Lebenden so trostvoll und wohlthuend, und dem liebevollen Herzen unserer heiligen Kirche, zu der auch

auch aller Privilegien der Abtei zu erhalten. Gerne gewährte Leo dem würdigen Nachfolger des heiligen

---

die Abgestorbenen und selbst die schon vollendeten Heiligen im Himmel noch gehören, so ungemein entsprechend, daß es bald allgemein eingeführt ward und die Päbste es überall zu feiern geboten, und so werden auch bis auf den heutigen Tag in allen Theilen der katholischen Welt, jedes Jahr am zweiten November, für die im Reinigungsort leidenden oder duldenden, und schmerzhaft nach der Anschauung Gottes sich sehnenden Seelen dem Allmächtigen Meßopfer und Gebete dargebracht und reiches Almosen unter die Armen vertheilt. — Odilo erreichte ein sehr hohes Alter. Er starb erst in dem zwei und neunzigsten Jahre seines segenvollen Lebens, und an dem 1. Jänner, dem Tage seines Todes, feiert auch jährlich die Kirche das Andenken des Heiligen. — Melanisius, der Lebensbeschreiber des heiligen Odilo, berichtet, daß nichts dessen Frömmigkeit und immer zunehmende Heiligkeit, und zwar schon von frühester Jugend an, so sehr gefördert habe, als das öftere, beinahe tägliche Betrachten der Geheimnisse der Menschwerdung und des Leidens Jesu Christi. Dadurch ward nach und nach sein ganzes Wesen zu einer ganz ungewöhnlich glühenden, wahrhaft seraphischen Liebe entflammt. Wann in der Kirche jene erhabene Hymne gesungen ward, worin die Worte vorkommen: „Der Du, um das Menschengeschlecht zu erlösen, den Schoos der Jungfrau nicht verschmähet hast,“ brach er stets in Thränen der Liebe und süßer Wehmuth aus, und gewöhnlich versank er dann in eine, bisweilen zwei bis drei Minuten lange dauernde und sein ganzes Antlitz verklärende Ekstase. — Wüßten die Menschen doch, wie es jenseits ist, und was sie nur dort allein zu suchen und zu hoffen haben, und stets, wenn sie nur wollten, auch finden würden. Wie viele Mittel unaussprechlichen Heiles stehen uns nicht zu Gebote, wie viele Wege nicht offen, uns jetzt schon in einen Ocean von Wonne und Seligkeit zu versenken? Aber die allzu großen, nie ruhenden zeitlichen Sorgen, und

Odilo seine Bitte, ertheilte demselben auch ein Diplom, in welchem er der Abtei von Clugny alle ihre Rechte und Privilegien, mithin auch die bisher oft so sehr bestrittene Exemtion von der bischöflichen Gerichtsbarkeit auf das neue bestätigte, und zwar auf eine Weise, daß sie gegen jede fernere Beeinträchtigung gesichert war. — Auch für die deutschen Reichsangelegenheiten war die Ankunft des Pabstes in Deutschland von großem Segen; denn zur Beendigung des lotharingischen Krieges trug er dadurch ungemein viel bei, daß er den tapfern, aber bisher äußerst unruhigen Herzog Gottfried von Lotharingen, weil er die Cathedrale in Verdün verbrannt hatte, mit dem Kirchenbann belegte*). Wie vom Donner ward Gottfrieds bisher schlummerndes Gewissen durch den Bannstrahl geweckt. Er ging nicht nur nach Aachen und unterwarf sich dem Kaiser, der auf die Fürbitte des Pabstes ihn wieder zu Gnaden aufnahm, sondern eilte von da auch nach Verdün, that dort öffentlich Kirchenbuße, und ließ die von ihm in Asche gelegte Kirche von Grund aus wieder aufbauen. Während des Baues derselben gesellte sich der Herzog nicht selten zu den Arbeitern, und verrichtete Handlangers Dienste. Durch diese ungeheuchelte Demuth Gottfrieds ward das von ihm gegebene Aergerniß völlig getilget, und er in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen. — Da wegen des flandrischen Krieges jetzt in Deutschland

---

die zahllosen, sich stets wiederholenden, und doch nie zu befriedigenden irdischen Wünsche verengen und veröden unsere Brust, und lähmen jeden höhern geistigen Aufschwung zu Gott, in dem doch unser Herz allein nur Ruhe und volle Befriedigung und die Grenze seiner Wünsche finden kann.

*) Man sehe im ein und zwanzigsten Band unserer Fortsetzung den Abschnitt 15. §. 5. S. 479—80.

nicht wohl ein Concilium zusammen berufen werden konnte, so trat Leo einstweilen seine Reise nach Rheims an.

4. In keinem christlichen Lande war das ernste Auftreten so nothwendig, ja wohl so dringend, als damals in Frankreich. Bischöfliche Stühle und geistliche Würden wurden verkauft, die Gaben des heiligen Geistes nach dem Marktpreis angeschlagen, blutschänderische Ehen eingegangen, ehebrecherische Verbindungen nach Verstoßung der rechtmäßigen Gemahlinnen geschlossen, Frauen und Jungfrauen geraubt, die Armen von den Reichen und Mächtigern unter erlogenen Vorwänden eingekerkert und dann zu Leibeigenen gemacht; dazu kamen noch häufige Eingriffe in die kirchlichen Rechte, endlich noch gar das beinahe zu einer Gewohnheitssünde gewordene Laster der Sodomie und mannigfaltige höchst traurige Spuren manichäischer Ketzerei durch herumziehende Sektirer, die nicht, wie vor fünfzig Jahren unter König Robert II., blos Chorherren und andere Priester, sondern jetzt selbst viele von dem gemeinen Volke bethörten und zum Abfall von Jesu und dessen heiliger Kirche verführten. Aller dieser schreckliche, ohne Scheu getriebene und daher dem Christenthum öffentlich höhnende Unfug war dem Pabste nicht unbekannt. Sein Vorsatz und fester Wille war demnach, in einem zahlreichen Concilium die Kirche von Frankreich von diesen Greueln, von dieser maßlosen Schmach zu befreien. Da jedoch Leo sehr wohl wußte, daß viele geistliche wie weltliche Große, die in ihrem befleckten Gewissen einen Ankläger zu fürchten hätten, ein solches Concilium auf alle Art zu verhindern suchen würden; so ging er auch hier wieder mit der ihm eigenen, ihm in allen seinen Unternehmungen begleitenden Klugheit zu Werke. Der Bau der neuen, nach dem heiligen Re-

migius genannten Kirche in Rheims war nämlich schon in dem verflossenen Jahre vollendet worden, und nun scheint der Pabst mit Herimar*), dem Abte des Klosters, die Uebereinkunft getroffen zu haben, daß er ihn zur Feier der Einweihung und der Erhebung und Uebertragung des Leichnams des heiligen Remigius in die neue Kirche einladen möchte; denn da nach uraltem Herkommen bei einer solchen Gelegenheit stets ein, und zwar sehr zahlreiches, Concilium gehalten werden mußte, so schien dieses auch jetzt blos eine Nebensache, die Feier der Kirchweihe und der Translation der Reliquie des heiligen Remigius aber die Hauptsache zu seyn; daher man mit gutem Grunde hoffen konnte, daß kein, auch noch so belastetes Gewissen dadurch würde aufgeschreckt werden **).

---

*) Katterkamp's Kirchengeschichte. Vierte Abthl. S. 147.

**) Als Leo noch Bruno hieß und Bischof von Toul war, hatte er dem Abte Herimar versprochen, die Kirche zum heiligen Remigius, wenn der Bau vollendet seyn würde, einzuweihen. Durch die bald darauf erfolgte Erhebung des Bischofes von Toul auf den päbstlichen Stuhl ward dieser in die Unmöglichkeit gesetzt, sein Versprechen zu erfüllen. Da aber Herimar es noch für eine größere Verherrlichung der Kirche seines Heiligen hielt, wenn selbst ein Pabst die Einweihung derselben übernähme, so wandte er sich mit derselben Bitte noch einmal an denselben, machte ihm auch bei dieser Gelegenheit einen hölzernen Becher, dessen sich der heilige Remigius in seinem Leben bedient hatte, zum Geschenke. Leo gab jedoch hierauf nur eine sehr unbestimmte, beinahe ausweichende Antwort. Er ließ nämlich dem Abt sagen, daß er seine Bitte erfüllen würde, wenn es das Beste der Kirche so erfodern sollte. Dieser Fall war nun wirklich eingetreten; denn da er jetzt ein Concilium in Rheims zu halten beschlossen hatte, jedoch die Hindernisse, die sich diesem entgegen setzen würden, wohl voraussah; auch daß aus eben

5. Leo schrieb also auf den ersten des kommenden Monats Oktober ein Concilium nach Rheims aus, lud auch den König dazu ein. Zudem erließ ebenfalls der Abt Herimar ein Umlaufschreiben, in welchem alle Bischöfe und Aebte, wie alle fromme Seelen zur Feier der Einweihung der neuen Kirche des heiligen Remigius eingeladen wurden. — Aber der Ruf von dem Feuereifer des Pabstes und dessen unerbittlicher Strenge war der Ankunft desselben in den Ländern diesseits der Alpen vorangeeilet. Die Nachricht, daß der heilige Vater auch den Völkern Galliens sich zeigen wolle, brachte ganz Frankreich in Bewegung. Alles Volk, und zwar aus allen Ständen der Nation, jubelte laut, daß ihm das Glück zu Theil werden würde, den Statthalter Jesu auf Erden, den Nachfolger des Fürsten der Apostel, zu sehen, auf dem, wie einst auf dem heiligen Petrus, dieselbe Kraft höherer Weihe und Salbung ruhe. Aber auch nicht klein war die Zahl derer, die das Gerücht von der bevorstehenden Ankunft des Pabstes in die größte Bestürzung setzte. Alle Bischöfe und Aebte, die nicht durch die wahre Thür, nämlich durch Jesum, sondern durch feile Künste in den Schafstall des Herrn gedrungen waren, und alle weltliche Herren, die sich vor einer Untersuchung und nähern Beleuchtung ihres bisher völlig unchristlichen scandalösen Wandels zu fürchten hatten, vereinigten also ihre Kräfte, um die Reise des Pabstes nach Frankreich wo möglich zu hintertreiben. Unter

---

dieser Ursache die Einweihung der Kirche von Rheims das einzige und sicherste Mittel sey, sein Vorhaben auszuführen; so mag er höchst wahrscheinlich sich jetzt gegen den Abt bestimmter erklärt, und ihn dadurch veranlaßt haben, nach Cöln zu kommen, und ihn auf das neue zur Feier der Kirchweih förmlich und feierlich eingeladet haben.

der Larve der unbedingtesten Ergebenheit gegen ihren Monarchen stellten sie dem König Heinrich vor, wie sehr sein Ansehen und seine königlichen Rechte verletzt würden, wenn es dem Pabst jetzt gestattet werden sollte, ohne die königliche Genehmigung dazu erhalten zu haben, ein Concilium zusammen zu berufen, und auf diesem eine Gerichtsbarkeit zu usurpiren, die blos dem Könige zustünde. Kein Pabst habe je noch etwas Aehnliches gewagt *). Man müsse auf jede Weise jetzt suchen, den Pabst von den Grenzen Frankreichs ferne zu halten, wodurch alsdann allen übrigen Folgen vorgebeugt würden. — Diese Vorstellungen verfehlten nicht die beabsichtigte Wirkung. Es ist sehr verzeihlich, ja wohl ganz natürlich, daß ein Monarch, dessen Macht, wie es bei den damaligen Königen von Frankreich der Fall war, in äußerst engen Schranken eingeschlossen ist, auch über Bewahrung des Wenigen, was er noch hat, nur desto eifersüchtiger wachen wird. Dieß gereicht also auch dem guten König Heinrich nicht zum Vorwurf. Aber darin irrte er jetzt gröblich, daß er nicht begriff, wie vieles die Anwesenheit des Pabstes dazu beitragen könnte, seine Macht und sein königliches Ansehen zu befestigen, ja selbst deren Grenzen zu erweitern, und daß überhaupt die Kirche die festeste und sicherste Stütze jedes Thrones sey. Statt also, gleich dem Kaiser Heinrich III., sich dem Pabste enge anzuschließen und mit ihm gemeinschaftlich zu wirken, ließ er ihm durch den Bischof von Senlis

---

*) Die Bischöfe, die wahrscheinlich in den Künsten höfischer Intriguen besser als in der Kirchengeschichte unterrichtet waren, wußten demnach nicht, daß schon in dem Jahre 878 der Pabst Johann VIII., ohne von dem Könige dazu berufen, dennoch zu Troyes ein Concilium hielt, welchem dreißig Bischöfe beiwohnten.

sagen: Die gegenwärtigen Umstände erlaubten durchaus keine Versammlung von Bischöfen. Um aufrührische Bewegungen in ihrer Geburt zu ersticken, sey er gesonnen, sein Heer zusammen zu ziehen, mithin auch alle seine Bischöfe zur Heeresfolge aufzufodern. Der Pabst möchte also ein andersmal und in ruhigern Zeiten Frankreich mit seinem Besuche beehren. Der König werde alsdann Zeit haben, ihn mit allen seiner hohen Würde gebührenden Ehrenbezeugungen zu empfangen, und der Pabst dann, wenn er es noch für nöthig fände, ein Concilium zusammenberufen. — Diese Botschaft konnte natürlicher Weise Leo's festen Sinn nicht ändern; aber höchst merkwürdig, weil ungemein klug, bescheiden und schonend, ist die Antwort, die der Pabst dem Boten des Königes gab: Er habe, sagte Leo, dem heiligen Remigius versprochen, die nach ihm genannte neue Kirche einzuweihen. Dieses mit allem Bedacht gemachte Versprechen könne und dürfe er nicht zurücknehmen, und sollten alsdann bei diesem Fest sich noch andere fromme und einsichtsvolle Männer einfinden, denen das Wohl der Kirche am Herzen läge, so würde er sich mit diesen auch über kirchliche Angelegenheiten berathen. — Um dem von ihm vorgebrachten Vorwand einen Schein von Wahrheit zu geben, bot wirklich Heinrich seine Lehnsleute auf. Mehrere Bischöfe und Aebte mußten demnach Heeresfolge leisten, Einige gezwungen und gegen ihren Willen, Andere von Herzen froh, der gerechten Strenge des Pabstes dadurch zu entgehen.

6. In Begleitung der drei Erzbischöfe von Trier, Lyon und Besançon, dann des Bischofes Johannes von Porto und eines Cardinaldiacons, Namens Petrus, der auch Kanzler der römischen Kirche war, kam Leo am 29. September von Toul, wo

er sich mehrere Tage aufgehalten hatte, in Rheims an. Drei in der Stadt anwesende Bischöfe, nämlich die von Senlis, Angers und Nevers, waren an der Spitze ihrer Clerisei und einer langen Reihe von Aebten und Mönchen, der Eine mit dem Evangelienbuch, der Andere mit dem Weihwassergefäß, der Dritte mit dem Rauchfaß in der Hand, in feierlichem Zuge dem Pabste bis an das damals vor den Mauern der Stadt gelegene St. Remigiuskloster entgegen gekommen. Nachdem Leo an dem Grabe des Heiligen sein Gebet verrichtet hatte, begab er sich in die Stadt, wo er an dem Thore von dem Erzbischofe Guido von Rheims und dessen sämmtlicher Geistlichkeit empfangen und unter ununterbrochenem, feierlichen Gesang in die Cathedrale geführt ward. Hier warf er sich an den Stufen des der hochbegnadigten Mutter unsers göttlichen Erlösers geweihten Altars nieder, betete einige Zeit und ließ sich dann, bis die Vorbereitungen zu dem heiligen Opfer getroffen waren, auf dem erzbischöflichen Stuhle nieder; ihm zur Rechten saß der Erzbischof Guido von Rheims, zur Linken der Erzbischof von Trier. Der Pabst hielt selbst das Hochamt, gab nach beendigtem Gottesdienst dem Volke den Segen und speißte hierauf bei dem Erzbischof von Rheims. — Am folgenden Tage begannen die Feierlichkeiten. Sie dauerten drei Tage. Den Anfang machte die Erhebung der Reste des heiligen Remigius, hierauf die Einweihung der Kirche, und dann die Uebertragung der Reliquie des Heiligen in die neuerbaute Kirche, nachdem man dieselbe vorher noch in einer ungemein feierlichen Procession, unter stetem Wechsel von Psalmengesang und frommen Gebeten, um die ganze Stadt herum getragen hatte. Unbeschreiblich und alle Vorstellung übersteigend war die ungeheure aus den entferntesten Provinzen, selbst aus den angren-

zenden Theilen Spaniens herbeiströmende Volksmenge. Nicht einmal die Vorhöfe der Kirche, viel weniger die Kirche selbst, hatten Raum genug für das immer in noch größern Massen herauwogende Volk. Von den vielen, welche Opfergaben auf dem Grabe des Heiligen niederlegen wollten, gelang es, selbst während dieser ganzen drei Tage, nur Wenigen, sich demselben zu nahen. Die Meisten warfen ihre Gaben oft aus weiter Ferne auf dasselbe hin. Tag und Nacht wurden Kloster und Kirche von der ungeheuern, nicht zu übersehenden Menschenmasse gleichsam belagert; und wurden bei hereinbrechender Nacht die Thüren geschlossen, so wich dennoch das Volk nicht, blieb in weiter Umgebung um das Kloster stehen, und die zahllosen in den Händen des Volkes flammenden Kerzen warfen einen weit hin leuchtenden Schein über die ganze umliegende Gegend von Rheims. Wurden nun gleich mit dem ersten Grauen des Morgens die Thüren der Kirche wieder geöffnet, dann stürzte die ganze, vor denselben harrende Menge mit einem solchen, freilich durch ihr frommes Verlangen erzeugten, aber eben daher auch so wilden und unaufhaltsamen Ungestüm in die Kirche, daß Einige, die das Unglück hatten zu fallen, von der Menge zertreten, und wieder Andere durch den gewaltigen Andrang in dem Gewühle erstickt wurden. — Bei der unsäglichen, hin und her fluthenden Volksmenge aus so vielen Ländern und von so mancherlei Sprachen und Mundarten hatten die städtischen obrigkeitlichen Behörden durchaus kein Mittel in Händen, irgend einer ausbrechenden Unordnung zu steuern; aber demungeachtet berichtet die Chronik, die Macht religiöser Gefühle dankbar anerkennend, daß während dieser ganzen drei Tage und drei Nächte auch nicht der mindeste, selbst vom niedrigsten Pöbel begangene Exceß die Herrlichkeit des

Festes getrübt habe. — Am Abend des letzten Tages der Feierlichkeiten gebot der Pabst sämmtlichen anwesenden Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten sich am folgenden Morgen in der Kirche des heiligen Remigius zu einem Concilium zu versammeln.

7. Am 3. October des Jahres 1049 ward demnach die erste Sitzung des in jeder Hinsicht höchst merkwürdigen Conciliums von Rheims gehalten*). Gegenwärtig waren zwanzig Bischöfe, unter diesen vier Erzbischöfe und der angelsächsische, von König Eduard dem Bekenner nach Rheims geschickte Bischof von Bath, ferner noch über fünfzig Aebte und andere Priester, und unter diesen ebenfalls wieder zwei angelsächsische Aebte. Um einen Rangstreit, der sich zwischen der Geistlichkeit des Erzbischofes von Rheims und jener des Erzbischofes von Trier zu erheben begann, vorzubeugen, gebot Leo dem Erzbischof von Rheims, die Stühle für die Bischöfe in einem Kreise rings um den einige Stufen erhabenen päbstlichen Stuhl stellen zu lassen. Als Alles geordnet war, trat der Pabst in festlichem Ornat aus dem Oratorium der heil. Dreieinigkeit in die Kirche. Vor ihm her gingen Mönche mit Kreuz und Rauchgefäßen. Sechs davon schritten an den Altar und sangen die Antiphone: Erhöre uns, o Herr! Als diese mit dem Psalm beendiget war, betete der Erzbischof von Trier die Litanei. Der Cardinaldiacon Peter ermahnte nun die Versammlung, zu Gott dem Herrn um dessen Schutz und Beistand zu flehen. Laut und mit bewegter Stimme sprach der Pabst hierauf ein sehr angemessenes, auf den Zweck der heiligen Versamm-

*) Die vorzüglichsten von uns benutzten Quellen sind: *Mansi* Collect. Concil. T. XIX. *Baron.* Ann. T. XVII. *Fleury* Hist. Eccles. T. XII. *Wibert.* Vit. S. Leon.

lung sich beziehendes Gebet, und als dieses beendiget und das Evangelium des heiligen Matthäus: „Es sagte Jesus zu Simon Petrus, wenn dein Bruder gegen dich sündiget" abgelesen war, ließen sämmtliche versammelte Väter, jeder auf dem ihm angewiesenen Sitze, sich nieder. Der Pabst in der Mitte, das Gesicht gegen das Grab des heiligen Remigius gewendet. Ihm zur Rechten an der östlichen Seite der Kirche der Erzbischof von Rheims, gegen Westen und dem Pabste zur Linken der Erzbischof von Trier, gegen Mittag der Erzbischof von Lyon, gegen Norden der Erzbischof von Besançon. Zwischen diesen vier Erzbischöfen saßen die übrigen Bischöfe. Unmittelbar vor dem päbstlichen Thron hatte Petrus, der Cardinaldiacon und Kanzler der römischen Kirche, seinen Sitz. Auf ein von dem Pabste gegebenes Zeichen erhob sich jetzt Petrus, gebot Stille, und eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in welcher er die Gegenstände aufzählte, über die der Pabst sich jetzt mit den hier versammelten Bischöfen berathen wolle: nämlich Abstellung aller gegen die Canons und Vorschriften laufenden und in Frankreich herrschenden Mißbräuche, namentlich das Laster der Simonie und das unkeusche Leben der Geistlichen; Usurpation des Kirchendienstes und der Altäre von Seiten der Laien, die sogar sich unterfingen, die im Vorhofe der Kirche dargebrachten Opfergaben sich anzueignen; ferner blutschänderische Ehen und ehebrecherische Verbindungen nach Verstoßung der rechtmäßigen Gemahlinnen; Mönche und Geistlichen, die ihren heiligen Stand verließen, und müßig und zwecklos im Lande herumstreiften; Geistliche, die weltliche Geschäfte und Aemter übernehmen, und bisweilen sogar Kriegsdienste leisten; Raub und Entführung der Armen und Herabdrückung derselben in den Stand der Dienstbarkeit; endlich das vorzüglich

den Fluch des Höchsten auf die Erde ziehende Laster der Sodomie, und die seit einiger Zeit wieder in Geheim in Frankreich herumschleichende manichäische Ketzerei. — Diese Uebel, sagte der Cardinaldiacon, erfoderten schleunige Abhülfe, und ermahnte nun alle Anwesende, mit ihrem Rathe dem heiligen Vater zu Hülfe zu kommen, damit das Unkraut, das den von Gott gesäeten Waizen zu ersticken drohe, ausgerottet werde. Insbesondere aber wendete er sich am Ende an die Bischöfe, sie auffordernd unter Androhung des apostolischen Fluches, daß, wenn Einer von ihnen durch Simonie seine bischöfliche Würde empfangen, oder Andern die Weihen um Geld ertheilt hätte, es jetzt öffentlich zu bekennen, oder wenn er sich rein davon wüßte, dieses durch einen Eid zu bekräftigen. Dem Rang nach gebührte dem Erzbischof von Rheims zuerst das Wort. Aber er zögerte zu sprechen, worauf der Erzbischof von Trier sich erhob und laut betheuerte, für sein Erzbisthum weder etwas gegeben noch versprochen, und auch für die Ertheilung heiliger Weihen nie etwas begehrt und noch viel weniger genommen zu haben. Nach ihm standen auch die Erzbischöfe von Lyon und Besançon auf, und betheuerten ebenfalls, sich nie mit dem Laster der Simonie befleckt zu haben. Aber noch immer schwieg der Erzbischof von Rheims, daher jetzt der Cardinaldiacon insbesondere an ihn die Frage richtete, was er über jenen Punkt, von welchem die übrigen Erzbischöfe sich so eben gereiniget hätten, für seine Person zu sagen habe? Nunmehr gezwungen, sein Stillschweigen zu brechen, bat er um Aufschub bis morgen, und äußerte den Wunsch, vorher mit dem Pabste allein zu sprechen. Beides ward ihm bewilliget. Nun kam die Reihe auch an die übrigen Bischöfe. An Alle ward dieselbe Frage gestellt, und alle schwuren auch den Reinigungseid,

bis auf die vier Bischöfe von Langres, von Nevers, Coutance und Nantes, die mit niedergeschlagenem Blicke nichts zu sagen vermochten. Die nähere Untersuchung ihrer Sache ward auf den folgenden Tag festgesetzt, und mit dem Befragen der anwesenden Aebte fortgefahren. Die meisten nahmen keinen Anstand, den Reinigungseid zu schwören, viele andere jedoch schwiegen entweder stille, oder suchten durch spitzfindige nichts sagende Entschuldigungen sich zu rechtfertigen. Aber jetzt, und zwar gegen alles Vermuthen, erhob sich der Bischof von Langres gegen den Abt von Poutiers. Er beschuldigte ihn der Unkeuschheit und Unzucht, und fügte dieser Beschuldigung noch die Anklage hinzu, daß dieser Abt, obgleich excommunicirt, wegen Zurückhaltung des dem heiligen Petrus schuldigen jährlichen Zinses, dennoch Messe gelesen, und sogar es gewagt habe, dem hier versammelten heiligen Concilium beizuwohnen. Darüber ward nun der Abt strenge befragt, und da er sich von der Sünde der Unenthaltsamkeit nicht zu reinigen vermochte, auch Alles, was er in Ansehung des zweiten Theils der Anklage zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, durchaus keinen Grund hatte, so ward ihm auf der Stelle von dem Concilium das Urtheil gesprochen, und er von dem Pabste seiner Würde entsetzt. — Aber eine nicht minder wichtige Frage, jedoch von ganz anderer Art, ward jetzt den versammelten Vätern von dem Cardinaldiacon vorgelegt. Unter Androhung der schärfesten kirchlichen Censuren wurden jetzt die Bischöfe befragt, ob irgend Einer von ihnen noch einen andern, und nicht den römischen Pabst allein, als das höchste Oberhaupt der Kirche anerkenne, und demselben das Primat zugestehe, in diesem Falle möchte er sich jetzt öffentlich darüber erklären*). Als hierauf

*) — — Edictum est sub anathemate autoritatis apos-

alle schwiegen, wurden auf Befehl des Pabstes die Sentenzen heiliger Väter über das Primat des heiligen Petrus und dessen Nachfolger verlesen, und durch einen conciliarischen Beschluß auf das neue bestimmt und festgesetzt, daß blos der römische Bischof Primas der allgemeinen Kirche sey, und nur ihm allein der Titel: Apostolicus gebühre. Da es jetzt Nacht zu werden anfing, hob der Pabst die Sitzung auf, verbot aber vorher allen anwesenden Bischöfen, Aebten und übrigen Geistlichen, und zwar unter der Strafe der Excommunication, vor Ende des dritten Tages, von dem gestrigen an gerechnet, sich aus Rheims zu entfernen.

8. Als am folgenden Tage (4. Oktober) alle Glieder des Conciliums wieder in der Kirche versammelt waren, begab sich der Pabst mit einigen Prälaten in das Oratorium zur heiligen Dreieinigkeit. Hier legte ihm der Erzbischof von Rheims seine Beicht ab. Der Pabst ging hierauf mit den Bischöfen wieder in die Kirche zurück. Der Erz-

---

tolicae, ut si quis assidentium, quempiam universalis ecclesiae primatem, praeter Romanae sedis antistitem esse assereret, ibidem publica satisfactione patefaceret. Cumque ad haec universi reticerent, lectis sententiis super hac re olim promulgatis ab orthodoxis patribus, declaratum est, quod solus Romanae sedis Pontifex universalis ecclesiae Primas esset et Apostolicus. (*Mansi* T. XIX. p. 738.) — Dieses bezog sich nicht blos auf die französischen Bischöfe, wovon einige, wie man sich erinnern wird, schon in frühern Zeiten sich der obersten Gerichtsbarkeit des Pabstes zu entziehen suchten; sondern auch auf den Erzbischof von St. Jago de Compostella, der sich den Titel Apostolicus beigelegt hatte, und dieser frechen Anmaßung wegen nun von dem Concilium excommunicirt ward.

bischof von Trier betete nun die Litanei und der Cardinaldiacon laß das Evangelium „vom guten Baum, der gute Früchte bringt“ vor. Als dieses geschehen war, ließen sich sämmtliche versammelte Väter auf ihren Sitzen nieder, worauf die gestern abgebrochenen Verhandlungen fortgesetzt wurden. — An den Erzbischof von Rheims wandte sich demnach zuerst wieder der Cardinaldiacon, und foderte ihn auf, von dem sich gestern zugezogenen Verdacht der Simonie sich jetzt durch einen Eid zu reinigen, auch über verschiedene Verbrechen, deren das umherlaufende Gerücht ihn beschuldige, sich zu rechtfertigen. Der Erzbischof bat um die Erlaubniß, mit einigen seiner Brüder im bischöflichen Amte sich berathen zu dürfen. Dieß ward ihm zugestanden, worauf er die Bischöfe von Besançon, Soissons, Angers, Nevers, Senlis und Terouane bei Seite nahm, und nachdem er eine kurze Zeit sich mit ihnen berathen hatte, erklärte der Bischof von Senlis, nach erhaltener Erlaubniß, für den Erzbischof von Rheims sprechen zu dürfen, daß derselbe sich von jeder Art von Simonie frei erhalten habe. „Wenn dem so ist,“ sagte jetzt der Pabst, „so möge er den Reinigungseid schwören, den auch schon der heilige Pabst Gregor, bei ähnlicher Veranlassung, dem Bischofe Maximus von Salone zu schwören gebot.“ — Der Erzbischof begehrte abermals Aufschub. Zwar erhielt er diesen, aber zugleich auch die Weisung, im April des nächsten Jahres in Rom zu erscheinen, und da vor dem Concilium, welches der Pabst um diese Zeit versammeln würde, sich zu reinigen. Alle übrigen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen wurden umgangen, weil blos auf unsichern Gerüchten beruhend und kein gesetzlicher Ankläger gegen den Erzbischof aufgetreten war. — Der Bischof von Langres hatte, wie wir weiter oben berichtet, durch seine

gegen den Abt von Poutieres erhobenen Anklage, die Absetzung desselben bewirkt. Aber nun erhob sich gegen den Bischof selbst ein furchtbarer Ankläger. Der Cardinaldiacon klagte nämlich ihn jetzt an, die bischöfliche Würde durch Simonie erlangt, die heiligen Weihen verkauft, Waffen getragen, Menschen getödet, fremdes Ehebet geschändet, Sodomie getrieben und seine Geistlichkeit mit mehr als tyrannischer Härte behandelt zu haben. Mehrere der Anwesenden bekräftigten diese Anklage. Ein Geistlicher stand auf und sagte, als er noch Laie und verheirathet gewesen, habe der Bischof ihm seine Frau gewaltsam entführt, sie mißbraucht, hierauf in ein Kloster gesperrt, und eine Nonne zu werden gezwungen. Ein anderer Priester versicherte, der Bischof habe ihn von seinen Satelliten auffangen, und von diesen so lange, und auf eine höchst schamlose *) Weise, martern lassen, bis er ihm zehn Pfund Silberdenare bezahlt habe. — Auf diese Anklage stand der Bischof auf, und bat um die Erlaubniß, sich mit einigen andern Bischöfen berathen zu dürfen. Als dieses gestattet ward, besprach er sich mit den Erzbischöfen von Lyon und Besançon, und da Letzterer in dem Rufe großer Beredsamkeit stand, so bat er ihn, seine Vertheidigung zu übernehmen. Der Erzbischof willigte ein; als er aber vor dem Concilium sprechen wollte, verlor er plötzlich, ohne daß es jedoch bemerkt ward, die Sprache **). Er winkte also dem Erzbischof von

*) — — — Satellitum ejus fuisse potestati traditum, qui eum multis suppliciis exenecIantes, quod scelestius est, clavis acutissimis genitalia ejus confixerunt.

**) Linguae motus adimitus *divinitus*. — Dieß Wunder schrieb der Pabst nachher, als der Erzbischof von Besançon es bekannt machte, der Fürbitte des heiligen Remigius zu, der einst in seinem Leben an gleichem Orte einen arianischen Ketzer in dem Augenblicke, wo

Lyon. Dieser verstand den Wink und übernahm nun die Vertheidigung des Angeklagten. Auf simonistischem Wege, sagte er, habe zwar Hugo, Bischof von Langres, die bischöfliche Würde erlangt, auch zehn Pfund Silberdenare von einem Priester erpreßt, sey aber von den übrigen ihm angeschuldigten Verbrechen rein, und sein Gewissen mache ihm diesfalls keinen Vorwurf. Da der Tag sich schon zu neigen begann, so ließ der Pabst nur noch die Canons, und besonders den zweiten Canon des Conciliums von Chalcedon gegen die Verkäufer heiliger Weihen vorlesen, und setzte dann das über den Bischof von Langres zu fällende Urtheil bis auf den folgenden Tag aus.

9. Als am folgenden Tag (5. Oktober) der Pabst in die Kirche trat, wo die Bischöfe und Aebte zur Fortsetzung des Conciliums versammelt waren, ward er von denselben mit der Hymne: Veni creator Spiritus begrüßt. Der Pabst sprach die Collekte dazu. Diesmal aber betete nicht der Erzbischof von Trier, sondern der von Besançon die Litanei, und als auch das Evangelium vom guten Hirten gelesen war, nahmen die fernern Verhandlungen wieder ihren Anfang. — Der Cardinaldiacon bemerkte, daß, womit die gestrige Sitzung geschlossen worden, auch die heutige wieder angefangen werden müsse. Der Cardinaldiacon wollte demnach sich wieder an den Bischof von Langres wenden, aber dieser war nicht da. Nach uraltem Herkommen ward derselbe jetzt dreimal vorgerufen, und als er nicht erschien, wurden zwei Bischöfe abgesandt, um ihn in seiner Wohnung abzuholen. Während der Abwesenheit

er ketzerische Worte vorbringen wollte, wunderbarer Weise der Sprache beraubte.

derselben ward mit der Untersuchung: wer von den anwesenden Bischöfen und Aebten sich der Simonie schuldig fühle, fortgefahren. Der Bischof von Nevers erklärte, seine Aeltern hätten ohne sein Wissen große Summen ausgegeben, um für ihn die bischöfliche Würde zu erhalten. Aber nachdem er Bischof geworden, habe er nie gegen die Canons und Satzungen der Kirche gefehlt, befürchte jedoch, demungeachtet durch die Art, wie er zum bischöflichen Amt gelangt, Gottes Mißfallen auf sich gezogen zu haben. Wenn also der Pabst und das Concilium glaubten, daß es die göttliche Gerechtigkeit erfodere, so sey er bereit, sein bischöfliches Amt niederzulegen. Wirklich stand er auch sogleich auf, und legte seinen Stab an den Stufen des päbstlichen Thrones nieder. Diese Demuth rührte das Herz des Pabstes, der sich nun begnügte, den Bischof blos schwören zu lassen, daß jener Handel ohne sein Wissen geschehen sey, und ihm hierauf seinen bischöflichen Stab wieder zurückgab. — Jetzt kamen auch die beiden nach der Wohnung des Bischofes von Langres geschickten Bischöfe mit der Nachricht zurück: der Bischof, seiner schweren Schuld sich bewußt, habe heimlich Rheims verlassen und sey entflohen, worauf das ganze Concilium einstimmig über den Entflohenen den Bannfluch aussprach, und der Pabst diesen Ausspruch bestätigte. Nun glaubte auch der Erzbischof von Besançon den Pabst und sämmtliche versammelte Väter von dem ihm gestern widerfahrnen wunderbaren Ereigniß in Kenntniß setzen zu müssen. Er bekannte also, daß, als er in der gestrigen Sitzung die Vertheidigung des schuldigen Bischofes habe beginnen wollen, er plötzlich der Sprache sey beraubt worden. Bis zu Thränen ward der Pabst, als er dieß hörte, gerührt. „Noch," rief er aus, „lebt der heilige Remigius!" stand von seinem Sitze auf, ging zu dem Altare, auf

welchem noch die Reliquie des heiligen Remigius stand, und warf sich dort, von Andacht durchdrungen, auf die Kniee nieder. Dasselbe thaten auch sämmtliche anwesende Bischöfe und Aebte, und mit der tiefsten Rührung sangen nun alle die Antiphone des Heiligen. Der Erzbischof von Besançon bat darauf um Verzeihung, jenen wunderbaren Vorfall, den Niemand bemerkt hätte, nicht sogleich dem Concilium bekannt gemacht zu haben. Aber mächtig war der Eindruck, der dadurch auf die Gemüther aller Anwesenden gemacht ward, denn von diesem Augenblicke an wagte es keiner, der sich eines Vergehens oder eines Verbrechens schuldig wußte, es durch Scheingründe zu bemänteln oder gar zu verschweigen. Offen bekannte demnach nun auch der Bischof von Nantes, sein Vater sey Bischof gewesen, und habe ihm noch bei Lebzeiten das Bisthum geschenkt, worauf er durch Geld sich die Anerkennung in dieser Würde verschafft habe, daher auch seinem Vater auf dem bischöflichen Stuhle gefolgt sey. Diesem eigenen Bekenntniß zu Folge, konnte er nun nicht länger mehr Bischof seyn. Stab und Ring wurden ihm also abgenommen, des bischöflichen Amtes ward er entsetzt, jedoch auf Bitte der Bischöfe ihm von dem Pabste die priesterliche Würde gelassen. — Verzeihlicher war der Fall des Bischofes von Coutance. Er bekannte, sein Bruder habe ihm ohne sein Wissen das Bisthum gekauft. Als er es erfahren, habe er augenblicklich die Flucht ergreifen wollen, sey aber angehalten, und zur Annahme der bischöflichen Würde gezwungen worden. Da er keinen Anstand nahm seine Aussage zu beschwören, so erklärte der Pabst und das Concilium ihn für schuldlos*). Auch

*) Eine wahrhaft bewundernswerthe Milde und Nachsicht. Indessen scheint dieser Bischof kein allzu zartes

von den anwesenden Aebten ward Einer der Simonie wegen abgesetzt, und der Andere, der wahrscheinlich ebenfalls kein reines Gewissen hatte, daher ohne Erlaubniß das Concilium verlassen hatte, des letztern Verbrechens wegen excommunicirt. — Nun kam auch die Reihe an alle die Bischöfe, die, obgleich zu dem Concilium von dem Pabste berufen, dennoch, ohne ihr Ausbleiben durch annehmbare Gründe entschuldiget zu haben, dem Ruf des Pabstes nicht gefolgt waren. Unter diesen befanden sich nun vorzüglich jene, welche, statt dem Concilium beizuwohnen, den König auf seinem angeblichen Heereszuge begleitet hatten *).

Gewissen gehabt zu haben; denn sonst würde er lieber alles erduldet haben — und den Kopf hätte es ihn gewiß nicht gekostet — als eine Würde anzunehmen, die man ihm auf so krummen und dunkeln Schleichwegen verschafft hatte, und wobei noch so viele seiner Nebenmenschen, die Unterhändler, wie die, so sich bestechen ließen, ihr Gewissen mit schwerer Sünd und Schuld belastet hatten. Ein wahrer Bischof ist nur derjenige, der auf canonischem Wege zu seiner Würde gelangt. Aber die Erhebung dieses Bischofs von Coutance beruhete nicht auf den Canons, sondern auf einer infamen Geldmäkelei.

*) Schon Carl der Große sprach die Bischöfe von persönlichem Kriegsdienste frei, nur gebot er ihnen, weil sie Reichslehen hatten, ihre Contingente an Kriegsleuten gehörig zu stellen. Auf zahllosen Concilien ward das Verbot, Waffen zu tragen, in das Feld zu ziehen und persönlichen thätigen Antheil an Schlachten und Gefechten zu nehmen, erneuert. Wenn also demungeachtet dennoch Bischöfe in das Feld zogen; so geschah dieses blos deswegen, weil der eitle Weltgeist sie noch zu sehr gefangen hielt und sie, da persönliche Tapferkeit damals am höchsten geehrt ward, nun auch hierin sich dem übrigen Adel vollkommen gleich erweisen wollten. Kaiser und Könige sahen freilich dieses nicht ungerne; denn ihr Dienst gewann dabei, indem die Bischöfe, wenn sie selbst in das Feld rück-

Alle wurden ohne Ausnahme excommunicirt, namentlich der dem Clerus seiner Kirche wie dem Volke von dem Könige aufgedrungene Bischof Gebuin von Sens, ferner der Bischof Fulco von Amiens, mehr ein gewaltiger Jäger, als ein treuer und erleuchteter Hirt seiner Heerde, und endlich auch der Bischof von Laon, der an der Spitze des Complotts stand, das durch seine Vorspiegelungen den König beredet hatte, die Abhaltung eines Conciliums zu verhindern. — Auch über mehrere Große Frankreichs, die entweder in blutschänderischen Ehen oder ehebrecherischen Verbindungen lebten, namentlich die Grafen Engelrai, Eustaz und Hugo von Braina, ward der Fluch der Kirche ausgesprochen. Mit dem Bannfluch belegt wurden ferner nicht nur alle, die der manichäischen Ketzerei anhingen, sondern auch jene, welche mit diesen Ketzern Verbindungen eingehen, sich von ihnen Dienste leisten lassen oder sie in Schutz nehmen würden. — Dem Grafen Balduin von Flandern verboten der Pabst und das Concilium, seine Tochter dem Herzog Wilhelm von der Normandie, weil in zu nahem Grade mit einander verwandt, zur Ehe zu geben, und dem Letztern sich mit derselben zu vermählen. Beide achteten zwar weder das Gebot des Pabstes noch des Conciliums. Aber welcher Unsegen auch auf

---

ten, ihre Contingente weit besser ausgerüstet und auch zahlreicher stellten, als es ihr Matrikel erforderte. Die Verletzung der dagegen eifernden Canons blieb demnach auch unbestraft, theils wegen der Menge der Schuldigen, theils auch wegen der Macht, die sie besaßen, und des großen Ansehens, in dem sie bei den Höfen standen. Daraus ergibt es sich also, daß der Pabst Leo IX. jetzt vollkommen befugt war, jene ungehorsamen französischen Bischöfe mit der ihnen gebührenden Strafe zu belegen.

dem ganzen aus dieser Verbindung entsprossenen Geschlecht nachher lag, davon werden wir zu seiner Zeit in der Geschichte Englands überzeugt werden. — Gegen alle seit einiger Zeit in den Kirchen Frankreichs eingeschlichenen und weiter oben genauer bezeichneten schrecklichen Mißbräuche und Frevel erließ nun das Concilium zwölf Canons, welche jedoch im Grunde blos Wiederholungen längst schon bestehender und jetzt auf das neue wieder bestätigter kirchlicher Satzungen waren. Um der bei Bischofswahlen oft so schädlichen Hofgunst Schranken zu setzen, ward durch den ersten Canon verordnet, daß in Zukunft nur derjenige zu einem kirchlichen Regiment sollte zugelassen werden, den die Geistlichkeit und das Volk dazu gewählt hätten *). Der zweite

*) Ebenfalls eine uralte, selbst in den ersten Jahren der zartesten Kindheit des Christenthums schon bestandene Verordnung. Aber von allen Einrichtungen und Satzungen der Kirche ward vielleicht keine so oft und so anhaltend verletzt, als gerade die, welche sich auf die Bischofswahlen bezog. Im sechsten Jahrhundert erlaubten schon die Könige der merovingischen Dynastie sich öftere Eingriffe in die Wahlfreiheit der Kirchen und der Diöcesanen. Am ärgsten wurde dieser Unfug unter der Herrschaft der Majordomus getrieben. Carl der Große und auch dessen Sohn, Ludwig der Fromme, gaben zwar die Bischofswahlen wieder frei, aber demungeachtet und gewissermaßen im Widerspruch mit seiner im Jahre 816 gemachten Verordnung erlaubte sich nicht selten Ludwig der Fromme selbst schon wieder, obgleich nur mittelbare, Eingriffe in die Wahlfreiheit der Kirchen, nämlich durch kräftige, oft dringende Empfehlung ihm angenehmer Personen. Unter Ludwigs Nachfolgern kam es bald so weit, daß man die Anmaßung des Hofes, die erledigten bischöflichen Stühle zu besetzen, für ein vollkommen gegründetes Recht hielt. Die Versuche der Kirchen, sich dieser königlichen Willkür zu wieder-

Canon verbot das Kaufen und Verkaufen heiliger Weihen und Kirchenämter. — Durch den dritten

---

setzen, waren größtentheils fruchtlos, und die kamen noch am besten davon, die zur Bewahrung ihrer Rechte besondere Privilegien zu erhalten das Glück hatten. Bei dem beinahe gänzlichen Verfall der königlichen Macht in Frankreich, sowohl unter den letzten Carolingern wie unter den ersten Capetingern, ward von den großen Kronvasallen, die alle Souverainetätsrechte an sich gerissen hatten, mit Besetzung der bischöflichen Stühle ein noch weit verderblicheres, oft maßlos freches Spiel getrieben. Nicht besser ging es auch in Italien. Eben so wie den französischen Kirchen, wurden auch den italienischen oft unbärtige Knaben aufgedrungen, sobald diese nur entweder nahe Anverwandte eines mächtigen Großen, oder die Familien derselben reich genug waren, alle andern sich meldenden Käufer zu überbieten. Die Leser werden sich noch erinnern, daß, als mehrere italienische Fürsten dem Herzog Wilhelm von Aquitanien die Krone antrugen, sie es zur ersten Bedingung machten, daß er alle Bischöfe, die sie ihm bezeichnen würden, von ihren Kirchen vertreiben, und die dadurch erledigten Bisthümer nur solchen, die sie ihm ebenfalls namhaft machen wollten, übergeben sollte. Kurz, in der gegenwärtigen Periode, in der wir uns jetzt befinden, nämlich am Ende der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts, war in Deutschland, Burgund, Frankreich, Italien, England, mit einem Worte, in dem ganzen Abendland alle Wahlfreiheit der Kirchen völlig vernichtet. Zwar muß man gestehen, daß, wenn ein frommer, für das Wohl der Kirche wahrhaft besorgter Monarch auf dem Throne saß, auch sein anmaßliches Recht, Bisthümer zu vertheilen, der Religion wie der Kirche stets großen Segen brachte. So z. B. waren unter Heinrich II. (dem Heiligen) alle bischöflichen Stühle Deutschlands nur mit ausgezeichnet großen, wahrhaft heiligen Bischöfen besetzt. Natürlicher Weise trat aber auch gerade das Gegentheil ein, wenn ein irreligiöser Prinz den Thron entweihete, wie Heinrich IV., der mit der bischöflichen

und vierten wurde den Laien verboten, Kirchenämter und Altäre inne zu haben und in den Vorhöfen der Kirchen allerlei Gebühren sich zahlen zu lassen. Dieser unbegreifliche Unfug rührte daher, daß viele von den Großen, welche auf ihren Gütern und Schlössern Kirchen (Oratorien) zum Besten ihrer Dienstleute hatten erbauen lassen, sich auch über den, den Gottesdienst darin versehenden Clerus eine geistliche Jurisdiktion angemaßt hatten, dieselben blos als ihre Vicarien, sich selbst aber als die eigentlichen Pfarrherren dieser Kirchen betrachteten, daher auch die von dem Volke in den Vorhöfen oder Vorhallen solcher Kirchen niedergelegten Opfergaben sich aneigneten. — Durch den Fünften ward den Geistlichen untersagt, für Taufe, Begräbniß, Spendung der Sakramente und Krankenbesuch Gebühren zu fodern. — Der Sechste, Siebente und Achte verbieten den Geistlichen Waffen zu tragen, weltliche, besonders mit Wucher verbundene Geschäfte zu treiben und von den Graden erhaltener Weihe

---

Würde einen ganz offenen, schamlosen Handel trieb, oder nur seine oder seiner Günstlinge Creaturen, die oft die schlechtesten Menschen waren, auf die bischöflichen Sitze erhob. — Um so merkwürdiger und für die Geschichte um so bedeutender ist daher auch obiger, von Leo IX. hier auf dem Concilium von Rheims gemachte Canon. Dadurch gab der heilige Pabst gleichsam das Signal zu jenem großen Kampfe, der endlich, bei dem bald überall erwachenden Gefühle der Nothwendigkeit einer Reformirung der Kirche in ihren äußern Verhältnissen, mit eben so viel ausdauernder Kraft, als segenvollem Erfolge durchgekämpft ward, die Kirche von der bisherigen schmählichen Dienstbarkeit befreiete, und dadurch beinahe auch allen mit eben dieser Knechtschaft nothwendig verbundenen Greuel gleichsam in seinem ersten und am tiefsten liegenden Keim vertilgte.

zurückzutreten. — Der Neunte und Zehnte bedrohen mit der Excommunication alle, welche die auf einer Reise befindlichen Geistlichen unter Weges mißhandeln, oder auch Arme und Hülflose aus dem Volke unterdrücken. — Der Eilfte und Zwölfte endlich sind gegen blutschänderische Ehen oder auch ehebrecherische Heirathen bei Lebzeiten der rechtmäßigen, obgleich verstoßenen Gemahlinnen gerichtet.

10. Am Ende der dritten Sitzung schloß der Pabst das Concilium, und erlaubte den Bischöfen wieder zu ihren Kirchen zurückzukehren. Von dieser Erlaubniß machten jedoch die Wenigsten sogleich schon Gebrauch. Leo selbst hielt am folgenden Tage noch einen feierlichen Gottesdienst in der Klosterkirche zum heiligen Remigius, ließ nach Beendigung desselben den Sarg, worin die Gebeine des Heiligen lagen, von dem Hochaltar, auf welchem er die ganze Zeit der Dauer des Conciliums über gestanden hatte, hinwegnehmen, und trug in eigener Person die heilige Reliquie auf seinen Schultern an die für dieselbe bestimmte Stätte. Nach der Kirche begab sich der Pabst in den Capitelsaal. Hier war die ganze Klostergemeinde versammelt. Bei seinem Eintritt in den Saal sanken sämmtliche Mönche auf die Knie, und legten eine öffentliche Beicht ab. Der Pabst ertheilte ihnen die Lossprechung, umarmte sie alle, Einen nach dem Andern, gab jedem den Kuß des Friedens, und trat dann seine Rückreise nach Deutschland an. — Mit Sieg gekrönt, von zahllosen Segenswünschen begleitet, und überall als eine höhere heilige Natur verehrt, verließ der Pabst jetzt wieder Frankreich. Demüthig und im einfachen Priestergewand, ohne Eisen und ohne Gold; aber in der Kraft des Herrn war der Pabst nach Rheims gekommen. Bei seinem Erscheinen verschwanden,

gleich einem Hauche, alle Scheidewände, welche böser Wille und die Schwäche eines Königes zwischen dem von Jesu Christo selbst gesalbten obersten Hirten und dessen getreuer seine Stimme hörender Heerde hatten ziehen wollen. Alle seit einiger Zeit in Frankreich wieder angebetete falsche Götzen stürzten plötzlich zusammen, und Bischöfe und weltliche Großen, mächtig durch Reichthum, Ansehen und Einfluß, sanken vor dem Blicke des Pabstes in den Staub. Jedes Wort, das er sprach, wiederhallte in allen Ländern der Christenheit, und die Verordnungen, welche er hinterließ, wurden auf das neue wieder eine heilige Richtschnur für alle christlichen Völker und deren Beherrscher. — O ihr glücklichen Zeiten, wo es nur Einen Hirten, Eine Heerde und Einen Schafstall in der ganzen Christenheit gab!

11. Der Pabst ging nun über Verdün, Metz und Trier nach Mainz, und kam ungefähr am 15. oder 16. Oktober allda an. Schon vor seine Reise nach Rheims hatte Leo in Aachen ein um die Mitte des Oktobers in Mainz zu haltendes Concilium ausgeschrieben. Mehr als vierzig Bischöfe und Erzbischöfe, und unter diesen auch der nachher den Heiligen beigezählte Erzbischof Bardo von Mainz, waren demnach auch jetzt schon in Mainz versammelt, und selbst der Kaiser Heinrich III. und eine Menge Reichsfürsten befanden sich in der Stadt. — Gleich am folgenden Tag nach der Ankunft des Pabstes ward das Concilium eröffnet. Die Verhandlungen desselben sind leider nicht auf uns gekommen. Aber die in mehrern Schriften darüber vorhandenen, jedoch blos stückweise gegebenen, und daher des Zusammenhangs ermangelnden Nachrichten hat Binterim in seiner trefflichen Geschichte der deutschen Concilien gesammelt, und mit vielem Fleiße und großer Um-

sicht geordnet. Alles Fehlende jedoch zu ergänzen, und demnach jede Lücke zu füllen, war offenbar unmöglich. Indessen glauben wir, nichts besseres thun zu können, als die Darstellung des eben so gelehrten wie sinnvollen Verfassers der deutschen Conciliengeschichte jetzt zur Grundlage unserer Erzählung der Verhandlungen auf der um die Mitte des Oktobers 1049 gehaltenen Mainzer Synode zu machen. — Wie auf dem Concilium in Rheims wurden auch hier die zu besprechenden kirchlichen Angelegenheiten in drei Sitzungen verhandelt. Die Erste hatte am 17. Oktober statt. Eröffnet ward sie ebenfalls durch eine von dem Cardinaldiacon und Kanzler der römischen Kirche, Peter, an die versammelten Väter gehaltenen Rede, höchst wahrscheinlich ihrem wesentlichen Inhalt nach jener in Rheims vollkommen gleich. — Wie es scheint, waren einige Bischöfe verschiedener, theils Verbrechen, theils niederer Vergehungen angeklagt, mit deren Untersuchung man sich in der ersten Sitzung beschäftigte. Bei dem Mangel an Zusammenhang der auf uns gelangten, diese Synode betreffenden Nachrichten können wir unter den Angeklagten blos den Bischof Sibicho von Speier angeben. Eines Ehebruchs beschuldiget, reinigte er sich von dieser Anklage durch einen Eid und den Empfang des allerheiligsten Altarssakraments. Aber nun wird erzählt, daß in dem Augenblicke, wo ihm die heilige Eucharistie war gereicht worden, ein Schlagfluß plötzlich seine Kinnlade völlig gelähmt, und seinem Mund eine ganz schiefe Richtung gegeben habe, woraus man geschlossen, daß er falsch geschworen und unwürdig das Sakrament empfangen habe*). Gegen

*) Wir führten diesen Umstand nur deswegen an, weil sehr viele der neuern Geschichtschreiber, worunter natürlicher Weise der Abbé Fleury wieder nicht fehlt, desselben erwähnen. Nur gar zu leicht wird gewöhn-

Godfried, Grafen von Anjou, den man aber ja nicht mit dem Herzog Godfried von Lotharingen verwechseln darf, war schon in Rheims Klage geführt worden, daß er den Bischof von Mans gefänglich niedergeworfen und in enger Haft ihn noch immer halte. Der Pabst hatte demnach den Grafen vor das in Mainz zu haltende Concilium citiren lassen, und zwar unter Androhung der Strafe des Kirchenbannes, wenn er den Bischof nicht unverzüglich in Freiheit setze. — Ob der Graf der an ihn ergangenen Mahnung gefolgt, mithin vor dem Con-

lich das Uebernatürliche, Wunderbare und Auffallende ohne sehr strenge Prüfung in den Geschichtbüchern aufgenommen. Es macht ja Effekt, und darauf muß Rücksicht genommen werden. Indessen dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, daß die ganze Erzählung von der gelähmten Kinnlade von Binterim — gewiß keine kleine Autorität — im dritten Bande seiner Geschichte der deutschen Concilien nicht nur bezweifelt, sondern am Ende als völlig grundlos erwiesen wird. — Der Erste, der von diesem Ereigniß eine Erwähnung macht, ist Wibert, der jedoch aufrichtig genug ist, um hinzusetzen, daß er es blos durch Hören sagen erfahren habe. Spirensis Praesul Sibicho criminali reatu accusatus, voluit se expurgare terrifico sacramento dominici corporis; sed *ut fertur*, maxilla ejus mansit contorta paralysi, quamdiu praesentis vitae spatium duxit. (*Wibert.* Lib. II. cap. 5. ap. *Muratori* script. rer. Ital. T. II.) Alle übrigen alten Geschichtschreiber und Chroniker, größtentheils gleichzeitige Schriftsteller, als: Hermannus Contraktus, Lambert von Aschaffenburg, Adam von Bremen, Trithem und nachher selbst auch Baronius nichts davon wissen. Alle sagen im Gegentheil se purgavit. Zudem ist es gar nicht zu denken, daß ein so heiliger Pabst, wie Leo IX., einen Mann, den der Finger Gottes so warnend gezeichnet hatte, noch länger in dem heiligen Amte würde gelassen haben, und doch saß Sibicho, allen bischöflichen Verrichtungen obliegend, noch im Jahre 1054 auf seinem Stuhle.

cilium erschienen ist, und welcher Beschluß in dieser Sache gefaßt worden, darüber schweigen die Nachrichten. Vermuthlich hatte der Graf von Anjou den Bischof seiner Haft entlassen, und darauf sein Nichterscheinen, das ohnehin jetzt nicht mehr durchaus erfoderlich war, vor dem Concilium durch annehmbare Gründe zu entschuldigen gewußt.

12. In der zweiten Sitzung wurden die auf der Synode von Rheims gemachten Canons vorgelesen und einstimmig von dem Concilium auf das neue bestätiget. Indessen wurden denselben doch noch einige andere Verordnungen beigefügt. So z. B. ward geboten, daß die Geistlichen weder Jagdhunde noch Stoßvögel halten sollten, daß nur jene in einem Kloster als Mönche dürften aufgenommen werden, welche freiwillig und ohne allen Zwang in diesen Stand zu treten wünschten, auch das vorgeschriebene Alter dazu hätten. Ferner ward das Fasten an den Quatembergertagen vorgeschrieben, und daß die Bischöfe diejenigen, die sich zum Empfang der heiligen Weihen darstellten, während des heiligen Meßopfers *) weihen sollten. Da man, besonders bei großen öffentlichen Calamitäten, bisweilen noch ein besonderes Fasten anordnete, das man jejunium banni nannte, so ward die genaue Beobachtung desselben jetzt ebenfalls zu einem Kirchengebote gemacht, und endlich ward auch noch verordnet, daß das, zwar schon längst eingeführte, aber noch nicht allgemein und überall gefeierte Fest der Empfängniß Mariä nun für immer und in allen Kirchen, und zwar an demselben Tage, nämlich den 8. Dezember, jedes Jahres sollte gefeiert werden.

*) Diese Verordnung machte der Pabst deswegen, damit die Bischöfe gezwungen wären, die heiligen Weihen nüchtern zu ertheilen.

13. In der dritten Sitzung wurden verschiedene unter den Bischöfen entstandene Streitigkeiten entschieden. Zum großen Erstaunen des Erzbischofes Hugo von Besançon trat jetzt zuerst ein gewisser Bertold auf und behauptete, er sey der rechtmäßige Erzbischof der Kirche von Besançon. Von dem König Rudolph von Burgund habe er das Erzbisthum erlangt, und, nachdem er consecrit worden, auch alle bischöfliche Funktionen verrichtet, bis er endlich von dem Grafen Wilhelm von seiner Kirche sey vertrieben worden. — Erzbischof Hugo, von dem Pabste zu Beantwortung dieser Klage aufgefodert, bewies klar und unumstößlich, daß Bertold nie von dem Clerus und Volke sey zum Bischof gewählt worden; wohl habe er das Bisthum um eine große Summe Geldes von dem König erkauft, sey aber von der Geistlichkeit und dem Volke von Besançon nicht angenommen worden, daher auch nie zum Besitze dieser Kirche gekommen, habe folglich auch von Niemand daraus vertrieben werden können. Mit Einstimmung des Conciliums entschied nun der Pabst zu Gunsten des Erzbischofes von Besançon, und bestätigte demselben das Privilegium des Palliums und des Kreuzes. Dem Bertold ward unter der Strafe des Anathems verboten, mit seinen ungegründeten Ansprüchen noch ferner die Kirche von Besançon zu belästigen. Man hielt diese Sache für so wichtig, daß selbst der Kaiser diesen Urtheilsspruch unterzeichnete und eine besondere Urkunde darüber ausfertigen ließ. — Nun brachte vor dem Concilium auch der Bischof von Constanz seine alte Beschwerde vor, mit der er sich schon an den Kaiser gewandt hatte, von diesem aber an den Pabst war gewiesen worden. Der auf dem Concilium anwesende Abt von Reichenau war nämlich zu Rom von dem Pabste geweihet worden. Der Bischof glaubte sich dadurch

in seinen Rechten gekränkt, indem die Abtei in seiner Diöcese liege. Aber der Abt legte die seiner Abtei schon vor länger als fünfzig Jahren von den Päbsten ertheilten Privilegien vor. Eines davon bestimmte ausdrücklich, daß der jedesmalige Abt des Klosters von Reichenau nur von dem Pabste oder einem von demselben dazu besonders beauftragten Bischof geweihet werden soll, und da der Constanzer Bischof gegen diese Privilegien, deren Aechtheit außer allem Zweifel war, nichts einzuwenden hatte, so fällte der Pabst das Urtheil, daß die Abtei unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehe. Auch einen Jurisdiktionsstreit zwischen dem Bischof von Würzburg und dem Abt von Fulda, über den der Erstere die Gerichtsbarkeit behaupten wollte, entschied der Pabst zum Vortheil des Letztern. Ueberhaupt suchte Leo auf alle Art den Mönchsstand ehrwürdig zu machen, und die Klöster sowohl gegen die Eingriffe der Bischöfe als auch gegen die Beeinträchtigung der weltlichen Großen zu schützen. — Damit für genaue Befolgung der auf dem Concilium genommenen Beschlüsse gehörig gesorgt werde, ernannte Leo, bevor er Mainz verließ, den Erzbischof dieser Stadt, nämlich den heiligen Bardo, zum päbstlichen Legaten *).

*) Bardo war von edler Abkunft. Aber seine Eltern waren nicht sehr begütert. Frühzeitig ward er in die Klosterschule von Fulda gebracht. Hier erhielt er seine wissenschaftliche Bildung und ward, sobald er zum Jüngling gereift war, auf sein Bitten von dem Abt, der ihn sowohl seines frommen Wandels, als auch seiner schnellen wissenschaftlichen Fortschritte wegen ungemein schätzte, in das Kloster aufgenommen. Durch sein demüthiges, dabei stets freundliches und zuvorkommendes Benehmen gewann der junge Bardo bald die Herzen aller Brüder im Kloster; denn von Jedem übernahm er dessen Arbeit, so schwer sie auch seyn mochte, sobald derselbe ihn nur darum bat. Als

daher nach einiger Zeit die Decansstelle in dem Kloster erledigt ward, ernannte ihn die ganze Gemeinde einstimmig zum Decan. Diese klösterliche Würde behielt er doch nur kurze Zeit, denn der ehrwürdige Abt Richard von Fulda, der Bardo's hohen Geist und dessen große Gelehrsamkeit, verbunden mit so vieler Demuth und ungeheuchelter Frömmigkeit, hatte kennen gelernt, ernannte ihn zum Prior eines neu erbauten, von der Abtei abhängigen, nach dem heiligen Andreas genannten Klosters. — Immer mehr und mehr sich allem Irdischen entreißend und nur seinem heiligen Berufe lebend, ward er nicht nur den Brüdern, die jetzt unter seiner Leitung standen, ein Muster aller klösterlichen Tugenden, sondern der Ruf seines heiligen Wandels verbreitete sich auch nach und nach in der ganzen weit umherliegenden Gegend. Selbst Kaiser Conrad II. und dessen Gemahlin Gisella hatten schon vieles von dem ausgezeichnet frommen Prior des Andreaskloster bei Fulda reden gehört. Als daher der Kaiser in die Gegend kam, ließ er sogleich den Bardo zu sich rufen, unterhielt sich lange Zeit mit ihm, und ward von dem Manne Gottes so sehr eingenommen, daß er ihn, als derselbe sich bei dem Monarchen wieder beurlaubte, mehrmals umarmte. Von Bardo's ungemeinen Fähigkeiten und dessen Heiligkeit hatte Conrad nun einen so hohen Begriff, daß er ihm bald darauf die Abtei Kaiserswerth gab, und als der Erzbischof Aribo in dem Jahre 1031 gestorben war, ihn gar auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhob. Aber auch Neid und Bosheit gegen den doch stets so demüthigen und anspruchslosen Bardo kannten jetzt gar keine Schranken mehr. Ohnehin herrschte längst schon zwischen den Welt- und Klostergeistlichen eine gewisse, immer gehässiger werdende leidenschaftliche Eifersucht. Auf alle hohe Kirchenwürden glaubten erstere allein nur gerechte Ansprüche zu haben. Als daher jetzt ein Mönch gar auf den ersten bischöflichen Sitz von Deutschland erhoben ward, war des Schreiens und Lärmens gar kein Ende mehr. Zur Leitung eines Klösterchens, hieß es, möchte ein so obscurer Mensch (homunculus) vielleicht taugen, aber gewiß nicht zum Regiment

einer ganzen Kirchenprovinz. Dort wäre er allenfalls an seiner rechten Stelle, aber nicht auf dem erzbischöflichen Sitz von Mainz: causantes *tantae rusticitatis homunculum* tam praecelsae sedis factum episcopum; re vera autem invidentes eum esse Monachum — — Monachus est, aliquid esse potuit in suo monasteriolo, nequaquam tali congruit solio. (Vita S. Bardon. ap. *Mab.* Saec. VI.) Was jetzt nur immer die Bosheit gegen Bardo ersinnen mochte, ward von dem Neide schnell und überall verbreitet. Manches davon kam auch zu den Ohren Conrads, so daß selbst dieser schwankend ward, und diesmal einen Mißgriff gethan zu haben befürchtete. — Aber nun geschah es, daß zur Feier des gleich darauf folgenden Weihnachtsfestes der neue Erzbischof von dem Kaiser nach Goslar berufen ward. Hier hielt er am ersten Tage der Feier eine kleine Anrede an den Kaiser und die zahlreich versammelten Bischöfe und Fürsten. Die Rede war ganz einfach, fromm und vorsätzlich völlig schmucklos. Jetzt glaubten seine Feinde triumphiren zu können. Die ganz anspruchlose, obgleich herzliche Rede ward nun ein großer Gemeinplatz, auf dem alle Neider des Erzbischofes, größtentheils vornehme Geistliche, über denselben spottend, lachend und schmähend sich herumtummelten. Jetzt sähe man es, sagten sie, daß er nichts als ein bloser geistloser Mönch sey, der durchaus keine wissenschaftliche Bildung und am wenigsten die Gabe der Beredsamkeit besitze, höchstens für einen Mönchsprediger möchte er zu brauchen seyn, aber an der einem Erzbischofe geziemenden Würde der Rede fehle es ihm gänzlich. Am folgenden Tage hielt der Bischof von Metz den Gottesdienst, mithin auch die Predigt. Diese ward nun bis über die Wolken erhoben, damit ja der Contrast zwischen beiden dem Kaiser desto fühlbarer würde. Wirklich glaubte dieser auch jetzt sich in seiner Wahl geirret zu haben. Er war so ärgerlich darüber, daß er an diesem Tage gar nicht an der Tafel erschien. Aber am dritten Tage erschien Bardo wieder an heiliger Stätte und predigte nun mit einem solchen, jedes Gemüth durchglühenden Feuer, mit einer solchen Salbung und einer alle

Herzen so unwiderstehlich dahin reißenden Kraft, daß alle Zuhörer, deren Augen er oft während seiner Rede manche fromme Thränen entlockt hatte, innigst gerührt, und seine nun selbst ihn anstaunenden Neider zum Schweigen gezwungen wurden. — Niemand hatte eine größere Freude darüber, als der Kaiser selbst. Nun glaubte er wirklich in Bardo den rechten Mann gefunden zu haben, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, versicherte ihn seines unabänderlichen Wohlwollens, und wankte auch von jetzt an nie mehr in der hohen Meinung, die er von seinem Erzbischof gefaßt hatte. — Auch in seinem erzbischöflichen Palaste in Mainz behielt Bardo seine bisherige, strenge und enthaltsame Lebensweise bei. Nur in den letzten Jahren seines Lebens, als die Abnahme seiner körperlichen Kräfte es nothwendig machte, genoß er bisweilen etwas Fleisch. Gegen seine Umgebungen, Hohe wie Niedere, war er nichts als Milde und Nachsicht; aber desto strenger gegen sich selbst, und zwar so, daß der heilige Pabst Leo endlich ihm sehr ernste Bemerkungen darüber zu machen für nothwendig fand. — Obgleich den vielen, oft mit großer Anstrengung verbundenen Geschäften seines hohen Berufes sich unermüdet dahingebend, entzog er sich doch nie dem nächtlichen Gebete und Psalmengesang in der Kirche. — Seine Freigebigkeit gegen die Armen war so groß, daß selbst seine Verehrer befürchteten, sie möchte endlich in Verschwendung übergehen. Stets sah man ihn von Nothleidenden, Armen und Preßhaften umgeben. Seinen erzbischöflichen Palast nannte das Volk den Ofen und die Küche, an welchem alle Armen sich wärmten und alle Hungrigen sich speißten. — Seine Geduld und Sanftmuth waren so grenzenlos, daß es gar nicht mehr möglich war, ihn zu beleidigen; denn jede ihm zugefügte Unbild erwiederte er mit einer Wohlthat oder irgend einer, den Beleidiger erfreulichen Dienstleistung. Einem solchen heiligen Oberhirten flogen bald alle Herzen unwillkürlich entgegen. Mit jedem Tage stieg die allgemeine Verehrung gegen ihn, und nicht blos das Volk, auch alle Großen Deutschlands schaueten ehrfurchtsvoll zu ihm, wie zu einem von Gott ihnen gesandten Apostel

empor. Als er daher den von dem Erzbischofe Willigis angefangenen Bau der herrlichen, dem heiligen Martinus geweihten Kirche mit großem Aufwand aus eigenen Kosten vollendet hatte, waren bei der Feier der Tempelweihe nicht nur siebzehn Bischöfe, worunter drei Erzbischöfe, sondern auch Kaiser Conrad II., dessen Sohn, der schon zum deutschen König gekrönte Heinrich III., und beinahe alle Fürsten und Großen des Reiches gegenwärtig. — Allen Kirchen, Stiftungen und Klöstern war er ein zärtlicher Vater; die Erstern schmückte er mit kostbaren Tempelgaben und den Letztern verschaffte er reichlichen Unterhalt. Sein ganzes Wesen zerfloß in Demuth und Liebe: zwei Tugenden, so innigst und schwesterlich mit einander vereint, daß, in wessen Herzen die Eine nicht wohnt, auch die Andere nie Wohnung nehmen wird. — Gott begnadigte seinen Diener mit mehreren ausserordentlichen Gaben, und unter diesen auch mit jener der Weissagung. Mehrere wichtige künftige Ereignisse sagte er vorher, doch mehr sie blos andeutend, als deutlich sich darüber aussprechend, was nämlich seine Demuth ihm nicht zuließ. Aber dem Bischof Gebhard von Eichstädt sagte er ganz bestimmt und deutlich voraus, daß ihn Gott einst noch auf den Stuhl des heiligen Petrus erheben würde. Selbst als er noch gemeiner Klostergeistlicher in der Abtei Fulda war, scheint er von Gott bisweilen besonderer Offenbarungen gewürdiget worden zu seyn. Sehr fleißig und beinahe ununterbrochen las er damals das Buch des heiligen Pabstes Gregors des Großen, über die Pflichten der Seelsorge eines guten Hirten. Von dieser Lectüre fühlte er sich so angezogen, daß er das Buch stets in Händen hatte. Dieß bemerkten endlich die übrigen Brüder im Kloster und fragten ihn eines Tages, warum er doch dieses Buch immer bei sich führe. Lachend erwiederte ihnen Bardo: „Dieß muß ich so thun; denn es könnte ja einmal eine Zeit kommen, wo es einem König in einer Anwandlung von närrischer Laune einfiel, einen Menschen, wie mich, zum Bischofe zu machen, und da müßte ich doch in allen den Dingen, die in dem Buche stehen, gründlich unterrichtet seyn.“ — Herzlich lachten die Brüder. Bardo

lachte mit, sagte ihnen aber doch mit einem durch den bisherigen Scherz gemilderten Ernste: Sie würden einst inne werden, daß er jetzt wahr geredet habe. — Auch die Stunde seines Todes ward ihm im Gebet von Gott geoffenbart. Mit dem Kaiser Heinrich III. und mehreren Fürsten feierte der heilige Erzbischof das Pfingstfest zu Paderborn. Er hielt das Hochamt, trat nach dem Evangelium auf die Stufe des Altars und hielt, wie es gewöhnlich war, eine dem hohen Feste angemessene Rede. Als er nahe am Schlusse derselben war, hielt er auf einmal inne, seufzte laut zu Gott und bat dann alle Anwesenden, ihm mit ihrem Gebete zu Hülfe zu kommen, indem der Herr ihn jetzt von dieser Welt abrufe. Die ganze Versammlung erschrack bei diesen Worten. Bardo war zwar in Jahren schon ziemlich weit vorgerückt, auch allen, sein Alter gewöhnlich begleitenden Infirmitäten unterworfen, aber im Ganzen genommen dennoch gesund, und nichts schien wenigstens auf eine unmittelbare Nähe des Todes zu deuten. Viele trösteten sich also mit der Hoffnung, daß sie wohl ihren geliebten Erzbischof noch ein paar Jahre besitzen und die Stunde der Trennung noch nicht so ganz nahe seyn könnte. Aber kaum war der Heilige, der am dritten Tage nach dem Fest Paderborn verließ, eine Stunde von dieser Stadt entfernt, als er mit dem Pferde stürzte. Der Fall war sehr heftig und die Folge davon war sogleich eine schwere Krankheit, die so reißend schnelle Fortschritte machte, daß er schon nach wenigen Tagen in dem ein- oder zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters daran starb (1051). — Mehrere Wunder wirkte Gott an dem Grabe seines treuen Dieners, daher auch dessen Heiligsprechung nachher kein Hinderniß entgegen stand.

14. Der Pabst ging nach Beendigung der Mainzer Synode nicht sogleich wieder über die Alpen zurück. Er besuchte noch eine Menge merkwürdiger Orte in Lotharingen, Elsaß, in den Thälern der Vogesen und in Schwaben. In dieser Provinz hielt er sich einige Wochen auf, beehrte beinahe alle

Klöster mit seiner Gegenwart, ertheilte ihnen Privilegien, schmückte ihre Kirchen mit heiligen Reliquien und gab überall Beweise, wie sehr er das einsame, geräuschlose Leben der Mönche ehre, und wie sehr er von dem überschwänglichen Segen überzeugt sey, den das Gebet frommer, enthaltsamer Klostergeistlicher auf die Kirche, wie ganze Völker herabziehe. Auf dieser Reise geschah es, daß Gott dem frommen Streben seines Dieners, des Pabstes, durch ein offenbares Wunder vor allem Volke Zeugniß gab. Leo feierte nämlich zu Reichenau das Fest des heiligen Clemens, weihete auch an diesem Tage allda eine Kirche ein. In der Gegend befand sich seit einiger Zeit ein Besessener, der von dem Teufel hart geplagt ward. Das Volk, in der Hoffnung, daß dem armen Menschen vielleicht von dem Pabste könnte geholfen werden, brachte ihn, mit starken Ketten gebunden, in die Kirche. Sobald er diese betrat, fing er furchtbar zu toben und zu wüthen an. Der Pabst stand an dem Altar, und als er, nach der Ursache des schrecklichen Getöses forschend, sich umwandte und den Unglücklichen bemerkte, machte er über ihn das Zeichen des heiligen Kreuzes, und sogleich verließ denselben der Dämon. Der Mensch ward ruhig, und von seinen Ketten gelöst, wohnte er mit Erbauung dem Gottesdienste bei, blieb auch von diesem Augenblicke an gesund und von dem Bösen befreit. — In der Mitte des Dezembers verließ Leo endlich Deutschland und war am 25. dieses Monates schon in Verona, wo er das heilige Weihnachtsfest feierte. Ungefähr vier bis fünf Wochen blieb der Pabst in dieser Stadt. Erst mit Anfang der Fasten brach er von Verona auf und kehrte nach Rom zurück, wo das im vorigen Jahre ausgeschriebene, vierzehn Tage nach Ostern zu haltende Concilium seine Gegenwart nothwendig machte. —

15. Leo weilte nicht lange in Rom. Sobald das nach Ostern in dem Lateran gehaltene Concilium*) beendiget war, verließ er wieder die Stadt, um auch den nicht minder bedrängten Kirchen und Völkern Unteritaliens Trost und, wo möglich, Hülfe zu bringen. — Die Normänner waren jetzt im Besitze von ganz Calabrien und Apulien. Nur wenige Städte, aber unter diesen die bisher unbezwingbare Stadt Bari mit ihrem Hafen, — für die Griechen der Schlüssel zu Unteritalien, — gehörten noch dem Hofe von Constantinopel. Daß jedoch auch diese bald verloren gehen würden, daran war nicht zu zweifeln. Indessen hatten die Normänner noch keine Bürgschaft für den sichern Besitz ihrer gemachten Eroberungen. Sie betrachteten sich also immer noch als ein im Kriegsstande befindliches, von lauter Feinden oder zweideutigen Freunden umgebenes Volk, errichteten daher auf ihren Gebieten eine Menge

*) Auf diesem Concilium waren fünf und fünfzig Bischöfe, und unter diesen auch der Patriarch von Gredo, und mehr als dreißig Aebte aus allen Gegenden des Abendlandes versammelt. Berengars unlängst entdeckte Häresie gegen das allerheiligste Altarssakrament und die Ausrottung der beiden, die Kirche damals so sehr befleckenden Laster der Simonie und der Unenthaltsamkeit des Clerus waren die vorzüglichsten Gegenstände, womit die versammelten Väter sich auf dieser Synode beschäftigten. Die darauf gepflogenen Verhandlungen sind zwar nicht auf uns gekommen, jedoch sollen andern Nachrichten zufolge mehrere Priester und Diaconen, sowohl in Rom und dem römischen Gebiete, als auch in dem Toskanischen, ihrer Unkeuschheit wegen von dem Dienste des Altars entfernt worden seyn. Endlich ward auf demselben auch der vor ungefähr einem halben Jahrhundert gestorbene Bischof Gerhard von Toul von dem Pabste heilig gesprochen.

Burgen und feste Schlösser, fielen in die benachbarten Landschaften ein, raubten, plünderten und mordeten, verschonten weder Kirchen noch Klöster, und waren nicht nur für die Bewohner der von ihnen eroberten Länder, sondern für ganz Unteritalien eine furchtbare Geißel. Die longobardischen Fürstenthümer Benevent, Salerno, Capua, Tarento, Amalfi rc. waren schon ganz in der Nähe, in größerer Ferne auch die Besitzungen des römischen Stuhles, und endlich selbst ganz Italien bedrohet. Wer konnte wissen, wann und wo dieses eben so tapfere als wilde, bisher stets siegreiche fremde Volk seinen Eroberungen eine Grenze setzen würde? — Alles an Ort und Stelle zu erkunden, als Friedensmittler zwischen den Normännern und den von ihnen mißhandelten Völkern, den Letztern Ruhe und Sicherheit zu verschaffen, und die schon so lange gestörte bürgerliche Ordnung bei ihnen wieder einzuführen, war also, in Verbindung mit seiner Sorgfalt für die Kirchen in jenen Gegenden, der Hauptzweck von dieser Reise des Pabstes. Im April war er schon zu Monte-Cassino, zu St. Michael auf dem Berge Gargano und zu Benevent, wo er das Volk, weil noch immer im Aufruhr gegen den Kaiser begriffen, mit dem Banne belegte. Zu Salerno hielt er ein Concilium, auch in Siponto, wo er zwei Erzbischöfe, weil der Simonie überführt, ihres heiligen Amtes entsetzte. In Melfi hatte er eine Zusammenkunft mit einigen normännischen Häuptern, besonders mit Robert Guiscar, Herzog von Apulien. Er suchte in den verwilderten normännischen Gemüthern, wo möglich, christliche, mithin gerechte und milde Gesinnungen zu wecken, sie von Beraubung der Kirchen und Klöster abzuhalten, diese im Gegentheil ihrem Schutze zu empfehlen. Mit vieler Ehrerbietung hörten zwar die normännischen Fürsten ihn

an, aber demungeachtet gingen die Ermahnungen des Pabstes, wie es die nächste Folge zeigen wird, unbeachtet* an den Ohren derselben vorüber. — Während des Pabstes jetzigem Aufenthalt in Unteritalien geschah es auch, daß durch die Ungeschicklichkeit eines Dieners an der Tafel des Pabstes der hölzerne Becher des heiligen Remigius, den ihm der Abt Herimar zum Geschenke gemacht hatte, verbrochen ward. Für Leo's Herz war dieser Zufall ungemein schmerzhaft. Er ließ sich die gebrochenen Stücke geben. Ueber seinen Verlust seufzend, hielt er sie einen Augenblick in der Hand, und fing dann an, obgleich ganz absichtlos und gleichsam nur wie damit spielend, sie wieder zusammenzusetzen. Aber wie sehr waren jetzt nicht der Pabst und die Anwesenden erstaunt, als alle Stücke des Bechers fest beisammen blieben, und auch nicht die mindeste Spur, daß er zerbrochen gewesen, daran bemerkbar war.

16. Aus Unteritalien ging Leo in das Toscanische. Hier hatte er Gelegenheit, der Wohlthäter ganz Italiens zu werden. Den pisanischen Jahrbüchern zu Folge, hatte nämlich im Anfange dieses Jahres ein afrikanischer Emir, der wahrscheinlich ein kühner Seeräuber war, und den die erwähnten Jahrbücher Musgedus und Musedus nennen, jedoch ganz gewiß nicht so geheißen haben wird*),

---

*) So wie die arabischen Geschichtschreiber, als sie in den Zeiten der Kreuzzüge mit den Abendländern bekannt wurden, die fränkischen Namen oft auf das lächerlichste und bis zur völligen Unkenntniß entstellten und verkrüppelten, eben so sind auch die griechischen und abendländischen Geschichtschreiber mit den arabischen Namen verfahren. Daß Mugedus oder Musedus z. B. kein arabischer Name ist, sieht jeder von selbst ein; wahrscheinlich mag er Mahsud geheißen

die Pisaner aus Sardinien vertrieben und sich der Insel bemächtiget. Ganz Oberitalien gerieth darüber in Schrecken, denn alle Seestädte auf der ganzen langen Küstenstrecke waren jetzt jeden Augenblick den räuberischen Ueberfällen der Saracenen ausgesetzt. Die Pisaner, ohnehin schon seit einiger Zeit mit Lucca in einer blutigen Fehde verwickelt, wagten es jetzt um so weniger, eine Flotte und ein Heer nach Sardinien zu schicken, da sie befürchten mußten, daß die Einwohner von Lucca den Augenblick, wo jetzt Pisa von Soldaten und Schiffen sich entblößt hätte, benutzen und in das pisanische Gebiet einfallen würden. Die Streitigkeiten zwischen beiden Städten glich nun Leo friedlich aus, ermunterte die Pisaner zu einem neuen Zug nach Sardinien, ließ durch seinen Legaten den Consuln von Pisa die Fahne des heiligen Petrus überreichen, ertheilte dieser Unternehmung gegen die Feinde der Christenheit seinen Segen, und versprach ihnen als Belohnung den rechtskräftigen Besitz der Insel *). So sehr die Pisaner vorher entmuthiget waren, so hoch stieg jetzt ihr Vertrauen auf die Wirkung des apostolischen Segens. Sie rüsteten eine Flotte aus, schickten dieselbe mit einem Heere nach Sardinien und entrissen den Saracenen zum zweitenmale ihre Eroberung, worauf der Pabst, seinem Versprechen gemäß, den

---

haben, und der Anführer einer zahlreichen Schaar africanischer Abentheurer gewesen seyn, mit denen er sich in Sardinien niederlassen und dort unter dem Schutz des Kaliphen von Africa eine eigene Herrschaft gründen wollte.

*) Es ist sonderbar, daß blos die Jahrbücher von Pisa dies erzählen, alle andere Geschichtschreiber aber und selbst die Biographen Leo's IX. davon schweigen, was nothwendig einige Zweifel an der Wahrheit jenes Berichtes erregen muß.

Pisanern gegen einen leichten, an die apostolische Kammer jährlich zu entrichtenden Zins den ungestörten Besitz der Insel bestätigte *). —

17. Leo eilte jetzt wieder nach Deutschland. Ganz besonders schien dieses ihm am Herzen zu liegen. Reinigung und Reformirung der Kirche in deren Gliedern, und Wiederherstellung derselben in ihrer primitiven Reinheit und Heiligkeit, war der große Zweck, den zu erreichen der Pabst sich unermüdet mit eben so viel Milde als Festigkeit bestrebte. Indessen mochte er jedoch wohl einsehen, daß das Uebel überall so tief gewurzelt wäre, daß er es trotz aller seiner Anstrengung doch nicht ohne thätige Mitwirkung der weltlichen Macht würde ausrotten können. Wirklich war auch Kaiser Heinrich III. ihm bisher nie hemmend entgegen getreten, hatte im Gegentheil die gottseligen Bemühungen des Pabstes auf alle Weise gefördert. Den Monarchen also in dieser Gesinnung zu erhalten und immer noch mehr zu befestigen, mußte demnach eine der ersten und wichtigsten Angelegenheiten des Pabstes seyn. Zudem konnte er auch mit Grund hoffen, daß, wenn auf allen bischöflichen Stühlen Deutschlands, damals so groß, so mächtig und vorherrschend, lauter würdige und heilige Männer säßen, und der gesammte hohe wie niedere Clerus nur einer und derselben heiligen Richtschnur folgte, eine ähnliche Umformung und

*) Pisani vero cum Romana sede firmata concordia, cum Privilegio et cum Vexilla sancti Petri accepta, invaserunt regem (Mugetum) et ceperunt illum et totam terram. — — Et Pisa fuit firmata de tota Sardinia a Romana sede. (Ann. Pis. ap. *Murat.* T. VI.) Die Wiedereroberung Sardiniens, so wie die Belehnung der Pisaner mit dieser Insel durch den römischen Stuhl gehören jedoch erst in das folgende Jahr.

Umänderung der Geistlichkeit auch in andern Ländern desto leichter bewirkt werden könnte. Endlich mag es vielleicht schon damals in den Gedanken des Pabstes gelegen seyn, die wilden Normänner, die mehr blos dem Namen als der That nach Christen waren, und die selbst die Macht des Glaubens und der Religion nicht zu zügeln vermochte, durch Waffengewalt aus Italien zu vertreiben, wozu er ebenfalls und ganz besonders der Hülfe Heinrichs bedurfte *). — Bevor jedoch Leo Italien verließ, hielt er noch das schon in Rom auf die Mitte Septembers nach Vercelli ausgeschriebene Concilium. Es ist beinahe nicht möglich, sich einen Begriff zu machen von der damals alle Vorstellung übersteigenden Verdorbenheit des italienischen Clerus, dem in allen Ausschweifungen mit schreckhaftem Beispiel die mailändische Geistlichkeit voranging, die in ihrem unwürdigen Erzbischof Guido anfänglich blos einen unthätigen Zuschauer aller ihrer Verirrungen, und nachher, als er selbst lasterhaft ward, auch noch eine Stütze und einen Vertheidiger aller im Schlamm der

---

*) Hermannus Contraktus sagt von den damaligen Normännern in Italien: Viribus adaucti indigetes bello premere (sc. coeperunt) injustum dominatum invadere, heredibus legitimis castella, praedia, villas, domus, uxores etiam, quibus libuit, vi auferre, res Ecclesiarum diripere, postremo divina et humana omnia, prout viribus plus poterant, jura confundere, nec jam apostolico Pontifici, nec ipsi Imperatori, nisi tantum verbo tenus cedere. — — Wilhelm der Apulier sucht jedoch seine Landsleute zu entschuldigen. Er behauptet, der griechische Dux Argyrus habe vorsätzlich die gehässigsten Gerüchte gegen die Normänner in Italien in Umlauf zu setzen sich bemühet. Wohl mag Manches in den Klagen gegen dieselben übertrieben gewesen seyn. Aber bei allem dem machten sie es doch arg genug.

Unzucht versunkenen Geistlichen fand. Der Bischof Gregor von Vercelli selbst, bei dem der Pabst, als er in die Stadt kam, seine Wohnung nahm, gehörte zu den verworfensten und schlechtesten Prälaten einer an sich schon durchaus verdorbenen Zeit. Wenige Tage, bevor Leo nach Vercelli kam, hatte er die Braut seines Oheims, eines sehr angesehenen Einwohners von Pavia, gewaltsam entführt, und obschon der Beleidigte das Bubenstück des Bischofes an allen öffentlichen Plätzen und in den Kirchen bekannt machte; so wußte Gregor doch alles so zu veranstalten, daß dem Pabste, während seines Aufenthalts in Vercelli, nichts davon zu Ohren kam *). — Das Concilium beschäftigte sich zuerst wieder mit Berengars Irrlehre, die sammt dem Buch des Erigena Scotus verdammt ward. Hierauf kamen Simonie und Unkeuschheit der Geistlichen zur Sprache. Ob der Pabst auch hier Schuldige fand — woran man gar nicht zweifeln möchte — und sie mit seiner gewöhnlichen Strenge bestrafte, oder ob vielleicht Bischöfe und Aebte durch falsche Eide sich reinigten, oder ob vielleicht auch, aus Mangel an gesetzlichen Anklägern, mancher Verbrecher seines Frevels nicht überführt werden konnte: darüber haben wir keine Nachrichten. Sicher entbrannte der fromme Pabst auch auf der Synode von Vercelli in heiligem Eifer gegen die unter der Geistlichkeit Italiens eingerissenen Laster, wird auch gewiß wieder sehr zweckmäßige Verordnungen dagegen erlassen haben. Aber bei allem dem konnte er doch von dem vielen Unkraut, das mit so furchtbar üppiger Fruchtbarkeit in allen italienischen Kir-

*) Diesen Verbrecher ereilte jedoch schon im folgenden Jahre die ihm gebührende Strafe. Auf einem Concilium in Rom des Ehebruchs und Frauenraubs angeklagt, ward er des bischöflichen Amtes entsetzt.

chen hervor gesprossen war, nur hie und da Etwas ausreißen, das Uebel jedoch mit der Wurzel auszurotten, vermochte er für jetzt noch nicht. Indessen ward doch Humfred von Ravenna, der den Stuhl des heiligen Petrus eines nicht unbedeutenden Theils seines ihm nicht zu bestreitenden Patrimoniums berauben wollte, nach dem Bericht des Wibertus mit dem Banne belegt*).

18. Nach Beendigung des Conciliums ging Leo zum zweitenmale über die Berge, und befand sich in den ersten Tagen des Februars 1051 schon wieder in Augsburg, wo er gemeinschaftlich mit dem Kaiser das Fest der Reinigung Mariä feierte. Eine Menge Bischöfe und Reichsfürsten waren nach Augsburg geeilet, um den heiligen Vater zu begrüßen. Auf den Ruf des Kaisers war auch der excommunicirte oder suspendirte Erzbischof Humfred von Ravenna gekommen. Nach seiner Verurtheilung auf dem Concilium von Vercelli hatte Humfred, statt dem römischen Stuhle sich zu unterwerfen, es für rathsamer gefunden, sich an den kaiserlichen Hof zu wenden, auch wirklich unter den deutschen Bischöfen Männer gefunden, die mit vieler Wärme sich bei dem Kaiser für ihn verwandten. Als einen ungemein eifrigen Vertheidiger der schlechten Sache Humfreds erwieß sich vorzüglich der, in schwelgender Ueppigkeit lebende, dem Geiste der Religion und seiner Kirche völlig entfremdete Bischof Nitger von

---

*) Andere berichten, er sey blos in seinen erzbischöflichen Verrichtungen suspendirt worden. So auch Hermannus Contraktus: Dominus Papa Hunfridum Archiepiscopum pro quadam inter Ravennatem et Romanem Ecclesiam contentione ab officio suspendit. (Ad an. 1050.)

Freisingen. Doch dieser schied bald darauf aus der Reihe der Lebenden. Von dem Kaiser, gegen das Ende dieses Jahres, gerade in Angelegenheiten der erzbischöflichen Kirche von Ravenna, dahin gesandt, hatte Ritger sich dort die frevelhaftesten Reden gegen den Pabst erlaubt. In einem Anfall seines leidenschaftlichen Zorns, oder vielmehr einer Art von Tollheit, rief er eines Tages, die Hand an die Kehle legend, wüthend aus: „Möge durch diesen Hals ein Schwert fahren, wenn ich nicht die Absetzung dieses Pabstes zu Stande bringe!“ — Diesem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße. Noch an demselben Tage fühlte er heftige Schmerzen an dem Hals, und das Uebel nahm so reißend schnell zu, daß er schon am dritten Tage, und zwar leider unbußfertig, daran starb. — Es bedurfte nur einer kurzen Unterredung des Pabstes mit dem Kaiser, um diesen von der Ungerechtigkeit des Erzbischofes und dessen sündhaftem Betragen gegen das Oberhaupt der Kirche zu überzeugen. Auf einem öffentlichen Tage, den der Kaiser jetzt in Augsburg hielt, mußte Humfred in einer zahlreichen Versammlung von Bischöfen und Fürsten sich zu den Füßen des Pabstes werfen, und kniefällig um die Lossprechung flehen. In diesem Augenblicke erhoben sich alle Bischöfe, und vereinten ihre Bitten mit jenen des auf den Knieen Liegenden. Dieser Schmerz umwölkte die Stirn des heiligen Vaters, als er sah, daß für einen Mann, dessen Verstocktheit er kannte, sich beinahe alle Bischöfe Deutschlands so sehr interessirten. Indessen gewann bei Leo doch dessen natürliche Milde auch hier wieder die Oberhand. Er verzieh dem Erzbischofe, und ertheilte ihm die Lossprechung, sprach aber dabei zu den anwesenden Bischöfen folgende merkwürdige Worte aus: „Möge nach dem Maße der Aufrichtigkeit seines Herzens ihm auch der Allmächtige Verzeihung

seiner Sünden gewähren." — Mit einem hämischen, nur schlecht verborgenen Lächeln erhob sich der Erzbischof wieder von der Erde. Dieß war dem Auge des Pabstes nicht entgangen, und in seinem Herzen die Verkehrtheit des Menschen still bejammernd, sagte er zu Einigen der ihm am nächsten Stehenden ganz leise: „Wehe dem Unglücklichen! Er ist todt." — Wirklich ward Humfred ein paar Tage darauf von einer schweren Krankheit befallen. Die Kunst der Aerzte vermochte nicht, ihn völlig wieder herzustellen. Kränkelnd verließ er Augsburg und kehrte nach Ravenna zurück, wo er schon im August desselben Jahres starb. — Während seines jetzigen Aufenthalts in Deutschland erhob Leo auch zu Toul, seinem ehemaligen bischöflichen Sitze, die Gebeine des im zweiten Concilium in Rom heilig gesprochenen Bischofes Gerhardus. Die Feierlichkeiten dabei waren dieselben, wie auch bei Erhebung des Leichnams des heiligen Remigius in Rheims. — Als man von dem Grabe des heiligen Gerhardus den Stein hinweg wälzte, fand man den Körper desselben, obgleich schon sechs und fünfzig Jahre in dem Grabe liegend, doch noch völlig unversehrt. An keinem der Glieder, weder an dem weisen Bart noch dem Haar um den Scheitel, hatte die Verwesung den mindesten Antheil gehabt. An dem Altar, welchen jetzt der Pabst dem Heiligen weihete, bestätigte Gott selbst, durch mehrere wunderbare Gnadenerweisungen, besonders in Heilung unheilbarer Krankheiten, die Heiligkeit seines Dieners Gerhardus. — Was der Pabst und der Kaiser noch ferner zum Besten der allgemeinen Kirche unter sich mögen besprochen haben: dieß blieb ein Geheimniß. — Der Pabst verließ Deutschland im Anfange der Fasten, und befand sich am 31. März wieder in Rom, wo er, weil auf diesen Tag in dem Jahre 1051 das heilige Osterfest fiel,

in der St. Laurentiuskirche feierlichen Gottesdienst hielt.

19. Eben so besorgt für das zeitliche Wohl der Völker, als für deren ewiges Heil, hielt auch diesmal Leo sich nicht lange in Rom auf, denn eine Menge von vielen Orten her eingelaufener Klagen über die zunehmenden Gewaltthätigkeiten der Normänner und deren schonungslose Härte gegen die Einwohner riefen ihn wieder nach Unteritalien. Sobald also der Pabst in einem gleich nach Ostern in Rom gehaltenen Concilium einige Streitigkeiten, besonders jene zwischen dem Bischof von St. Sabino und dem Abt des Klosters Farva entschieden, verschiedene andere kirchliche Angelegenheiten geordnet, und endlich auch ein paar mächtige römische Barone zur Herausgabe einiger in Zeiten der Verwirrung der römischen Kirche entrissener Burgen und Schlösser gezwungen hatte, verließ er sogleich wieder Rom, um sich nach den südlichen Provinzen Italiens zu begeben. Die Beneventianer waren indessen zur Besinnung gekommen. Die besser Denkenden hatten in der Stadt die Oberhand bekommen, des im vorigen Jahre verstorbenen Fürsten Pandulphs Sohn, der gleich seinem Vater ebenfalls Pandulph hieß, aus der Stadt gejagt und durch Gesandte, die sie an den Pabst geordnet, um Verzeihung und Lossprechung geflehet. Leo sprach sie demnach jetzt von dem Banne los, beehrte auch die Stadt einige Tage lang mit seiner Gegenwart. Von Benevent begab er sich nach Salerno, von da nach Capua und nach mehrern andern Städten Unteritaliens. Ueberall fand er die gegen die Normänner erhobenen Klagen nur zu sehr gegründet, und aller Orten war ihm schon eine Menge Unglücklicher begegnet, welche bejammernde Spuren normännischer Grausamkeit an sich

trugen, Menschen mit ausgerissenen Augen, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. Aber fest stand nun auch sein Entschluß, das wilde Volk der Normänner, das, wie er wähnte, nicht zu bessern wäre, durch Waffengewalt von dem italienischen Boden zu vertreiben. Mit diesem Gedanken beschäftiget, waren seine Blicke jetzt vorzüglich auf Deutschland gerichtet. Mit eilendem Schritte durchzog er also Oberitalien, hinterließ jedoch, wie gewöhnlich, an mehrern Orten wieder Beweise seiner Frömmigkeit wie seiner Sorgfalt für die Kirchen, und befand sich noch vor Ende des Jahres wieder in seinem ehemaligen, seinem Herzen so theuern Vaterlande. — Weit längere Zeit, als bei seinen frühern Besuchen, weilte Leo diesmal auf deutschem Boden. Das ganze folgende Jahr Ein Tausend und drei und fünfzig blieb er allda und kehrte erst im Februar des Jahres 1054 wieder nach Italien zurück. Während seines jetzigen Aufenthalts in Deutschland kam auch, wegen verschiedener Foderungen des römischen Stuhles, denen jedoch Heinrich III. Genüge zu leisten sich sträubte, ein beide Theile vollkommen befriedigender Vergleich zu Stande. In frühern Zeiten waren nämlich die reiche Abtei Fulda nebst noch einigen andern in derselben Gegend gelegenen Abteien dem heiligen Petrus geschenkt worden, und hatten daher geraume Zeit einen jährlichen Zins nach Rom entrichtet. Eben so hatte auch Heinrich der Heilige dem römischen Stuhle das Bisthum Bamberg geschenkt, und dieses ebenfalls jedes Jahr einen weißen Zelter und hundert Mark Silber als Zins nach Rom gesandt. Während der lange dauernden unruhigen Zeiten, und als Stürme von Innen und Außen den römischen Stuhl erschütterten, war Beides in völlige Vergessenheit gerathen. Leo, der es für seine Pflicht hielt, das in jener unseligen Periode so sehr geschmälerte Patri-

monium des heiligen Petrus so viel möglich wieder herzustellen, hatte schon einigemal den Kaiser ersucht, das Bisthum wie die Abteien dem römischen Stuhle zurückzugeben. Dieses Ansuchen stellte er auch jetzt. Heinrich, der die römische Kirche in ihren Rechten nicht kränken, aber auch über dieses Bisthum wie über die Abtei Fulda noch ferner verfügen wollte, schlug nun einen, von dem Pabste auch sogleich genehmigten Tausch vor. Diesem zu Folge entsagte nämlich jetzt Leo allen Ansprüchen auf die erwähnten Kirchen, und Heinrich überließ ihm dafür Benevent und noch einige andere südlich von Rom gelegenen italienischen Oerter, jedoch mit dem Vorbehalt der Verpflichtung für das Bisthum Bamberg, jährlich zwölf Mark Silber dem heiligen Stuhle zu entrichten.

20. Sobald die Jahreszeit es erlaubte, eröffnete der Kaiser seinen Feldzug gegen den König Andreas in Ungarn. Dieser hatte in seinem Streite mit dem Kaiser den Pabst um dessen Vermittelung ersucht. Leo begab sich demnach eiligst nach Ungarn. Als er ankam, stand Heinrich vor Preßburg und belagerte diese Stadt. Durch seine Ermahnungen und Vorstellungen vermittelte Leo sogleich einen Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und dem ungarischen König, und bewog dann den Letztern zuerst, und zwar für den Kaiser sehr vortheilhafte Friedensvorschläge zu machen. Andreas begehrte nämlich nur Zusicherung völliger Vergessenheit alles Geschehenen, und erbot sich zu demselben jährlichen Tribut, den auch der entsetzte König Petrus dem Kaiser zu entrichten sich verbindlich gemacht hatte. Aber in Heinrichs nächster Umgebung hatte Leo geheime Feinde. Längst schon eifersüchtig über des Pabstes Einfluß auf den Kaiser, suchte ihr Neid jetzt dem Pabste wenigstens

den Ruhm und die Ehre eines Friedensstifters zu rauben. Durch mancherlei Vorspiegelungen gelang es ihnen nun wirklich, den Monarchen, der ohnehin im strengsten Sinne des Wortes Oberherr von Ungarn seye, das heißt, ganz nach Willkür damit verfahren sollte, dahin zu bringen, daß er die Vorschläge des ungarischen Fürsten zurückwieß. Unglücklicher Weise für Heinrich glückte es gleich darauf den Ungarn, durch eine List bei nächtlicher Weile die Transport- und Proviantschiffe der Deutschen zu durchlöchern, so daß die meisten derselben in den Grund sanken. Durch den Verlust beinahe seines ganzen Vorrathes an Lebensmitteln zum Rückzuge gezwungen, wollte Heinrich die früher ihm gemachten Bedingungen eingehen; aber seiner Seits weigerte sich jetzt dessen der König Andreas. Diesem drohete zwar der Pabst mit dem Banne, ließ jedoch, wohl einsehend, auf welchem eigentlich die größere Schuld laste, die Drohung nicht in Erfüllung gehen *). Indessen kam doch, und gewiß

*) So erzählt es Wibertus, und mit ihm stimmt in der Hauptsache auch Siegebert von Gembloues überein. Aber ganz anders lautet der Bericht des Hermannus Contraktus. Dieser sagt: Inde ipse (Imperator) in Panonicam expeditionem proficiscitur. Unde Andrea Ungariorum rege pacis pactum parvipendente Brezzizburch (Presburg) castrum imperator obsessum multis machinis oppugnavit; sed nullo modo capere potuit. Interim dominus papa Leo, ab Andrea accistus, cum pro pace componenda laborasset, Imperatorem ab obsidione devocavit, utpote sibi per omnia consentaneum. Sed econtra Andream, consitiis suis et versutiis sese experiens deludentem illum excommunicare minatus est. — Wie es uns deucht, möchten beide, dem Scheine nach von einander abweichende Berichte sich vielleicht gegenseitig einigermaßen ergänzen; daher wir auch glauben, uns hier oben der Wahrheit so ziemlich genähert zu haben.

nicht ohne die stets von Einsicht geleiteten Bemühungen des Pabstes noch in diesem Jahre zwischen Deutschland und Ungarn der dem Leser schon bekannte Friede von Tribur zu Stande.

21. Aber immer mehr und mehr fing jetzt Deutschlands kirchlicher Himmel an sich zu trüben. Die vornehmsten Leuchten der deutschen Kirche waren seit einiger Zeit erloschen, der ehrwürdige Erzbischof Humfred von Magdeburg, der fromme und erleuchtete Bischof Theodorich von Constanz und endlich gar der heilige Erzbischof Bardo von Mainz waren unlängst gestorben. Groß und schmerzhaft war der Verlust dieser Männer, besonders jetzt in einer Zeit, wo nur wenige von denen, welche Gott zu Hirten und Häuptern der Völker geordnet hatte, jenen Bischöfen sich zu verähnlichen suchten, welche einst, zu den Zeiten Heinrichs des Heiligen, Deutschlands bischöfliche Stühle schmückten. Wie in Italien und Frankreich fingen nun auch in Deutschland die Bischöfe an, in Ueppigkeit und schwelgendem Ueberfluß zu leben, unter leeren, nur kurzsichtige Augen blendenden Scheintugenden die Unlauterkeit ihres Wandels zu verhüllen, und durch Entfaltung fürstlicher Pracht mehr vor den Menschen zu glänzen, als durch heilige Berufstreue Gottes Wohlgefallen auf sich herabzuziehen. Tiefe Trauer überfiel den heiligen Pabst, dessen Blicke nichts von allem diesem entging, und der jetzt schon in prophetischem Geiste ahnete, welchem Schicksale einst, nach des frommen Kaisers Tod, Deutschlands Kirche entgegen gehen würde. Indessen that der Pabst alles, was er nur thun konnte. Sorgfältig vermied er, was nur immer die stolzen Gemüther noch mehr hätte erregen können. Er bat und ermahnte, zeigte überall eine mehr als menschliche Sanftmuth und Geduld, und in allen Breven

und Bullen, die er während seines jetzigen Aufenthalts in Deutschland erließ, weht ein ganz eigener himmlischer Geist der Demuth, der Liebe und des ängstlichsten, zärtlichsten Besorgnisses. Aber Bischöfen von der Art, wie jetzt die meisten derselben in Deutschland waren, mußte natürlicher Weise die lange Anwesenheit eines so heiligen Pabstes, wie Leo IX., immer lästiger werden. Ihnen mißfiel seine heilige Strenge. Selbst seine Milde und evangelische Demuth bildeten mit ihrem Stolze und fürstlichen Großthun einen sie selbst höchst beschämenden Contrast, und das Beispiel seines frommen und lautern Wandels war für Bischöfe, die nur nach Reichthum und Vermehrung ihrer Kirchengüter strebten, ein immerwährender, und obwohl schweigender, doch nicht minder beißender Vorwurf. So weit es also der ungeheure Abstand zwischen ihnen und dem höchsten Oberhaupt der Kirche nur immer erlauben mochte, suchten sie jetzt demselben überall zu trotzen, und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit durch mancherlei kleine Kränkungen des Pabstes sanftes und liebevolles Herz zu verwunden. Leo mußte nun manche bittere Erfahrungen machen, wovon wir nur eine, und zwar folgende, unsern Lesern hier mittheilen wollen. Der Pabst feierte nämlich mit dem Kaiser und vielen Bischöfen und Fürsten das heilige Weihnachtsfest in Worms. Am ersten Tage der Feier hielt der Pabst selbst, am zweiten aber der Nachfolger des heiligen Bardo auf dem Stuhle von Mainz, der Erzbischof Luitpold, als Metropolitan des Sprengels Worms, das Hochamt. In mehrern Kirchen war es damals Brauch, an hohen Festtagen mehrere Lectionen zu singen, welches jedoch eine Abweichung von dem Ritus der römischen Kirche war. Als nun auch jetzt ein Diakon des Erzbischofes, gleich nach dem Staffelgebet, eine Lection sang,

baten den Pabst die ihn umgebenden italienischen Prälaten, daß er dem Sänger Stillschweigen gebieten möchte. Wirklich ließ auch Leo sogleich dem Diakon bedeuten, mit seinem Gesang aufzuhören. Aber Humbert, so hieß der aufgeblasene junge Diakon, gab trotzige Antwort und fuhr zu singen fort. Leo wiederholte seinen Befehl, dem jedoch Humbert eben so wenig wie das erstemal gehorchte. Um den Gottesdienst nicht zu stören, wartete der Pabst, bis der Diakon seinen Gesang geendiget hatte, ließ ihn aber dann vor sich führen, entsetzte ihn seiner Halsstärrigkeit wegen des Diakonats und befahl ihm, die Diakonenkleidung abzunehmen. Dieß geschah. Aber wenige Augenblicke darauf sandte der Erzbischof an den Pabst und begehrte seinen Diakon zurück, damit derselbe während des Gottesdienstes seine Funktionen als Diakon verrichten könne. Natürlicher Weise weigerte sich dessen der Pabst, und der Erzbischof gab dem Anscheine nach sich zufrieden. Als aber das Evangelium gesungen war und das heilige Opfer anfangen sollte, setzte sich Luitpold auf seinen erzbischöflichen Stuhl, und ließ dem Pabste feierlich erklären, daß weder Er noch ein Anderer das hochheilige Opfer darbringen würde, bevor man ihm nicht seinen Diakon zurückgeschickt hätte. Leo hatte jetzt die Wahl, entweder mit Verletzung seiner Würde nachzugeben, oder durch eine völlige Störung des feierlichen Gottesdienstes sein apostolisches Ansehen zu behaupten. Leo wählte das Erstere, ertrug die ihm zugefügte Beleidigung mit Geduld, und ließ dem Humbert sein Diakonenkleid zurückgeben, worauf der stolze Erzbischof wieder an den Altar trat, und das heilige Opfer darbrachte *). Noch mehrere an-

*) Zur großen Freude des Abbé Fleury und dessen Geistesverwandten macht der Abt von Ursperg (bei *Bouq.*

dere Vorfälle, zwar nicht gerade von dieser Art, aber doch immer empfindlich genug für Leo's Herz, gaben demselben jetzt immer mehr und mehr die traurige Ueberzeugung, daß der größte Theil der deutschen Bischöfe, eher zu zerstreuen als mit ihm

---

T. XI.) zu obigem Ereigniß folgende, höchst seichte und auf beiden Seiten hinkende und daher nichts sagende Anmerkung: Qua in re et Pontificis autoritas et Apostolici consideranda est humilitas, dum et ille officii sui dignitatem defendere contendebat, et ille licet majoris dignitatis, metropolitano tamen in *sua dioecesi cedendum perpendebat.* — Dem zu Folge wäre also der Pabst in allen Diöcesen, nur mit Ausnahme jener des römischen Bischofes, gleich jedem andern fremden Bischofe zu betrachten. Worin bestünde aber dann die Jurisdiktion des Pabstes über alle Bischöfe und Erzbischöfe, wenn er in keiner Diöcese etwas zu sagen, und darin keine Mißbräuche abzustellen befugt wäre? Wie ganz anders sprechen darüber die vielen Entscheidungen der Väter schon in den ältesten Zeiten, so wie die ganze Geschichte unserer heiligen Kirche in allen Jahrhunderten. Eher zu entschuldigen wäre vielleicht der Erzbischof von Mainz, wenn seine Foderung, allenfalls unter dem Vorwand der nothwendigen Aufrechthaltung der hierarchischen Ordnung, blos darin bestanden hätte, daß der Pabst seinen Befehl nicht unmittelbar dem Diakon, sondern ihn dem Erzbischofe hätte zuschicken sollen, worauf dann Er und kein Anderer dem Diakon das Singen jener Lection untersagt haben würde. Aber auch in diesem Falle hätte Erzbischof Luitpold sich weit bescheidener und anständiger benehmen müssen, und die dem höchsten Oberhaupt der Kirche schuldige Ehrfurcht nicht aus den Augen lassen dürfen. — Am besten wäre es gewesen, wenn der Abt von Ursperg eine Bemerkung, die einer so abgeschmackten und zum Theil boshaften Deutung unterliegt, ganz hinweg gelassen hätte. Uebrigens zeugt dieselbe von dem, damals die deutschen Bischöfe herumtreibenden Geiste, und kann also als ein Beleg zu dem, was wir hier oben gesagt, betrachtet werden.

zu sammeln, gestimmt wäre. Da also der Pabst von Seiten der mit der Welt und ihrer Herrlichkeit buhlenden Bischöfe weder — wie wir so eben gesehen — unbedingte Anerkennung seiner apostolischen Machtvollkommenheit, und daher auch noch viel weniger ein freiwilliges und aufrichtiges Entgegenkommen erwarten konnte; mußte er auch manche, und zwar in ihren fernern Folgen sehr bedenkliche Uebel, von denen damals der deutsche Clerus schon angesteckt war, und die er im Anfange des vorigen Jahres, besonders als noch die Leuchte des heiligen Erzbischofes Bardo in der Kirche Deutschlands flammte, zu heilen hatte hoffen können, nun völlig unberührt lassen, sich tröstend, daß von dem Saamen, den er ausgestreut, doch hie und da ein Körnchen aufgehen, und das, was er angefangen, in einer bessern Zeit vollendet werden würde. — Der Hauptbeweggrund jedoch, der diesmal Leo IX. nach Deutschland geführt hatte, und auch dessen Aufenthalt allda noch immer verlängerte, war unstreitig die stets dringender werdende Nothwendigkeit, den Uebermuth und der grausamen Willkür der Normänner in Unteritalien endlich ein festes, nicht mehr zu überschreitendes Ziel zu setzen. Leo's diesfalls entworfener Plan war wohl überdacht und genau berechnet; aber dessen Ausführung bedurfte der Deutschen Hülfe. Diese zu leisten war auch Heinrich vollkommen geneigt. Dessen ungeachtet verzögerte sich der Abschluß der von dem Pabste diesfalls angeknüpften Verhandlungen weit länger, als man hätte vermuthen können. Aber nur zu fühlbar war auch hierin jetzt wieder der feindliche Einfluß einer, alle Bestrebungen des erlauchten Pabstes durchkreuzenden und untergrabenden Parthei an dem kaiserlichen Hofe. Doch überlassen wir jetzt auf einige Augenblicke diese mehr politische als kirchliche Angelegenheit ihrem,

wie wir bald sehen werden, unsichern und schwankenden Gange, und wenden uns einstweilen zu einem andern, ungefähr in dieselbe Zeit fallenden, das gläubige Herz des Pabstes nicht minder, wie die ganze Kirche Jesu betrübenden Ereigniß.

VII.

Irrlehre des Berengarius in Beziehung auf das allerheiligste Altarssakrament.

1. Während schon in den ältesten Zeiten des Christenthums, und beinahe durch alle Jahrhunderte hindurch, ein nie ruhender Geist des Zwiespalts und der Auflösung, das heißt, ein Geist der Ketzerei und Verneinung die orientalische Kirche und Christenheit verwirrte und nicht selten selbst den Staat mächtig erschütterte, blieb das Abendland, festhaltend an der Lehre der römischen Kirche, dieser nie getrübten Quelle göttlicher Wahrheit, ununterbrochen in der Reinheit und vollkommenen Einheit des Glaubens. Der Fanatiker, die ihre vermeintliche Ueberzeugung der Kirche entgegen setzen wollten, gebar das Abendland nur äußerst wenige, und ihr Streben, die reine Lehre zu trüben, ging stets schnell und völlig spurlos vorüber. Als am Ende des achten oder im Anfange des neunten Jahrhunderts der spanische Priester Felix die alte Gottlosigkeit der Arianer, nur in einer andern Form, wieder in das kirchliche Leben zurückrufen wollte, fand er weder Schüler noch Anhänger, bis auf einen Bischof, Namens Elipanto, der vielleicht mehr aus Unverstand als wirklich verkehrtem Sinne, die Ansichten des spanischen Priesters gut hieß. Felix schwur jedoch einige Zeit darauf seine arianische Ketzerei wieder ab, und kehrte in den Schoß der Kirche zurück; und was den schwachsinnigen Elipanto betraf, so fand er

es rathsam, seine verkehrte Meinung blos für sich allein zu behalten, und sie auch mit sich in das Grab zu nehmen. Der dritte und letzte solcher verschrobener Köpfe war endlich der dem Leser schon aus einem der frühern Bände dieser Geschichte hinreichend bekannte, unruhige, neuerungssüchtige und aufgeblasene Mönch Godeschalk. Aber dieses ungeregelten, lange Zeit in der Welt herumstreifenden und durch seine Streitsucht sich überall gehäßig machenden Mönches schreckliche, Gottes unendliche Barmherzigkeit, Liebe und Gerechtigkeit leugnende Lehre: „daß nämlich Gott Menschen, obgleich seine Ebenbilder, dennoch nur geschaffen habe, um sie nachher ewig zu verdammen *):" diese im höchsten Grade gotteslästerliche Lehre war zu vernunftlos und zu abschreckend, als daß sie hätte Anhänger finden können, daher sie auch eben so schnell und ganz unbeachtet wieder in den Abgrund, dem sie entstiegen war, hinabsank. — Aber eine Häresie, die, wie jene des Berengars, das erhabenste Mysterium unsers Glaubens angreift, und indem sie die wirkliche Gegenwart in dem heiligsten Altarssakrament leugnet, auch

---

*) Gottschalks Prädestinationslehre, der zu Folge die Menschen, die einen zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß, von Ewigkeit her bestimmt sind, so daß die, welche für den Himmel geschaffen sind, sie mögen auch noch so viel Böses gethan haben, dennoch am Ende durch die allen Widerstand überwindende Gnade Gottes sich bekehren und selig werden, während jene, welche, blos um verdammt zu werden, geschaffen sind, entweder nichts Gutes thun können, oder auch alle Heilmittel, die sie ergreifen möchten, ihnen nichts fruchten würden: ist eine verzweifelungsvolle, eben so sinn= als ruchlose, allen Glauben und alle Religion in ihrer Wurzel und in allen ihren Fasern zerstörende teuflische Lehre!

den höchsten und beseligendsten Beweis von Gottes unendlich erbarmender Liebe zerstört: ein solcher Wahn mußte um so gefährlicher werden, da gerade jenes unbegreifliche Geheimniß leider bei den Menschen größtentheils nur mehr einen blos historischen als lebendigen Glauben findet, zudem noch eben dieser Irrthum auch der sinnlichen, durch das geoffenbarte Licht nicht erleuchteten Vernunft ungemein zusagt, und endlich — was wirklich das darin liegende Gift um so tödtender macht — dem von jeher überwiegenden Hange des Menschen, auch das wissen zu wollen, was außerhalb der Grenzen alles menschlichen Wissens liegt, vollkommen zu befriedigen scheint, daher auch noch bis auf den heutigen Tag der verkehrten Lehre der Schüler des Calvins über eben dieses Sakrament zur Grundlage dient *).

2. Bekanntlich war seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts ein ungleich höheres wissenschaftliches Leben im Abendlande erwacht. Unstreitig trug der um diese Zeit gestiftete Klosterverein von Clugny nicht wenig, vielleicht das meiste dazu bei. Eine ganze Reihe ausgezeichneter Männer, und unter diesen auch Gregor VII., gingen aus dieser Schule hervor. Natürlicher Weise hatten nun auch die bi-

*) Man könnte Berengar den Koryphäen aller jetzt schnell auf einander folgenden und die Kirche im Abendlande bestürmenden Ketzereien nennen. Mit ihm beginnt eine neue Periode menschlicher Geistesverirrung. Eine Ketzerei reihet sich jetzt an die andere. Jedes Jahrhundert wird die Gebärerin eines neuen Irrwahns, bis endlich die Hälfte Europa's, von dem Felsen und Grundpfeiler aller Wahrheit losgerissen, dem Zweifel, der Verneinung und zuletzt einer bis auf den heutigen Tag immer fortschreitenden völligen Auflösung alles positiven Glaubens anheim fiel.

schöflichen Schulen in diesem gelehrten Streben nicht zurückbleiben wollen. Neue Lehranstalten wurden gegründet, taugliche Lehrer berufen, und talentvolle Jünglinge, besonders die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, aus allen Ländern herbeigelockt. Bald entspann sich unter den Kloster- und bischöflichen Schulen ein edler Wetteifer, den bisher erstorbenen wissenschaftlichen Geist wieder zu wecken, neue Quellen des menschlichen Erkenntnisses zu entdecken, der Wissenschaft wieder Achtung zu verschaffen, und da jede Wissenschaft, wenn sie die wahre ist, stets zu desto größerer Verherrlichung Dessen, der sie geschaffen hat, beitragen muß, auch Liebe zu derselben nicht nur der studirenden Jugend, sondern auch der ganzen in den höhern Ständen aufblühenden Generation mehr und mehr einzuflößen. — Aber so wie Alles, was von Menschen betrieben wird, stets auch den Stempel menschlicher Gebrechlichkeit trägt, eben so mischte sich auch in dieses wissenschaftliche Treiben leider nun eben so bald jener, die reine Quelle der Wahrheit nur zu leicht trübende Ehrgeiz, Andere übertreffen zu wollen. Nicht aus reiner Liebe zu dem Göttlichen in der Wissenschaft warfen sich Manche ihnen in die Arme, sondern um reiche Besoldungen zu erhalten, fette Pfründen zu erhaschen, oder noch weit öfters, um vor den Augen der Menschen zu glänzen, eine alle Andere überflügelnde Celebrität sich zu erwerben, und leider gehörte gerade in diese Klasse der unselige Irrlehrer, von dem jetzt die Rede seyn wird.

3. Berengar, aus einem edeln Geschlechte entsprossen, ward im Anfange des eilften Jahrhunderts geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in der Schule des, nach dem heiligen Bischofe Martinus genannten Klosters zu Tours, in dessen

Kirche Einer seiner Anverwandten, Namens Walther, die damals sehr ansehnliche Stelle eines Sängers bekleidete. Nachdem er hier den gewöhnlichen Elementarunterricht erhalten hatte, ward er auf die Schule von Chartres gebracht, welcher damals der fromme und gelehrte Fulbert, der bald darauf Bischof von Chartres ward, vorstand. Da es dem jungen Berengar nicht an Fähigkeiten gebrach, er sogar ein glänzendes Talent zu verrathen schien, das einst der Kirche wesentliche Dienste würde leisten können, so gewann auch Fulbert ihn anfangs sehr lieb, nahm ihn sogar in den Kreis seiner vertrautesten und geliebtesten Schüler auf. Aber es dauerte nicht lange, so fing Fulbert an, den anmaßungsvollen Jüngling zu durchschauen, der bei seiner ungemeinen Selbstüberschätzung sich jetzt schon erfrechte, die heiligen Väter, selbst die erleuchtesten derselben, gleichsam vor sich auf die Schulbank nieder zu setzen, sie zu mustern, zu tadeln, nach seinen eigenen Einsichten sie zu berichtigen oder zu ergänzen. Fruchtlos bemühete sich der heilige Fulbert*), den eiteln jungen Berengar auf einen bessern Weg zu leiten, ihm Ehrfurcht gegen die Schriften der Väter, besonders gegen die heilige Schrift einzuflößen, und ganz ängstlich ihn vor allen Neuerungen zu warnen. Aber unbeachtet gingen leider alle Ermahnungen Fulberts an Berengars aufgeblasenem Gemüth vorüber. Das Einzige, was sie bewirkten, war, daß der leichtsinnige junge Mann doch, so lange der ehr-

*) Die Kirche hat zwar den höchst ehrwürdigen Bischof Fulbert von Chartres nicht in gewöhnlicher Form heilig gesprochen. Aber jeder, der ihn kannte, selbst ausgezeichnete Bischöfe, ehrten sein Andenken, wie jenes eines Heiligen; und ohne zu freveln, darf wenigstens die Geschichte ihn den auserlesenen Freunden Gottes beizählen.

würdige Bischof lebte, sich etwas mehr in den Schranken der Bescheidenheit zu halten suchte. Die Zweideutigkeit desselben entging jedoch nicht dem Scharfblick des gottesfürchtigen Bischofes, und die Gefahren schon ahnend, in die Berengar einst sich und Andere stürzen würde, beweinte er im Stillen das Schicksal des Unglücklichen *). Wie sehr des heiligen Fulberts Besorgnisse gegründet seyen, dieß ward demselben sogar noch auf seinem Sterbebette durch besondere Offenbarung kund gegeben. Fulbert starb bekanntlich in dem Jahre Ein Tausend und neun und zwanzig. Wenige Stunden vor dem Hinscheiden des Heiligen hatten sich dessen geliebtesten und getreuesten Schüler um sein Sterbelager versammelt. Unter ihnen befand sich ebenfalls Berengar. Als nun zufällig der Sterbende seinen Blick auch auf diesen richtete, wandte er ihn sogleich ganz erschrocken von demselben wieder ab, befahl sogar, denselben auf der Stelle aus dem Zimmer zu entfernen, und sagte dann mit schon halb gebrochener Stimme, daß ihm bei dem Anblick des Berengars ein Gesicht geworden, in welchem er gesehen, wie aus dem Busen desselben eine ungeheure Schlange

---

*) Bei dem damals so ungemein thätigen wissenschaftlichen Treiben, besonders der jungen Gelehrten, ängstigte sich Fulbert öfters mit dem Gedanken, wie leicht nicht Eitelkeit, philosophischer Stolz und allzu kühne Zuversicht zu eigener Kraft einst Manche derselben von dem Pfade ab auf gefährliche Seitenwege führen könnten. In solchen Stunden banger Ahndung versammelte er dann gewöhnlich die geliebtesten seiner Schüler in einem anmuthigen, nahe bei der Kapelle von Chartres gelegenen Gärtchen, und bat sie, mit Thränen im Auge, ja keinen andern Weg, als jenen der heiligen Väter zu wandeln und jede Neuerung gleich einer Todsünde zu fliehen.

sich hervorgewunden und ihr Gift nach allen Seiten zu verspritzen gesucht habe*).

3. Nach dem Tode Fulberts gründeten einige der vorzüglichsten seiner Schüler eigene Schulen, und auch Berengar erhielt einen Ruf nach Angers, wo er den philosophischen Lehrstuhl der dortigen Schule bestieg. Berengar war eigentlich blos ein nur mittelmäßiger Kopf, und nichts weniger als ein tiefer Denker. Aber von der Natur mit einem ungeheuern Gedächtniß ausgestattet, war er vermöge der eben daher ihm eigenen schnellen Reproduktionsgabe, nicht sowohl zu einem Philosophen, als vielmehr blos zum Redner, das heißt, zu einem geschwätzigen, die Wahrheit nicht selten mit unkundigen Worten verdüsternden Dialektiker geeignet. Auf der Schule von Angers trug er Philosophie, angewandt auf Theologie, vor. Sein leichter, gefälliger Vortrag, verbunden mit einer gewissen stolzen Zuversicht, zog ihm in kurzer Zeit eine Menge Schüler zu. Man ehrte und bewunderte ihn als einen Weisen, der alle Tiefen der höhern Philosophie ergründet habe. Aber um so mehr stieg jetzt auch sein Uebermuth. Alle Gelehrten, nicht nur seiner Zeit, sondern auch aller frühern Jahrhunderte, glaubte er zu übersehen, und alle Weisheit blos aus seinem eigenen, reichen Vorrath schöpfen zu können. Aber nun geschah es, daß ein reisender Gelehrte aus der Lombardei nach Angers kam. Berengar machte dessen Bekanntschaft

*) Fulbert hatte selbst, noch bevor er den bischöflichen Stuhl von Chartres bestieg, eine Schrift über die heilige Eucharistie verfaßt, und in dieser mit der in solchen Fällen ihm eigenen, alles besiegenden Kraft die wirkliche Gegenwart in dem allerheiligsten Altarsakrament erwiesen. Diese treffliche Schrift ist mit vielen von Fulberts Briefen auch auf uns gekommen.

und in der Hoffnung, daß er denselben zur Folie seines eigenen Ruhmes würde brauchen können, lud er ihn zu einer öffentlichen Disputation über wissenschaftliche Gegenstände ein. Der Fremde nahm die Auffoderung an. Aber der gelehrte Kampf endete nicht nach dem Wunsche des Berengars. Jener war ihm sowohl an Tiefe des Verständnisses als an gründlicher, alle Zweige der Wissenschaft umfassender Gelehrsamkeit weit überlegen, und anstatt des gehofften Ruhms, ward eine ihm bisher noch nie widerfahrene Demüthigung das Loos des stolzen Afterweisen. Bei seinen darüber erstaunten Schülern verschwand nun auf einmal die von ihnen bisher gefaßte hohe Meinung von dem Genie und der tiefen Gelehrsamkeit ihrers Lehrers. Die meisten trennten sich von ihm und besuchten nicht mehr seine Vorlesungen, worauf der gekränkte, beschämte und gedemüthigte Philosoph vor lauter Aerger Angers verließ, nach Tours in seine Vaterstadt zurückkehrte, und an der dortigen Schule das Lehramt übernahm.

4. Der Fremde, vor dessen tiefem Geiste und hoher Gelehrsamkeit Berengar sein Segel hatte streichen müssen, war Lanfrank, der Sohn eines sehr angesehenen Senators in Pavia *). Frühzeitig verlor er seinen Vater, und obgleich noch nicht völlig zum Jüngling gereift, erhielt er dennoch das Amt des Verstorbenen, nämlich jenes eines Erhalters der Gesetze. Sowohl um den Geschäften seines künftigen Berufes Genüge leisten zu können, als auch aus angeborner Neigung zu den Wissenschaften besuchte der junge Lanfrank die berühmtesten Schulen Italiens, und da er aus reiner, von allen Nebenbeziehungen

*) Katterkamps Kirchengeschichte. Fünfte Abtheilung. *Fleury* Hist. de l'Egl. T. XII et XIII.

völlig entfesselter Liebe zu den Wissenschaften sich denselben ergab, so machte er auch ganz ungewöhnliche Fortschritte, während der Kreis seiner eigenen Ideen sich immer mehr erweiterte, und daher auch sein Geist einen immer höhern und edlern Schwung zu nehmen begann. In allen damals bekannten wissenschaftlichen Zweigen wohl unterrichtet, kehrte er endlich nach einigen Jahren, und zwar schon mit dem Ruhm eines ausgezeichneten jungen Gelehrten, nach Pavia, seiner Vaterstadt, zurück. — Um stets noch tiefer in das wissenschaftliche Leben einzudringen, hielt er in Pavia öffentliche Vorlesungen. Durch seinen eben so klaren als gründlichen Vortrag ward er bald ein Gegenstand der allgemeinen Hochachtung. Mit jedem Tage vermehrte sich daher auch die Zahl seiner Schüler, und von mehrern der vorzüglichsten derselben begleitet, durchreiste er ganz Frankreich, kam endlich auch in die Normandie, und fand hier von allen Seiten eine so willkommene Aufnahme, daß er in dem Lande blieb und zu Avranches einen Lehrstuhl höherer Wissenschaften errichtete. Wahrscheinlich war es auch auf dieser Reise, daß Lanfrank in Tours den Berengarius kennen lernte, und die oben erwähnte öffentliche Disputation zwischen Beiden statt hatte.

5. An dem wissenschaftlichen Streben Lanfranks hatten jedoch ebenfalls, wie es scheint, Ehrgeiz, Ruhmliebe, und das Verlangen, sich einen großen Namen zu machen, einen nicht ganz unbedeutenden Antheil. Aber bald sah der geistvolle junge Mann das Nichtige aller solcher irdischen Güter. Er fühlte bei allem, was er that, eine gewisse Leere in seiner Brust, und fand endlich bei mehrerm Nachdenken, daß nur Gott, der den Menschen für Sich erschaffen — unstreitig des Menschen höchste Würde —

ganz allein diese Lücke ausfüllen, seinen Wünschen eine Grenze und seinen Bestrebungen ein der Bestimmung des Menschen würdiges Ziel setzen könne. Von diesem Augenblicke an stand nun auch der Entschluß bei ihm fest, seine Gelehrsamkeit nie mehr zur Schau zu stellen, nie mehr damit vor den Augen der Welt glänzen zu wollen, sondern in Allem blos Gottes Wohlgefallen zu suchen, und dieses ausschließlich zu dem einzigen Zweck aller seiner Berufsgeschäfte, aller seiner Arbeiten und gelehrten Bestrebungen zu machen. Aber noch nicht hinreichend von dem höhern Licht des Evangeliums erleuchtet, war er auch noch nicht zu vollkommener Erkenntniß Seiner selbst gelangt, mithin unentschlossen, welche Lebensweise er jetzt wählen sollte, und auf welchem Wege er sich seinem vorgesetzten Ziele am sichersten nähern könnte. — Zu dieser Erkenntniß ward er nun, auf wahrhaft wunderbare Weise, durch folgendes Ereigniß gebracht. Als nämlich bald darauf Lanfrank auf einer Reise nach Rouen begriffen war, ward er eines Tages, unterweges, als schon der Abend zu dämmern begann, plötzlich von Räubern in einem dichten Walde überfallen, von ihnen rein ausgeplündert, mit verhülltem Gesichte und auf den Rücken gebundenen Händen von der Straße ab tief in den Wald hinein geführt und dort seinem Schicksale überlassen. Halb betäubt warf sich Lanfrank auf die Erde, seine Befreiung von einem glücklichen Zufalle erwartend. Als endlich die Nacht einbrach und er sich von seinem Schrecken erholt hatte, wollte er seine Seele zu Gott erheben, jedoch unbekannt mit dem innern Gebete, vermochte er jetzt blos Gott mit den Lippen zu preisen. Sein Herz blieb demnach auch ohne Trost, und er wußte nicht, wie und was er zu Gott sprechen sollte. Aber gerade dieses Gefühl

seines Unvermögens brachte ihn nun auf einmal zum Bewußtseyn der völligen Verdienstlosigkeit eines, blos den Wissenschaften, mithin nur feinern geistigen Genüssen geweihten Lebens. Tiefe Reue ergriff ihn, so viele Zeit und so viele Kräfte verschwendet zu haben, um zu höhern Kenntnissen zu gelangen, und jetzt nach allen seinen gelehrten Studien und Forschungen noch nicht einmal zu wissen, was doch jeder einfache, wenn nur gottesfürchtige Landmann wüßte. Gedemüthiget und tief gebeugt rief er aus: „Mein Gott, befreie mich aus der gegenwärtigen Gefahr, und mein ganzes Leben soll ausschließlich nur Dir geweihet seyn!“ — Mit anbrechendem Tage hörte er Geräusch vorüber ziehender Reisenden. Sogleich schrie er, so laut er nur konnte, daß man sich seiner erbarme und ihm zu Hilfe kommen möchte. Auf dieses Klagegeschrei eilten die Reisenden herbei, fanden den Unglücklichen, lösten dessen Bande und führten ihn wieder auf die Landstraße zurück. Voll Dankgefühl warf sich Lanfrank ihnen zu Füßen, bat sie aber auch zugleich, ihm zu sagen, welches ungefähr das ärmste Kloster im ganzen Lande wäre. Sie nannten ihm das ganz in der Nähe liegende Kloster Bec, welches der fromme Abt Herluin vor einigen Jahren errichtet hatte, dessen Bau aber aus Mangel an Geld noch nicht vollendet war. Entschlossen, mit den armen Mönchen deren Armuth zu theilen, ging Lanfrank nun nicht nach Rouen, sondern geraden Weges nach dem Kloster Bec. Als er allda ankam, fand er den ehrwürdigen Abt beschäftiget, mit eigenen Händen einen Backofen für das Kloster zu bauen. Lanfrank warf sich vor ihm nieder, und bat um Aufnahme in das Kloster. Herluin befahl einem mit ihm arbeitenden Mönche, dem Fremden die Regel des heiligen Benedikts zu bringen. Als Lanfrank sie aufmerksam gelesen hatte, fragte ihn der Abt:

„Glaubst Du, alles dieses beobachten zu können?“ „Mit Gottes Gnade,“ war seine Antwort. Der Abt befahl, ihm das Ordenskleid zu reichen, worauf Lanfrank, auf die Erde hingestreckt, ihm seinen Dank aussprach *).

*) Herluin oder Hellain gehörte einer der ältesten und edelsten Familien der Normandie an. Von Seiten seiner Mutter Helloise war er mit dem Grafen von Flandern verwandt. Frühzeitig sandte ihn sein Vater an den mächtigen Grafen Gisselbert von Brionne, einen Enkel Herzog Richards I. von der Normandie. Hier erhielt er die gewöhnliche Erziehung, die damals an allen Höfen dem jungen Adel zu Theil ward. In jeder Art ritterlicher Uebungen übertraf er bald alle übrigen, am Hofe befindlichen Edelknaben; daher auch der Graf ihn ganz besonders lieb gewann, und ihm, sobald er das Jünglingsalter erreicht hatte, die Ritterwürde ertheilte. Bei allen Gelegenheiten gab nun der junge Herluin Beweise seiner Tapferkeit und kriegerischen Gewandtheit, und zeichnete sich dabei auch noch durch eine ungleich feinere Gesittung aus, als man damals unter dem übrigen normännischen Adel fand, bei dem die Spuren der alten Rohheit ihrer Urväter, der Dänen, noch lange nicht erloschen waren. In kurzer Zeit ward Herluin nicht nur dem Herzoge Robert von der Normandie, sondern noch mehrern andern französischen Fürsten und Herren bekannt, und wohin er kam, ward überall der stattliche Ritter bewundert und geehrt. Auf diese Weise hatte Herluin an dem Hofe und in dem Dienste des Grafen von Brionne das sieben und dreißigste Jahr seines Alters erreicht, als ihn jetzt auf einmal die Welt und alle ihre Herrlichkeiten auf das Widerlichste anekelten. Von diesem Augenblicke an besuchte er öfters als sonst die Kirchen, brachte selbst bisweilen ganze Nächte darin zu. Nur selten erschien er nunmehr bei Hofe, noch seltener bei den Ritterspielen; vermied dabei allen äußern Putz, und sein immer mehr vernachlässigter Anzug erregte nun bald auch die Aufmerksamkeit der übrigen Höflinge, die ihn anfänglich auslachten, und zuletzt einen lästigen Grillenfänger nannten.

Endlich entdeckte sich Herluin dem Grafen, der ihn freundlich anhörte, ihm auch sogleich, und zwar mit Beibehaltung seiner Lehngüter, die jedoch Herluin schon zu frommen Widmungen bestimmt hatte, die Erlaubniß gab, seinen Hof zu verlassen und der Welt völlig zu entsagen. — Herluins Verlangen war, in ein Kloster zu gehen. Aus diesem Grunde besuchte er jetzt einige der berühmtesten Klöster in der Normandie. Aber zu seinem größten Bedauern fand er nirgends, was er suchte, nämlich fromme, der Welt entfremdete Klostergeistliche, sondern überall nur eitle, zuchtlose, vom Weltsinn getriebene Mönche, die in Müßiggang und Wohlleben die Früchte frommer Stiftungen verzehrten. Herluin sah nun wohl ein, daß er selbst Gründer einer neuen klösterlichen Genossenschaft werden müsse, und erbaute demnach auf einem seiner Güter, das von dem kleinen, dasselbe begrenzende Flüßchen Bec den Namen führte, das oben erwähnte Kloster. — Herluin war jetzt vierzig Jahre alt und doch des Lesens noch ganz unkundig. Dieses lernte er jedoch sehr bald. Mit dem Psalter anfangend, war die heilige Schrift beinahe sein einziges Lesebuch. Am Tage mit Handarbeit, und zwar oft mit sehr grober Handarbeit beschäftiget, bestimmte er stets einen Theil der Nacht zu dieser Lectüre, und nach einigen Jahren staunten die gelehrtesten Männer über die Fertigkeit, mit welcher der fromme Abt von Bec selbst die schwersten Stellen aus der heiligen Schrift zu interpretiren wußte. Doch darüber möge man sich nicht wundern. Herluin bedurfte nie eines Exegeten; denn er hatte in seinem Innern einen Lehrer, der ihn ohne Worte, ohne Bilder und Zeichen lehrte, und dennoch ihm das Verständniß so aufschloß, daß er weit tiefer als mancher Doktor Theologiä in den Sinn der heiligen Schriften eindrang.

6. Drei Jahre lebte jetzt Lanfrank in dem Kloster Bec, von der Welt und deren Anforderungen völlig geschieden, blos dem Gebete und frommen Betrachtungen obliegend, ganz allein nur Gott und der Ewigkeit. Indessen hatte sich aber immer

weiter und weiter in der Gegend das Gerücht verbreitet, jener gelehrte und geistvolle Lanfrank, welcher mit so ungemeinem Beifall Vorlesungen auf der Schule von Avranches gehalten, befinde sich in dem Kloster von Bec. Nun kamen bald eine Menge Leute, besonders Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, nach dem Kloster, um dort in den Wissenschaften des Heils noch gründlichern Unterricht zu erhalten. Durch das Bitten so vieler Wißbegierigen ward nun der Abt Herluin bewogen, in seinem Kloster ebenfalls eine Schule zu errichten, die unter der Leitung Lanfranks in kurzer Zeit in solche Aufnahme kam, daß die reichsten Leute, selbst mächtige Herren, Grafen und Barone ihre Kinder zur Erziehung in das Kloster sandten. Aber nun kamen auch Schenkungen auf Schenkungen, und die vielen frommen und reichen Stiftungen setzten den Abt in Stande, nicht nur die Klostergebäude zu vollenden, sondern sie sogar noch zu erweitern. Auch für die Mönche selbst war der Gewinn nicht zu berechnen. Der schweren Händearbeit, wodurch sie bisher sich ihren dürftigen Unterhalt hatten erwerben müssen, waren sie jetzt enthoben. Auch sie konnten nun einen großen Theil ihrer Zeit den Wissenschaften und dem Studiren weihen; und so ward nun schon in wenigen Jahren das Kloster von Bec nicht blos ein Sitz der Frömmigkeit, sondern auch der christlichen Muse und Gelehrsamkeit. Große Männer, eine ganze Reihe von Bischöfen und Erzbischöfen, gingen aus dieser Schule hervor; unter vielen andern auch Anselm, der nachher unter dem Namen Alexander II. den päbstlichen Stuhl bestieg, endlich auch der nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählte ehrwürdige Erzbischof von Canterbury. — Lanfrank hatte nicht mehr das mindeste Verlangen nach eitelm Weltruhm;

aber dennoch verbreitete sich bald sein hoher Ruf über ganz Frankreich und die anliegenden Länder. Ganz vorzüglich ehrte und liebte ihn der Herzog Wilhelm von der Normandie, in dessen Staaten das Kloster von Bec lag. Er ließ ihn zu sich an seinen Hof kommen, machte ihn zum Vertrauten seiner geheimsten Gedanken, und als er ihn endlich mit einem das herzogliche Haus betreffenden Auftrage nach Rom sandte, bewirkte Lanfrank bei dem Pabste Nicolaus dem Zweiten, daß dieser den Herzog von dem Banne, mit welchen der heilige Pabst Leo IX. ihn wegen seiner, gegen die Kirchengesetze, mit der Tochter des Herzogs von Flandern eingegangenen Ehe belegt hatte, wieder lossprach, jedoch ihm zur Buße auferlegte, zwei Klöster, nämlich ein Manns- und ein Frauenkloster zu stiften. Willig unterwarf sich Wilhelm der ihm auferlegten Buße, und während seine Gemahlin, die fromme und liebenswürdige Mathilde für Gott geweihete Frauen und Jungfrauen das Kloster zur heiligen Dreieinigkeit in Rouen bauen ließ, erbaute ihr Gemahl, ebenfalls in Rouen, ein nach dem heiligen Sebastian genanntes Mönchskloster, und ernannte Lanfrank zum ersten Abt desselben. — Nachdem Herzog Wilhelm das Reich der Angelsachsen erobert oder wenigstens sich unterwürfig gemacht hatte, erhob er seinen Freund — denn so behandelte ihn stets der Herzog — auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury, und sein ehemaliger Schüler, der Pabst Alexander der Zweite, ernannte ihn zu seinem Legaten in England und Schottland. Mit dem Zutrauen des Pabstes und seines Königes beehrt, erstreckte sich jetzt seine, stets von Weisheit und Milde geleitete Thätigkeit nicht blos über die englischen Kirchen und Klöster, sondern bisweilen selbst über das ganze Königreich. Wegen seiner hohen Tugend, seines

tadellosen Wandels und seiner tiefen Einsichten in kirchlichen wie in Staatsangelegenheiten, stand er bei der Nation in einer so hohen Achtung, und sein Ansehen war so fest gegründet, daß er es sogar ganz kühn wagen durfte, den Gewaltthätigkeiten des Odo, eines Bruders des Königes, die nöthigen Schranken zu setzen, und das Volk gegen die Bedrückungen desselben zu schützen. — Seine Freigebigkeit gegen Arme und alle, die seiner Hülfe bedurften, grenzte an Verschwendung. Nichts kam ihr gleich, als Lanfranks ebenfalls grenzenlose, tiefe Demuth *). Zum Geben war seine Hand stets geöffnet, ohne lange zu untersuchen, ob der Bittende es auch verdiene oder nicht. Schon daß er Noth leide, war in den Augen des menschenfreundlichen Erzbischofes ein hinreichendes Verdienst. Auch die Kirchen und Klöster empfanden die Wirkungen seiner Wohlthätigkeit. Die vor einigen Jahren völlig niedergebrannte Cathedrale von Canterbury ließ er von Grund aus

*) Als der Erzbischof Lanfrank in dem Jahre 1077 dem Wunsche des Königes gemäß sich auf eine kurze Zeit wieder nach der Normandie begeben mußte, ließ er auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne sein ehemaliges Kloster Bec, innerhalb dessen stillen Mauern er viele Jahre so selig durchlebt hatte, und dessen ehrwürdigen Abt zu besuchen. Herluin wollte ihn mit allen, der hohen erzbischöflichen Würde gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Aber Lanfrank gab dieses durchaus nicht zu, begrüßte den frommen Abt wie seinen ihm noch immer theuern Herrn und Meister, bediente sich auch während des Gottesdienstes nie des erzbischöflichen Stuhles, sondern ließ dem Abte in der Kirche wie im Kloster stets den Vorrang. Die Mönche behandelte er ganz wie Seinesgleichen, speiste mit ihnen an ihrem gemeinschaftlichen Tische, und benahm sich durchaus so, als wenn er der jüngste und niedrigste von der ganzen Klostergemeinde wäre.

wieder neu aufbauen, gründete hierauf außerhalb der Stadt noch zwei sehr geräumige, mit allem Nöthigen versehene Hospitäler, ließ zerfallene Kirchen, oft mit erheblichen Kosten, wieder ausbessern und schmückte sie mit herrlichen Tempelgaben. Auch den in England in der Meinung der Nation sehr gesunkenen Mönchs- und Frauenklöstern suchte er, indem er Ordnung und klösterliche Zucht bei ihnen einführte, wieder Achtung und gerechte Anerkennung zu verschaffen. Für das Beste seiner Geistlichkeit wachte er stets mit väterlicher Sorgfalt, foderte aber auch von derselben genaue Erfüllung ihrer Berufspflichten, und zeigte Strenge, wo Strenge nöthig war. Im wahren Sinne des Worts war Erzbischof Lanfrank der Wiederhersteller der Kirche Englands; so wie er auch früher die ersten Strahlen wissenschaftlicher Morgenröthe nach der Normandie brachte. Er war der Erste, der die damals noch äußerst rohen und wilden Bewohner der Normandie, denen bisher nur Tapferkeit und kriegerisches Verdienst achtungswerth schienen, nun auch mit den Künsten und Wissenschaften bekannt machte, und diese sie lieben und ehren lehrte. Kurz, wohin Lanfrank kam, folgte seiner vielseitigen Thätigkeit, weil blos auf Gott gerichtet, auch stets Gottessegen gleichsam auf dem Fuße. — Allgemein geliebt, und zu seinen Lebzeiten schon als ein Heiliger verehrt, starb Lanfrank hoch betagt in dem Jahre ein Tausend und vier und achtzig; nachdem er einige Jahre vorher den Pabst, obgleich fruchtlos, flehentlichst gebeten hatte, ihn des erzbischöflichen Amtes zu entheben und zu gestatten, daß er sich in sein altes Kloster Bec zurückziehe *). — So war Lanfrank eine der größten

*) In seinem diesfalls an den Pabst erlassenen Schreiben

und glänzendsten Leuchten seines Jahrhunderts. — Kehren wir jetzt wieder zu dem, durch Eitelkeit und Stolz verblendeten, und wie der große Heidenapostel sagt, die Wahrheit mit unkundigen Worten verdüsternden Berengar nach Tours zurück.

7. Auf der Schule von Tours hatte Berengar jetzt keinen höhern Zweck, als seinen, durch die öffentliche Disputation in Angers völlig gesunkenen Ruhm auf das neue wieder zu heben, eine große Anzahl Schüler an sich zu ziehen, und durch seine, nach und nach sich in alle Länder zerstreuenden Jünger, in der gelehrten Welt wieder einen bedeutenden Namen zu gewinnen. In seinen Lehrvorträgen verband er daher Philosophie mit Theologie, und machte nun gerade die schwersten theologischen Fragen: als die Gnadenwahl, die Vereinigung der göttlichen Präscienz mit der Freiheit des menschlichen Willens, die Geheimnisse der Sakramente, besonders jenes der heiligen Eucharistie, zu Lieblingsgegenständen seiner Forschungen. Die Quellen, aus denen er schöpfte, waren unstreitig die Schriften des vor ungefähr zwei hundert Jahren verstorbenen Erigena Scotus*). Dieser, lange Zeit vor Berengar lebende

macht Lanfrank eine höchst traurige Beschreibung von dem praktischen Christenthum der englischen Nation, sowohl der dort jetzt eingebürgerten Normänner, als auch der Eingebornen des Landes, der Angelsachsen nämlich.

*) Berengar leugnete dieß zwar nachher, wahrscheinlich, weil seine Eigenliebe sich dadurch beleidiget fühlte, und behauptete, die Schriften des Scotus nur ganz flüchtig gelesen zu haben, worauf ihn aber der gelehrte Mönch Ascellinus, der mit Berengar wegen dessen neuen Lehre Briefe wechselte, sehr naiv fragte: wie er die Schriften so ungemein loben und über Alles erheben könne, die er doch, wie er selbst sage,

Gelehrte war der erste, der Philosophie mit Theologie zu verbinden und auf dem Wege der reinen Vernunft auch zur Erkenntniß geoffenbarter Wahrheit zu gelangen versuchte. In der Vernunft- und Offenbarungswahrheit erkennt er ein ungetheiltes, ungetrenntes Ganze; und da bei ihm Vernunft und Offenbarung in gleichem Rechte stehen, so übersieht und vernachläßiget er die Bestimmung des hier gar nicht außer Acht zu lassenden Verhältnisses der persönlichen, durch den Sündenfall getrübten menschlichen Vernunft zu der objectiven Quelle geoffenbarter Wahrheit *). Demungeachtet schreitet er auf der einmal betretenen Bahn mit ungemeiner Kühnheit fort, und in der Einleitung zu seiner Abhandlung von der göttlichen Prädestination behauptet er sogar: Jede Streitfrage lasse sich durch die Principien der Dialektik, nämlich der Formalphilosophie, durch Definition, Division, Analysis und Demonstration auflösen **). — Wie jetzt, war auch zu jeder andern Zeit die speculative Religionsphilosophie eine ungemein gefahrvolle Bahn, denn obgleich alle, die sie wandeln, anfangs behaupten, von dem festen Standpunkt des Glaubens auszugehen, so wird doch gerade dieser, je weiter sie auf ihrem Wege fortschreiten, besonders unter dem Einfluß einer herrschsüchtigen, alles aus sich selbst heraus bilden wollenden Vernunft, immer schwankender und

---

nur obenhin und ganz flüchtig gelesen habe? Verum tunc quod et nunc objecisti nobis, te libellum illius (Scoti) nondum ad finem usque perlegisse, unde satis mirari nequimus, te tantae prudentiae virum tantoperae laudare quod ignores. (Act. Conc. T. IX. p. 158.)

*) Katterkamps Kirchengeschichte. Vierte Abtheilung. §. 344.

**) Ibid.

unsicherer, und nur wenige wanderten bisher diese von Räubern und Mördern umlagerte Straße, die nicht darauf gestolpert, dann stolpernd auf Abwege gerathen und endlich gefallen wären, und durch Abweichung von irgend einer Lehre der Kirche, mithin von dieser selbst, die doch der Grundpfeiler aller Wahrheit ist, sich getrennt hätten. Dieß ward nun auch das Loos des geistvollen, gelehrten, aber dem Vermögen seiner Vernunft zu viel, weil alles zutrauenden Johannes Scotus *). Er scheiterte an einer der wichtigsten, den Grund unsers Glaubens ausmachenden Lehre, und erblickte in dem Empfange des allerheiligsten Altarssakrament nichts als eine symbolische Vereinigung durch den Glauben **).

---

*) Sein eigentlicher Name war Johannes. Erigena und Scotus sind nur Beinamen. Erigena, weil er aus Irland war, und Scotus, weil man damals auch die Eingebornen Irlands Schotten nannte, von denen auch wirklich ein großer Theil der irischen Bevölkerung abstammte.

**) Die verkehrte Lehre des Johannes Scotus ward jedoch zu dessen Lebzeiten, theils ihrer innern Unverständlichkeit wegen, theils auch weil sie der allgemeinen, über den ganzen christlichen Erdkreis verbreiteten, kirchlichen Praxis zuwiderlief, wenig beachtet, veranlaßte nur hie und da ein schnell vorübergehendes, dumpfes Gerede, machte aber im Ganzen genommen gar kein Aufsehen, besonders da die, durch die Auflösung des carolingischen Reiches herbeigeführte Revolution Kirche und Staat zu sehr interessirte, als daß man sich mit den abstrakten Schriften eines, nur in einem sehr beschränkten Kreise bekannten Philosophen sehr viel hätte befaßen mögen. Seine Lehre ging demnach auch, ohne die geringsten Spuren zu hinterlassen, schnell vorüber. Indessen haben doch die Protestanten sehr Unrecht, wenn sie dem Berengar die Ehre erweisen, ihn als den Gründer ihrer Ansicht von der heiligen Eucharistie zu betrachten. Dieses in ihren Augen so große Verdienst müssen sie un-

8. An Scharfsinn und Tiefe des Geistes stand Berengar seinem Meister, dem Erigena, weit nach. Im Ganzen genommen war er eigentlich blos ein mittelmäßiger Kopf, aber, wie alle Leute dieser Art, ungemein kühn und zuversichtlich, dabei im höchsten Grade leichtsinnig. Seine Hauptstärke bestand in einer, auch heut zu Tage noch in großem Ansehen stehenden Wortkunst *). Ein gewandter Dialektiker, wußte er durch wohlklingende Phrasen seine unmündigen Zuhörer zu blenden, durch Künste des Sophisten ihren Verstand zu bethören, und besonders durch Aufstellung bis dahin noch nicht gehörter Grundsätze und Meinungen, eine unerfahrne, im Denken nicht geübte und stets mit Begierde nach dem Neuen haschende Jugend für sich zu gewinnen *).

---

streitig blos dem Johannes Erigena Scotus zuschreiben. Uebrigens starb Scotus in der Mitte der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts ruhig in Frankreich. Andere behaupten zwar, er sey nach England gegangen, habe der Schule von Oxford vorgestanden, hierauf aber, entstandener Streitigkeiten wegen, sich nach Malmesbury begeben und dort unter den Händen seiner Schüler, die ihn erstochen, seinen Tod gefunden. Um dieß Letztere zu behaupten, müßte erst erwiesen werden, daß Johannes Scotus und Johannes, Abt von Atheling, eine und dieselbe Person sey.

*) Die einfachste, bisweilen schon allgemein bekannte Wahrheit mit einem dunkelgrauen Nebel zu umgeben, durch den jedoch ein buntes Licht, durch optischen Betrug, gleich den Farben des Regenbogens, das Auge ergötzt, aber stets auch täuscht und ihm nichts Reelles darbietet, ist auch heut zu Tage noch eine, nicht in geringem Ansehen stehende Kunst.

**) Auch Guitmund, ein gleichzeitiger Schriftsteller, gibt über Berengars intellectuellen Charakter einige nicht unwichtige Aufschlüsse; unter anderm sagt er von demselben: Cum per se attingere philosophiae altioris

Berengars Wunsch ward erfüllt, mit jedem Tage mehrten sich seine Schüler, denn nichts gewinnt so leicht und so schnell der Anhänger in Fülle, und zwar selbst fanatischer Anhänger, als jeder, wenn auch noch so grober, jedoch in seinem Ursprung mit etwas Wahrem verflochtener Wahn, während die einfache, von Gott ausgehende und wieder zu Gott zurückführende Wahrheit größtentheils nur kalten Herzen begegnet. Aber immer mehr verbreitete sich auch das Gerücht von Berengars neuer Lehre, von seiner sonderbaren, der bisherigen Lehre der Kirche zuwiderlaufenden Schrifterklärung, besonders der Briefe des heiligen Paulus, und endlich von der Kühnheit, mit welcher er mehrere, schon seit einer langen Reihe von Jahrhunderten bestehende kirchliche Normen, Satzungen und Gebräuche öffentlich seinem Tadel unterwarf. Aber am meisten Aufsehen und Anstoß erregte seine Neuerung in Beziehung auf das allerheiligste Altarssakrament, in welchem er ebenfalls, gleich seinem Meister, dem Johannes Erigena, die wirkliche Gegenwart leugnete. Wohlmeinend schrieben mehrere, und zum Theil bedeutende Män-

---

secreta non posset, neque enim homo ita acutus erat, sed ut tunc temporis liberales artes intra Gallias pene absolverant, novis saltem verborum interpretationibus, quibus etiam nunc nimium gaudet, singularis scientiae sibi laudem arrogare et cujusdam excellentiae gloriam verari qualitercumque poterat affectabat. — Guitmund berichtet auch, daß Berengar, als er noch ein Schüler gewesen, schon in der Schule alle seine Lehrer weit zu übersehen geglaubt, dabei von den vorzüglichsten Schriften gelehrter Männer mit Geringschätzung gesprochen habe. (*Guitm.* L. I. de verit. Eucharist. ap. Pagi ad ann. 1050.) — Man sieht, Berengar hatte das Unglück gehabt, ein Genie, und zwar nach dem jetzigen Sinne des Wortes, seyn zu wollen.

ner, wovon sogar Einer sein ehemaliger Schüler war, an ihn, suchten über seinen Irrthum ihn zu belehren, und baten ihn inständigst, sich aller Neuerungen zu enthalten, ja nicht abzuweichen von jener Richtschnur des Glaubens, der von Anbeginn des Christenthums so viele erleuchtete und heilige Männer gefolgt wären. Aber darauf antwortete Berengar entweder gar nicht, oder in einem stolzen, absprechenden, zuweilen selbst noch herausfordernden Ton. Indessen kam jenes Gerücht endlich auch zu den Ohren des Lanfranks, und dieser hielt es für Pflicht, einen so wichtigen, auf das neue angefochtenen Glaubensartikel ebenfalls zum Gegenstand seiner Vorträge zu machen, seine Schüler in der Lehre der Kirche zu befestigen, daher auch die Irrthümer des Erigena nachzuweisen und sie mit der ihm eigenen Kraft zu widerlegen. Natürlicher Weise konnte dieß dem Berengar nicht lange unbekannt bleiben, und da er in dem Erigena Scotus, dessen Irrlehre er nur auf das neue wieder hervorgesucht hatte, sich selbst angegriffen fühlte, so schrieb er diesfalls sogleich an Lanfrank, und zwar in einem Ton, wie sich ihn kaum der berühmteste Lehrer gegen Einen seiner Schüler erlauben könnte. Dem gelehrten, ihn weit übersehenden Manne macht er den Vorwurf, daß er noch lange nicht tief genug in den Sinn der heiligen Schriften eingedrungen sey, und sagte ihm, daß, wenn er die Lehre des Johannes Scotus, welche doch die wahre wäre, für ketzerisch halte, er ebenfalls den heiligen Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und viele andere diesfalls der Ketzerei beschuldigen müsse. Darüber entspann sich nun zwischen Beiden ein Briefwechsel, der jedoch anfänglich, wie es scheint, unter dem Siegel der Verschwiegenheit geführt ward. Aber nun geschah es, daß eines Tages ein Brief des Berengarius bei

Lanfrank ankam, als dieser schon nach Rom zu dem zweiten im Lateran gehaltenen Concilium abgereist war. Der Bote übergab also den Brief Einem der Brüder in dem Kloster, welchem wahrscheinlich Lanfrank den Auftrag gegeben hatte, die während seiner Abwesenheit ankommenden Briefe zu eröffnen. Der Bruder erbrach also die Siegel, war aber vor Erstaunen ganz außer sich, als er den Inhalt las, denn der Brief war so abgefaßt, daß es zweifelhaft blieb, ob nicht Lanfrank den Irrthum des Berengarius mit demselben theile. Der Brief ward unverzüglich der ganzen Klostergemeinde bekannt gemacht. Das ganze Kloster kam in Bewegung, Lanfrank auf einem solchen Briefwechsel ertappt zu haben. Bald verbreitete sich das Gerücht davon auch außerhalb der Klostermauern, und die Kunde schien so seltsam, so unbegreiflich, daß Einer, der ebenfalls zu der Synode nach Rom reiste, entweder den Brief oder eine Abschrift desselben mitnahm, dort noch mehrere Andere in Kenntniß davon setzte, und so veranlaßte, daß diese Sache nun auch unmittelbar zu den Ohren des Pabstes kam, der sie so wichtig fand, daß er, da ohnehin das auf Ostern ausgeschriebene Concilium jetzt eröffnet werden sollte, gleich in der ersten Sitzung Berengars Brief durch einen Cleriker der Kirche von Rheims öffentlich vorlesen ließ. Wie es scheint, sprach der an Lanfrank gerichtete Brief des Berengars dessen Ketzerei so klar und unumwunden aus, und die Schuldbarkeit desselben ging so deutlich daraus hervor, daß man es für überflüssig hielt, ihn zu hören; er daher durch einstimmigen Beschluß des ganzen Conciliums, dem doch eine ganz ungewöhnlich große Anzahl von Bischöfen und Aebten beiwohnte, verdammt und so lange aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen ward, bis er auf dem im kommenden September zu Vercelli zu hal-

tenden Concilium seine Ketzerei abgeschworen, und das gegebene Aergerniß wieder gut gemacht haben würde. Nachdem dieses Urtheil gefällt war, erhob sich auch Lanfrank, und um alle, möglicher Weise über seiner Rechtgläubigkeit allenfalls schwebende Zweifel völlig zu heben, legte er ein Glaubensbekenntniß ab, das sämmtliche versammelte Väter vollkommen zufrieden stellte. Da jedoch der Pabst, in Beziehung auf die Angelegenheit des Berengars, Lanfranks Gegenwart auf dem nächsten Concilium zu Vercelli nothwendig erachtete, so behielt er ihn bis dahin bei sich.

9. Berengar bekümmerte sich wenig um die auf der römischen Synode gegen ihn gefaßten Beschlüsse; jedoch, wie in allen seinen Handlungen stets schwankend und unentschlossen, wußte er auch jetzt nicht, ob er zu Folge der an ihn ergangenen Ladung vor dem Concilium in Vercelli erscheinen sollte oder nicht. Um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, machte er eine Reise nach Paris. Nach dem damaligen sündhaften Gebrauch nämlich gehörte die Abtei von St. Martin dem Könige. Berengar fiel daher auf den Gedanken, den König, weil Inhaber der Abtei, nun auch als seinen Abt zu betrachten, von welchem er, wie er behauptete, zu einer Reise nach Vercelli erst die Erlaubniß erhalten haben müsse. Dieß war jedoch offenbar bloser Vorwand. Der wahre Grund seiner Reise nach Paris war die Hoffnung, daß er von dem Könige, der im vorigen Jahre seinen Bischöfen verboten hatte, sich bei dem Concilium in Rheims einzufinden, nun ein ähnliches Verbot erhalten werde. Aber darin ward er grausam getäuscht; denn als er in Paris ankam, ließ ihn der König, man weiß nicht aus welchem Grunde, einsperren, und gab ihn erst einige Zeit nachher,

nachdem er eine sehr bedeutende Geldbuße erlegt hatte, wieder los. Berengar hatte jedoch jetzt schon viele Anhänger, besonders war das Kapitel in Tours ihm ganz ergeben. Dieses schickte also einen Geistlichen aus seiner Mitte, dem sich bald auch noch ein Cleriker aus Burgund freiwillig beigesellte, nach Vercelli, um dort auf dem Concilium den Berengar zu vertreten. Da die Lehre des Berengar sich auf jene des Johannes stützte, so begann das Concilium mit Untersuchung aller in den Schriften des Scotus, in Betreff des allerheiligsten Altarssakrament, aufgestellter Sätze. Einstimmig fand man sie der wahren Lehre der Kirche widersprechend; und da Berengars Stellvertreter nichts Erhebliches vorzubringen wußten, und ihren Mangel blos durch Grobheiten und Unanständigkeiten zu ersetzen suchten, so wurden Scotus Schriften und Berengars Lehre, weil in vollkommener Uebereinstimmung mit einander, als ketzerisch verdammt, und die Excommunication des Berengars auf das neue bestätiget.

10. Sobald Berengar seines Gefängnisses entlassen war, machte er eine Reise zur See nach der Normandie. Lanfrank war von Vercelli noch nicht zurückgekommen, als Berengar an der Küste der Normandie, in der Nähe des unlängst gestifteten und erbauten Klosters Pratellis landete. In diesem Kloster fand er eine ungemein freundliche Aufnahme. Als er aber anfing, auch hier unter den Mönchen seine verkehrten Behauptungen zu verbreiten, so wurde auch der Abt des Klosters, der ehrwürdige Ansfred, ihm ganz abhold, und sann auf Mittel, des gefährlichen Menschen sich bald möglichst zu entledigen. Ansfred hatte zum Freunde den Abt eines benachbarten Klosters, Namens Durandus, der am Hofe Wilhelms beliebt und auch dem Herzoge persönlich

bekannt war. Diesen ließ nun Ansfred durch seinen Freund Durandus von der gefährlichen Doktrine des Berengarius in Kenntniß setzen, worauf Herzog Wilhelm, der stets mit Ernst und Strenge über Aufrechthaltung der wahren Lehre in seinen Staaten wachte, den Berengar sogleich zu sich berief, auch dafür sorgte, daß er einstweilen durch seine Neuerungen kein Aergerniß in Rouen geben konnte, und unverzüglich mehrere seiner Bischöfe und Aebte zu einem Concilium in Brionne versammelte. Vor dieser Synode mußte nun auch Berengar erscheinen. Aber mehr auf blendende Sophistenkünste, als auf Wahrheit und die Gerechtigkeit seiner Sache vertrauend, brachte Berengar einen jungen, beredten und in der Dialektik nicht minder, als er selbst, gewandten Mann mit, der für ihn sprechen sollte, und zu dessen Beredtsamkeit er ungemeines Zutrauen hatte. Dem eiteln Zungengefechte machten jedoch die versammelten Bischöfe bald ein Ende, und brachten durch die überwiegenden Gründe, die sie darlegten, Beide zum Schweigen, worauf Berengar, aus Furcht unangenehmer Ereignisse, eine mit der wahren Lehre übereinstimmende Erklärung unterzeichnete. Daß dieß aber blos wieder eine neue Schalkheit war, bewies er gleich darauf selbst; denn als er auf seiner Rückreise nach Chartres kam, und von der dortigen Geistlichkeit über seinen Glauben befragt ward, schwieg er, versprach aber, ihre Frage schriftlich zu beantworten, sandte auch wirklich ihr bald nach seiner Abreise von Chartres ein Schreiben, das nicht nur voll der gröbsten Lästerungen gegen den heiligen Pabst Leo IX., auch noch des Scotus wie seine eigenen ketzerischen Grundsätze ganz nackt und unverhüllt enthielt. — Bald darauf versammelte auch König Heinrich von Frankreich in der nämlichen Sache ein Concilium in Paris. Berengar ward

vorgeladen, entweder die Richtigkeit seiner Lehre auf diesem Concilium zu erweisen, oder, wenn er dieß nicht vermöchte, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Berengar fand nicht für rathsam, vor den in Paris versammelten Bischöfen zu erscheinen. Aber der Bischof von Orleans hatte einen Brief des Berengars aufgefangen, in welchem derselbe seine ketzerische Lehre so deutlich auseinander setzte, daß, als dieser Brief vorgelesen ward, sämmtliche Bischöfe, im höchsten Grade darüber entrüstet, den Berengar, dessen Anhänger, nebst dem Buch des Scotus einstimmig verdammten, und diesem Beschluß noch beifügten, daß Berengar und dessen Anhänger, wenn sie ihre Ketzerei nicht abschwören würden, überall, wo man ihrer habhaft werden könnte, sollten verhaftet und der strafenden Gerechtigkeit des weltlichen Arms übergeben werden.

11. Obgleich auf vier Concilien, wovon zwei selbst unter dem Vorsitz des höchsten Oberhaupts der Kirche gehalten wurden, als ein Irrlehrer verurtheilt, vermochten doch diese wiederholten Aussprüche der Kirche den Berengar nicht zur Besinnung zu bringen. Im Gegentheil ward er immer noch hartnäckiger und verstockter. Gleich jener Schlange, welche der sterbende Fulbert in einem Gesichte aus Berengars Busen sich herauswinden sah, suchte er jetzt das Gift für seine verdammlichen Lehren nach allen Gegenden Frankreichs und Lotharingens zu verbreiten. Da er selbst nicht aller Orten gegenwärtig seyn konnte, wußte er sich durch seine zahlreichen Schüler und Anhänger gleichsam zu vervielfältigen. Diese zerstreuten sich beinahe über die ganze Oberfläche Frankreichs, brachten überall ihre neue Weisheit zu Markt, und, weil größtentheils nicht ohne eine gewisse Suade, und in der Wortkunst wohl geübt, bethör-

ten und verführten sie eine Menge Unkundiger, besonders junge, leichtsinnige Jünglinge *). Aber so wie jeder, der einmal die Bahn der Wahrheit verlassen hat, stets von Wahn zu Wahn, von Irrsal zu noch größerm Irrsal forttaumelt, eben so mischten sich nun in Berengars und seiner Anhänger Irrthümer auch noch manichäischer Unsinn. So z. B. verwarf er jetzt das Sakrament der Ehe, erklärte die Kindertaufe für ungültig und nutzlos, legte Sprüche aus der heiligen Schrift ohne Rücksicht auf die Auslegung der Kirche nach seinem eigenen verkehrten Sinne aus, und unterwarf noch eine Menge, selbst der sinn- und bedeutungsvollsten Ceremonien und Gebräuche unserer heiligen Kirche seinem, und zwar oft recht beißenden und höhnenden Tadel: kurz, Berengar bezweckte offenbar, obgleich vielleicht sich selbst noch unbewußt, eine völlige Umwälzung alles kirchlichen und christlichen Lebens. Wahrhaft unbegreiflich ist es daher, daß selbst angesehene Geistliche, wie der Probst Paulinus von Metz, ja sogar Bischöfe,

---

*) Von diesen Umtrieben sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller in einem Briefe an einen seiner Freunde: Quidam facti suae cujusdam institutionis pseudomagistri, dum certam ignorant praesempem, nec in sua, quae non habent, possunt recipere, hac illac per villas pagosque, urbesque circumcursant novas psalterii, Pauli, apocalypsis lectiones tradunt, juventutem novorum cupidam, levitatis pedissequam, disciplinae refugam post se per voluntatum declivia trahunt. — Von der theologischen Schule in Tours heißt es in demselben Schreiben: Vide, si placet, quam sanae doctrinae, quam salubris disciplinae Theologi de Turronensi emergant academia, cui praesidet ille apostolus satanae Berengarius, letiferi scorpiones, haeresiarchiae, de sacris sacrilegas introducunt novitates, ipsa sacramenta coelestia, quae in altari consecrantur, dicentes umbram esse non veritatem.

wie die von Angers und Senlis, Berengars Anhänger werden und zum Theile in ihren Briefen ihn ermuntern konnten, auf der nun einmal betretenen Bahn mit Kühnheit und Festigkeit fortzuschreiten. Da Berengar, trotz der ihn bei dem Könige vertretenden Bischöfe, dennoch auf dem Concilium von Paris war verdammt worden, ergoß sich nun sein ganzer Zorn über den französischen Monarchen. Unter dem Vorwande, daß Carl der Kahle, den seine Zeitgenossen den Großen genannt hatten, den Erigena Scotus, der, wie wir so eben berichtet, ebenfalls auf dem pariser Concilium war verdammt worden, geschützt und ihm seine besondere Gunst geschenkt habe, erklärte er König Heinrich des Thrones unwürdig, predigte förmlich Ungehorsam und Aufruhr, und würde sicher am Galgen geendet haben, hätte nicht Pabst Leo, bisher durch die Ereignisse in Unteritalien verhindert, sich noch ferner mit der Berengarischen Angelegenheit zu beschäftigen, aber jetzt desto mehr betroffen über die reißenden Fortschritte, welche diese Ketzerei machte, den Subdiacon Hildebrand als seinen Legaten nach Frankreich geschickt, und zwar mit sehr ausgedehnten Vollmachten, um, auf welche Weise nur immer, diesen theologischen Wirrnissen ein Ende zu machen.

12. Hildebrand eilte nach Frankreich und berief gleich nach seiner Ankunft ein sehr zahlreiches Concilium nach Tours. Mit der ihm eigenen, in keinen Verhältnissen ihn verlassenden Klugheit und Umsicht hatte Hildebrand vorsätzlich diese Stadt gewählt, denn sie war ja gleichsam die Wiege der neuen Häresie gewesen, auch standen dem Berengar, als Glied des Kapitels von Tours, keine Ausflüchte offen, der an ihn ergangenen Vorladung nicht Folge zu leisten. Wirklich erschien auch diesmal Berengar

vor dem Concilium. Hildebrand behandelte ihn mit ungemeiner Güte, und suchte auch auf alle Weise ihm Zutrauen zu dem Pabste und dessen allgemein bekannter Milde einzuflößen. Mit gleicher Schonung verfuhren gegen ihn auch sämmtliche versammelte Bischöfe. Als sie ihm vorstellten, „daß sie durch seine Schuld in ihren Berufsgeschäften gestört und von Besorgung ihrer Diöcesan=Angelegenheiten abgehalten würden," fragte sie Berengar, was sie denn seine Schuld nännten? Die Bischöfe erwiederten: seine Schuld sey die Irrlehre, die er in Beziehung auf das allerheiligste Altarssakrament zu verbreiten suche. Berengar verlangte jetzt, daß man ihm seine Ankläger gegenüber stellen möchte. Die Bischöfe bedeuteten ihm aber, daß es sich jetzt blos um ein allgemein bekanntes und von Jedermann geglaubtes Gerücht handle, dem zu Folge er behauptet habe, das auf dem Altar consecrirte Brod bleibe auch nach der Consecration nur bloses Brod und sey von dem gewöhnlichen Tischbrod in nichts unterschieden. Wenn er gegen dieses überall verbreitete Gerücht Etwas einzuwenden habe, so dürfe er sich ja nur erklären, und seine eigentliche Meinung über den in Frage liegenden Gegenstand ihnen jetzt kundgeben. Berengar war nun gezwungen, sich zu erklären, und legte zum größten Erstaunen aller Anwesenden das Bekenntniß ab: „Das Brod und der Wein auf dem Altar sind nach der Consecration der Leib und das Blut Jesu Christi." — Laut jubelten alle anwesenden Bischöfe über Berengars Bekehrung. Sie foderten nun von ihm, daß er seine so eben gemachte Erklärung ihnen schriftlich und mit einem Eide bekräftiget übergeben möchte. Berengar zögerte einen Augenblick, besann sich aber bald eines Bessern, und that, was man von ihm verlangte. — Die Freude der Bischöfe über die

plötzliche Umwandlung eines bisher so verstockten Irrlehrers wich jedoch auf einmal wieder einer Menge in ihnen aufsteigender Zweifel an der Aufrichtigkeit des Berengars. Selbst Hildebrand konnte von der gänzlichen und dabei so schnellen Bekehrung desselben keine sehr lebhafte Ueberzeugung gewinnen. Er beschloß also, den Berengar mit sich nach Rom zu nehmen und dem Pabste ihn vorzustellen. Dieß mußte jedoch unterbleiben, denn Leo IX. starb um dieselbe Zeit in Rom (19. April 1054.), und nach seinem Tode blieb eilf Monate lang der römische Stuhl unbesetzt *).

---

*) Merkwürdig wird dieses Concilium in Tours auch durch eine von Kaiser Heinrich III. an dasselbe geordnete Gesandtschaft, welche im Namen ihres Herrn bei dem Concilium Klage führten gegen Ferdinand den Großen, König des christlichen Spaniens, der, nachdem er die Königreiche Leon, Castilien, Arragonien und Navarra unter seinem Scepter vereint, auch die Saracenen aus einem Theil des nördlichen Portugals verjagt, sich endlich für berechtiget gehalten hatte, sich mit dem Titel eines Kaisers zu schmücken. Heinrich erklärte dieß für eine Empörung gegen ihn, den römischen Kaiser und einziges weltliches Oberhaupt des christlichen Abendlandes. Die Gesandten foderten, das Concilium möchte den König Ferdinand mit der Excommunication bedrohen, und wenn dieses nichts fruchten würde, Ferdinands sämmtliche Staaten mit einem Interdikt belegen. Hildebrand wich dieser Foderung dadurch aus, daß er sie an den Pabst verwies, der, wie er sagte, allein das Recht hätte, über die Kaiserwürde zu entscheiden. Der römische Stuhl fand die Klage des Kaisers wie dessen Foderungen gegründet, und Leo's unmittelbarer Nachfolger, Pabst Viktor II., sandte gleich nach dem Antritt seiner Regierung diesfalls nach Spanien einen Legaten. Dieser machte den Zweck seiner Sendung dem Könige bekannt, und der eben so fromme als weise und tapfere Ferdinand

willigte sogleich ein, daß es der Entscheidung der Kirche überlassen bleiben sollte, ob er berechtiget sey, Würde und Titel eines Kaisers sich beizulegen. Der Legat versammelte nun ein zahlreiches Concilium von Bischöfen und Aebten, und da in Spanien alle Concilien zugleich Reichsversammlungen waren, fanden sich auch viele der angesehensten Großen dabei ein. Nachdem der Legat seinen Vortrag gemacht hatte, ward zwar darüber vieles hin und her gesprochen, am Ende vereinigten sich jedoch alle Stimmen darin, daß man sich den Foderungen des Pabstes und des römischen Kaisers fügen müsse, welche beide anerkannt die höchsten Oberhäupter der Christenheit wären. Zu Folge dieses Beschlusses legte Ferdinand der Große den angenommenen Kaisertitel unverzüglich wieder ab. (Mariana ap. Baron. ad 1055.)

13. Da jetzt auf einige Zeit die Angelegen-
iten und Verhältnisse der römischen Kirche sich
mer mehr verwickelten, so ruhete auch Berengars
ache über vier Jahre. Aber während dieser ganzen
eit fuhr er nicht nur fort, seine alten Irrthümer
mer noch zu behaupten, sondern bereicherte die-
lben auch noch mit anderm Wahn. Um ganz
ue, recht paradoxe Behauptungen aufstellen zu
nnen, scheint das Deuteln an den heiligen Schrif-
n eines seiner Lieblingsgeschäfte gewesen zu seyn;
d so sagte er jetzt z. B.: Christus sey nach seiner
uferstehung nicht durch verschlossene Thüren zu den
posteln gekommen, und noch mehr anderes abge-
macktes Zeug*). In dem Jahre 1059 ward er
doch wieder vor das Concilium, welches Pabst
icolaus II. in demselben Jahre in Rom hielt,
rgeladen. Hundert und dreizehn Bischöfe, und

*) Auch den concubitum vacuum soll er für nichts Unerlaubtes erklärt haben.

überdieß noch sehr viele Aebte, Priester und Diacone wohnten demselben bei. Der Pabst und das Concilium wollten sich jetzt nicht in eine nochmalige Untersuchung von Berengars schon auf so vielen Concilien als ketzerisch verdammten Doktrine einlassen, sondern eigentlich nur den Faden da, wo er auf dem Concilium zu Tours durch den Tod Leo IX. war abgebrochen worden, wieder anknüpfen. Man verlangte also blos von Berengar, daß er sein Glaubensbekenntniß ablege, damit man alsdann urtheilen könne, ob solches mit der Lehre der Kirche übereinstimme. Berengar bat das Concilium, daß es eine Glaubensformel möge entwerfen lassen, welche er alsdann unterschreiben und dadurch seine Uebereinstimmung mit der Kirche erweisen wolle. Der Cardinalbischof Humbert, von dem Concilium dazu beauftragt, entwarf nun die Formel, und nachdem das Concilium sie bekräftiget hatte, las Berengar sie mit lauter Stimme ab. Folgendes ist das Wesentlichste ihres Inhalts: „Ich Berengar, „unwürdiger Diacon der Kirche des heiligen Moriz „zu Angers, bekenne den wahren apostolischen „Glauben, und verdamme alle Häresien, vorzüg„lich aber jene, welcher ich selbst anzuhängen all„gemein im Rufe stand. Ich stimme hierin mit „der heiligen römischen Kirche und dem römischen „Stuhle vollkommen überein, und bekenne mit „Herz und Mund, daß ich in Bezug auf das „allerheiligste Altarssakrament keinen andern Glau„ben habe, als jenen des verehrungswürdigsten „Pabstes Nicolaus und der hier versammelten hei„ligen Synode, daß nämlich Brod und Wein, „welche auf dem Altar dargebracht werden, nach „der Consecration wahres Fleisch und Blut unsers „Herrn Jesu Christi seyen, und auf sinnliche „Weise und in Wahrheit von den Händen der

„ Priester berührt, gebrochen und von den Gläubigen
„ verzehrt werde. Dieß beschwöre ich bei der heili-
„ gen, in gleicher Wesenheit bestehenden Dreieinig-
„ keit und bei den hier liegenden heiligen Evange-
„ lien." — Diese berührte er jetzt mit seiner zum
Schwur erhobenen rechten Hand, und fuhr dann
fort: „Diejenigen aber, welche diesen Glauben an-
„ fechten und bestreiten, erkläre ich sammt ihren
„ Anhängern des ewigen Fluches würdig. Sollte
„ ich aber selbst einmal wieder dagegen fehlen oder
„ predigen, so will ich mich der ganzen Strenge der
„ Canons unterwerfen. Nachdem ich dieses gelesen
„ und vorgelesen, habe ich es eigenhändig unter-
„ schrieben." Dieß that er nun wirklich in Gegen-
wart sämmtlicher auf dem Concilium versammelten
Vätern, und verbrannte hierauf mit eigener Hand
das Buch des Johannes Scotus. In Frieden ent-
ließ ihn nun der Pabst, gebot ihm aber in Kraft
seiner apostolischen Macht, nie mehr über das aller-
heiligste Altarssakrament zu disputiren oder irgend
Jemanden darüber belehren zu wollen, ausgenom-
men nur jene, welche er selbst auf Abwege geleitet,
wieder zu dem wahren Glauben zurückzuführen. —
Da Berengars ketzerische Lehre sich schon in allen christ-
lichen Ländern nur bald mehr bald weniger verbrei-
tet hatte, so machte der Pabst auch des bisherigen
Häresiarchen Aussöhnung mit der Kirche, als ein für
dieselbe höchst erfreuliches Ereigniß, in besondern
Briefen den Bischöfen Deutschlands, Frankreichs und
anderer Länder bekannt.

14. Die grauenvolle Statistik seiner bisherigen
Verbrechen hatte Berengar jetzt noch durch einen
zweifachen falsch geschwornen Eid vermehrt, denn
Allem, wozu er sich auf dem Concilium bekannt,
was er selbst ausgesprochen, beschworen und unter-

zeichnet hatte, waren sein Herz und seine Gesinnungen völlig fremd geblieben. Sein erstes Geschäft war es daher jetzt, die Hand an eine neue gelehrte Arbeit zu legen, die er bald darauf unter dem Titel: de coena Domini in die Welt sandte. Weil mitleidige leichter, als unbefangene Seelen zu täuschen sind, nimmt Berengar in dieser Schrift die Miene eines unschuldig Verfolgten an, rechtfertiget auf das neue seine sacrilegischen Lehren, behauptet, auf dem Concilium von Rom keinen Schritt von seiner bisherigen Ueberzeugung abgewichen zu seyn, nichts versprochen, beschworen und unterzeichnet zu haben, entstellt daher auf das lügenhafteste den ganzen ihn und seine Irrlehre betreffenden Hergang auf der Synode, und bricht dann in einen Strom von Lästerungen, zuerst gegen den Cardinalbischof Humbert, den Verfasser der ihm vorgelegten und von ihm beschwornen Glaubensformel, aus, und zuletzt selbst gegen die beiden ehrwürdigen Päbste Leo IX. und Nicolaus II., obgleich die Gebeine des Erstern schon bald fünf Jahre in einem Grabe ruheten, an welchem Gott durch mannigfache Wunder, wovon ganz Italien Zeuge war, die Heiligkeit seines Dieners Leo vor den Augen der Welt bekräftiget hatte. Viele Jahre trieb jetzt Berengar seinen alten Unfug fort. Erst spät fand er einen Gegner in Fulco, dem mächtigen Grafen von Anjou, der nicht nur den Willen, sondern auch Macht genug hatte, Berengars Umtrieben ein Ende zu machen. Furcht vor dem Grafen, von dem er seine Freiheit bedroht sah, trieb den nun achtzigjährigen Häresiarchen wieder nach Rom. In einem, in dem Jahre 1079, unter Pabst Gregor VII. in Rom gehaltenen Concilium entsagte demnach Berengar abermals seinem Irrthum und legte ein Glaubensbekenntniß ab, vollkommen übereinstimmend mit jenem, das er vor zwanzig Jahren auf der von

Nicolaus II. gehaltenen Synode unterzeichnet hatte. Er wußte diesmal den Pabst so zu täuschen, daß dieser ihm sogar Sicherheitsbriefe mitgab, in welchen er Jeden mit scharfen Kirchencensuren bedrohete, welcher auf irgend eine Art den Berengar in seiner Person oder in seinem Vermögen kränken oder auch nur ihn einen Ketzer nennen würde. Ueberdieß ließ ihn der Pabst durch einen Cleriker der römischen Kirche begleiten, welchem er den Auftrag gab, dem Erzbischofe Rudolph von Tours und dem Bischofe Eusebius von Angers zu sagen, daß sie in seinem Namen, entweder mündlich oder schriftlich, dem Grafen von Anjou bedeuten sollten, für die Zukunft sich alles fernern Verfahrens gegen die Person des Berengarius oder dessen Besitzungen zu enthalten. — Aber demungeachtet wich die Schlange, die Berengar so lange in seinem Busen genährt hatte, dennoch nicht von ihm. Als die Gefahr, die ihm gedrohet hatte, vorüber war, widerrief er, wie gewöhnlich, auch jetzt wieder alles, was er in Rom gesprochen, bekannt und eidlich bekräftiget hatte. — Von jetzt an machen die Gelehrten jener Zeit keine Erwähnung mehr von ihm. Gilbert*) behauptet zwar,

*) Dieser Gilbert, der nachher Bischof von Mans war, verfertigte für den verstorbenen neunzigjährigen Irrlehrer auch eine Grabschrift, wodurch er aber weit weniger dem Andenken Berengars, als vielmehr seinem eigenen unbegreiflichen Leichtsinn ein unvergeßliches Denkmal setzte. Wäre Berengar von frühester Jugend an in Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe mit unserer heiligen Kirche vereint gewesen, hätte nicht nur eine höhere Weisheit, sondern auch alle Tugenden eines vollendeten Heiligen ihn geschmückt, so würde man kaum ihm größere Lobsprüche habe ertheilen können, als Gilbert in seinem Epitaphium — wahrscheinlich in einem Anfall von poetischer Raserei — an ihn vergeudete. Gilbert ward daher

plötzliche Umwandlung eines bisher so verstockten Irrlehrers wich jedoch auf einmal wieder einer Menge in ihnen aufsteigender Zweifel an der Aufrichtigkeit des Berengars. Selbst Hildebrand konnte von der gänzlichen und dabei so schnellen Bekehrung desselben keine sehr lebhafte Ueberzeugung gewinnen. Er beschloß also, den Berengar mit sich nach Rom zu nehmen und dem Pabste ihn vorzustellen. Dieß mußte jedoch unterbleiben, denn Leo IX. starb um dieselbe Zeit in Rom (19. April 1054.), und nach seinem Tode blieb eilf Monate lang der römische Stuhl unbesetzt *).

*) Merkwürdig wird dieses Concilium in Tours auch durch eine von Kaiser Heinrich III. an dasselbe geordnete Gesandtschaft, welche im Namen ihres Herrn bei dem Concilium Klage führten gegen Ferdinand den Großen, König des christlichen Spaniens, der, nachdem er die Königreiche Leon, Castilien, Arragonien und Navarra unter seinem Scepter vereint, auch die Saracenen aus einem Theil des nördlichen Portugals verjagt, sich endlich für berechtiget gehalten hatte, sich mit dem Titel eines Kaisers zu schmücken. Heinrich erklärte dieß für eine Empörung gegen ihn, den römischen Kaiser und einziges weltliches Oberhaupt des christlichen Abendlandes. Die Gesandten foderten, das Concilium möchte den König Ferdinand mit der Excommunication bedrohen, und wenn dieses nichts fruchten würde, Ferdinands sämmtliche Staaten mit einem Interdikt belegen. Hildebrand wich dieser Foderung dadurch aus, daß er sie an den Pabst verwies, der, wie er sagte, allein das Recht hätte, über die Kaiserwürde zu entscheiden. Der römische Stuhl fand die Klage des Kaisers wie dessen Foderungen gegründet, und Leo's unmittelbarer Nachfolger, Pabst Viktor II., sandte gleich nach dem Antritt seiner Regierung diesfalls nach Spanien einen Legaten. Dieser machte den Zweck seiner Sendung dem Könige bekannt, und der eben so fromme als weise und tapfere Ferdinand

willigte sogleich ein, daß es der Entscheidung der Kirche überlassen bleiben sollte, ob er berechtiget sey, Würde und Titel eines Kaisers sich beizulegen. Der Legat versammelte nun ein zahlreiches Concilium von Bischöfen und Aebten, und da in Spanien alle Concilien zugleich Reichsversammlungen waren, fanden sich auch viele der angesehensten Großen dabei ein. Nachdem der Legat seinen Vortrag gemacht hatte, ward zwar darüber vieles hin und her gesprochen, am Ende vereinigten sich jedoch alle Stimmen darin, daß man sich den Foderungen des Pabstes und des römischen Kaisers fügen müsse, welche beide anerkannt die höchsten Oberhäupter der Christenheit wären. Zu Folge dieses Beschlusses legte Ferdinand der Große den angenommenen Kaisertitel unverzüglich wieder ab. (Mariana ap. Baron. ad 1055.)

13. Da jetzt auf einige Zeit die Angelegenheiten und Verhältnisse der römischen Kirche sich immer mehr verwickelten, so ruhete auch Berengars Sache über vier Jahre. Aber während dieser ganzen Zeit fuhr er nicht nur fort, seine alten Irrthümer immer noch zu behaupten, sondern bereicherte dieselben auch noch mit anderm Wahn. Um ganz neue, recht paradoxe Behauptungen aufstellen zu können, scheint das Deuteln an den heiligen Schriften eines seiner Lieblingsgeschäfte gewesen zu seyn; und so sagte er jetzt z. B.: Christus sey nach seiner Auferstehung nicht durch verschlossene Thüren zu den Aposteln gekommen, und noch mehr anderes abgeschmacktes Zeug *). In dem Jahre 1059 ward er jedoch wieder vor das Concilium, welches Pabst Nicolaus II. in demselben Jahre in Rom hielt, vorgeladen. Hundert und dreizehn Bischöfe, und

*) Auch den concubitum vacuum soll er für nichts Unerlaubtes erklärt haben.

überdieß noch sehr viele Aebte, Priester und Diacone wohnten demselben bei. Der Pabst und das Concilium wollten sich jetzt nicht in eine nochmalige Untersuchung von Berengars schon auf so vielen Concilien als ketzerisch verdammten Doktrine einlassen, sondern eigentlich nur den Faden da, wo er auf dem Concilium zu Tours durch den Tod Leo IX. war abgebrochen worden, wieder anknüpfen. Man verlangte also blos von Berengar, daß er sein Glaubensbekenntniß ablege, damit man alsdann urtheilen könne, ob solches mit der Lehre der Kirche übereinstimme. Berengar bat das Concilium, daß es eine Glaubensformel möge entwerfen lassen, welche er alsdann unterschreiben und dadurch seine Uebereinstimmung mit der Kirche erweisen wolle. Der Cardinalbischof Humbert, von dem Concilium dazu beauftragt, entwarf nun die Formel, und nachdem das Concilium sie bekräftiget hatte, las Berengar sie mit lauter Stimme ab. Folgendes ist das Wesentlichste ihres Inhalts: „Ich Berengar, „unwürdiger Diacon der Kirche des heiligen Moriz „zu Angers, bekenne den wahren apostolischen „Glauben, und verdamme alle Häresien, vorzüg„lich aber jene, welcher ich selbst anzuhängen all„gemein im Rufe stand. Ich stimme hierin mit „der heiligen römischen Kirche und dem römischen „Stuhle vollkommen überein, und bekenne mit „Herz und Mund, daß ich in Bezug auf das „allerheiligste Altarssakrament keinen andern Glau„ben habe, als jenen des verehrungswürdigsten „Pabstes Nicolaus und der hier versammelten hei„ligen Synode, daß nämlich Brod und Wein, „welche auf dem Altar dargebracht werden, nach „der Consecration wahres Fleisch und Blut unsers „Herrn Jesu Christi seyen, und auf sinnliche „Weise und in Wahrheit von den Händen der

„ Priester berührt, gebrochen und von den Gläubigen „ verzehrt werde. Dieß beschwöre ich bei der heili„ gen, in gleicher Wesenheit bestehenden Dreieinig„ keit und bei den hier liegenden heiligen Evange„ lien.“ — Diese berührte er jetzt mit seiner zum Schwur erhobenen rechten Hand, und fuhr dann fort: „Diejenigen aber, welche diesen Glauben an„ fechten und bestreiten, erkläre ich sammt ihren „ Anhängern des ewigen Fluches würdig. Sollte „ ich aber selbst einmal wieder dagegen fehlen oder „ predigen, so will ich mich der ganzen Strenge der „ Canons unterwerfen. Nachdem ich dieses gelesen „ und vorgelesen, habe ich es eigenhändig unter„ schrieben.“ Dieß that er nun wirklich in Gegenwart sämmtlicher auf dem Concilium versammelten Vätern, und verbrannte hierauf mit eigener Hand das Buch des Johannes Scotus. In Frieden entließ ihn nun der Pabst, gebot ihm aber in Kraft seiner apostolischen Macht, nie mehr über das allerheiligste Altarssakrament zu disputiren oder irgend Jemanden darüber belehren zu wollen, ausgenommen nur jene, welche er selbst auf Abwege geleitet, wieder zu dem wahren Glauben zurückzuführen. — Da Berengars ketzerische Lehre sich schon in allen christlichen Ländern nur bald mehr bald weniger verbreitet hatte, so machte der Pabst auch des bisherigen Häresiarchen Aussöhnung mit der Kirche, als ein für dieselbe höchst erfreuliches Ereigniß, in besondern Briefen den Bischöfen Deutschlands, Frankreichs und anderer Länder bekannt.

14. Die grauenvolle Statistik seiner bisherigen Verbrechen hatte Berengar jetzt noch durch einen zweifachen falsch geschwornen Eid vermehrt, denn Allem, wozu er sich auf dem Concilium bekannt, was er selbst ausgesprochen, beschworen und unter-

zeichnet hatte, waren sein Herz und seine Gesinnungen völlig fremd geblieben. Sein erstes Geschäft war es daher jetzt, die Hand an eine neue gelehrte Arbeit zu legen, die er bald darauf unter dem Titel: de coena Domini in die Welt sandte. Weil mitleidige leichter, als unbefangene Seelen zu täuschen sind, nimmt Berengar in dieser Schrift die Miene eines unschuldig Verfolgten an, rechtfertiget auf das neue seine sacrilegischen Lehren, behauptet, auf dem Concilium von Rom keinen Schritt von seiner bisherigen Ueberzeugung abgewichen zu seyn, nichts versprochen, beschworen und unterzeichnet zu haben, entstellt daher auf das lügenhafteste den ganzen ihn und seine Irrlehre betreffenden Hergang auf der Synode, und bricht dann in einen Strom von Lästerungen, zuerst gegen den Cardinalbischof Humbert, den Verfasser der ihm vorgelegten und von ihm beschwornen Glaubensformel, aus, und zuletzt selbst gegen die beiden ehrwürdigen Päbste Leo IX. und Nicolaus II., obgleich die Gebeine des Erstern schon bald fünf Jahre in einem Grabe ruheten, an welchem Gott durch mannigfache Wunder, wovon ganz Italien Zeuge war, die Heiligkeit seines Dieners Leo vor den Augen der Welt bekräftiget hatte. Viele Jahre trieb jetzt Berengar seinen alten Unfug fort. Erst spät fand er einen Gegner in Fulco, dem mächtigen Grafen von Anjou, der nicht nur den Willen, sondern auch Macht genug hatte, Berengars Umtrieben ein Ende zu machen. Furcht vor dem Grafen, von dem er seine Freiheit bedroht sah, trieb den nun achtzigjährigen Häresiarchen wieder nach Rom. In einem, in dem Jahre 1079, unter Pabst Gregor VII. in Rom gehaltenen Concilium entsagte demnach Berengar abermals seinem Irrthum und legte ein Glaubensbekenntniß ab, vollkommen übereinstimmend mit jenem, das er vor zwanzig Jahren auf der von

Nicolaus II. gehaltenen Synode unterzeichnet hatte. Er wußte diesmal den Pabst so zu täuschen, daß dieser ihm sogar Sicherheitsbriefe mitgab, in welchen er Jeden mit scharfen Kirchencensuren bedrohete, welcher auf irgend eine Art den Berengar in seiner Person oder in seinem Vermögen kränken oder auch nur ihn einen Ketzer nennen würde. Ueberdieß ließ ihn der Pabst durch einen Cleriker der römischen Kirche begleiten, welchem er den Auftrag gab, dem Erzbischofe Rudolph von Tours und dem Bischofe Eusebius von Angers zu sagen, daß sie in seinem Namen, entweder mündlich oder schriftlich, dem Grafen von Anjou bedeuten sollten, für die Zukunft sich alles fernern Verfahrens gegen die Person des Berengarius oder dessen Besitzungen zu enthalten. — Aber demungeachtet wich die Schlange, die Berengar so lange in seinem Busen genährt hatte, dennoch nicht von ihm. Als die Gefahr, die ihm gedrohet hatte, vorüber war, widerrief er, wie gewöhnlich, auch jetzt wieder alles, was er in Rom gesprochen, bekannt und eidlich bekräftiget hatte. — Von jetzt an machen die Gelehrten jener Zeit keine Erwähnung mehr von ihm. Gilbert*) behauptet zwar,

*) Dieser Gilbert, der nachher Bischof von Mans war, verfertigte für den verstorbenen neunzigjährigen Irrlehrer auch eine Grabschrift, wodurch er aber weit weniger dem Andenken Berengars, als vielmehr seinem eigenen unbegreiflichen Leichtsinn ein unvergeßliches Denkmal setzte. Wäre Berengar von frühester Jugend an in Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe mit unserer heiligen Kirche vereint gewesen, hätte nicht nur eine höhere Weisheit, sondern auch alle Tugenden eines vollendeten Heiligen ihn geschmückt, so würde man kaum ihm größere Lobsprüche habe ertheilen können, als Gilbert in seinem Epitaphium — wahrscheinlich in einem Anfall von poetischer Raserei — an ihn vergeudete. Gilbert ward daher

jedoch ohne Anführung gewährleistender Zeugnisse, Berengar habe sich in den letzten acht Jahren seines Lebens wahrhaft bekehrt, sey auch in dem wahren Glauben, mithin in Gemeinschaft der Kirche, gestorben. Wirklich erreichte Berengar ein sehr hohes Alter, und starb, über neunzig Jahre alt, erst in dem Jahre 1089. — Daß Gott in einem Uebermaß seiner Barmherzigkeit auch einem Sünder, der viele Jahre hindurch allen Lockungen des heiligen Geistes hartnäckig widerstanden, alle ihm so oft und vielfältig angebotene Gnaden schnöde zurückgestoßen, dennoch am Ende seines Lebens, und selbst noch an der Schwelle der Ewigkeit, einen Strahl seiner wirksamen, allen Widerstand überwiegenden Gnade senden kann und auch schon gesandt hat: wer wollte daran zweifeln? Wer sich vermessen, Gottes unendlichen Erbarmungen eine Grenze zu setzen? Ob aber auch ein solcher leuchtender, alles Unreine verzehrender Strahl in das Innere des neunzigjährigen Häresiarchen gefallen: dieß läßt sich leider durch nichts verbürgen. Wenigstens scheint der ehrwürdige Erzbischof Lanfrank, wie es sich aus einem

---

auch darüber von seinen Zeitgenossen nichts weniger, als sehr belobt. Es war offenbar wieder einer von Gilberts zahllosen, unbesonnenen Jugendstreichen. Auch ergibt es sich aus einem Briefe, welchen der Bischof Ivo, Gilberts Freund, an denselben schrieb, als er auf den bischöflichen Stuhl von Mans war erhoben worden, daß das frühere Leben des neuen Bischofes von Mans äußerst leichtfertig, und sehr großem gerechten Tadel unterworfen gewesen sey. Daraus läßt es sich nun leicht erklären, wie es dem leichtfertigen Mann, bei Verfertigung seines Epitaphiums, durchaus nicht um Wahrheit, sondern blos um poetischen Luxus zu thun war. Wirklich ist die Grabschrift gar nicht schlecht, nur schade, daß auch nicht ein einziges wahres Wort sich darin findet.

seiner an den Abt Romuald geschriebenen Briefe ergibt, an Berengars aufrichtiger Bekehrung gar sehr zu zweifeln. Der erste, sicherste und durchaus nothwendige Beweis einer wahrhaft reumüthigen Sinnesänderung wäre es unstreitig gewesen, wenn Berengar in öffentlichen Schriften seine Häresie nicht nur widerrufen, sondern sie auch kräftig widerlegt, ihre Falschheit und Gottlosigkeit gründlich dargethan, und so die vielen, zum Theile jugendlichen Seelen, die er durch seine unselige Lehre zum Abfall verführt, wieder auf den Weg des Heils zurückzubringen sich bemühet hätte. Aber von allem diesem hat man nicht die mindesten Spuren; während es nur zu bekannt ist, daß der höllische Samen, den er mit vollen Händen in allen Ländern ausstreute, nachdem ihn die Kälte von beinahe vier Jahrhunderten recht gehärtet hatte, und seine Zeit gekommen war, auf einmal mit furchtbarer Ueppigkeit wieder hervorsproßte und, da eben so wie die Wahrheit auch der Irrthum so wohl seiner innern Natur nach als auch in seinen zahllosen Verzweigungen nicht minder fruchtbar, und in stetem Wachsthum begriffen ist, auch die bittersten Früchte des Unglaubens hervorbrachte, zum Theil noch immer hervorbringt, so daß diese reiche Ernte an menschlichem Wahn und Aberwitz lange noch nicht geschlossen zu seyn scheint.

VIII.

Geschichte der Normänner in Unteritalien.

1. Die Niederlassung der Normänner in jenen südlichen Provinzen Italiens, die jetzt das Königreich Neapel ausmachen, ist ein in seinen ersten Anfängen eben so romanhaftes und beinahe unglaubliches, als in seinen Folgen für ganz Italien, den römischen Stuhl, und selbst das oströmische Reich höchst wichtiges

Ereigniß. — Man wird sich erinnern, daß gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Religion und Christenthum über die Gemüther der durch die Furcht vor dem nahenden Weltende *) geschreckten Völker plötzlich eine neue, allem Zeitlichen wieder vorherrschende Macht gewannen; und daß in Folge dieser nunmehr völlig veränderten, höheren religiösen Stimmung auch bald, nicht nur unter den niedern Volksklassen, sondern auch in den höhern Ständen, sogar unter den mächtigsten Grafen und Fürsten, ein immer heißeres Verlangen erwachte, selbst die entferntesten heiligen Orte, vorzüglich die Wiege und das Grab unsers göttlichen Erlösers in Betlehem und Jerusalem, und dann auch die so große und heilige Rückerinnerungen weckende Stadt des heiligen Petrus, den Mittelpunkt der christlichen Welt, in frommer Andacht zu besuchen. Auch den damals noch ziemlich wilden Bewohnern der Normandie blieben, wie wir schon wissen, diese heiligen Gefühle nicht fremd; und in dem Jahre 1016 pilgerte ebenfalls wieder eine kleine, höchstens blos aus zwölf oder fünfzehn Personen bestehende Schaar edler Normänner nach Italien zu der Kirche des heiligen Erzengels Michael auf dem Berge Gargano. Als sie

*) Wie allgemein der Glaube an das mit dem Schluß des ersten Jahrtausends eintretende Weltende damals verbreitet war, und wie tief derselbe in allen Gemüthern schon gewurzelt hatte, und daß sogar ausgezeichnete Männer, wie der gelehrte Gerbert, diesen Glauben theilten, auch selbst die Wenigen, die eine andere Ansicht hatten, in ihren diesfalls bekannt gemachten Schriften, die überall herrschende Meinung nicht sowohl durch überwiegende Gründe vollkommen zu widerlegen, sondern nur einigermaßen zweifelhaft und unsicher zu machen suchten: alles dies haben wir schon im Verlaufe der Geschichte Frankreichs unsern Lesern berichtet.

nach verrichteter Andacht schon wieder auf der Rückreise begriffen waren, trat, unfern von Capua, ihnen ein Mann in griechischer Tracht entgegen, grüßte sie freundlich und knüpfte mit den heimkehrenden Pilgern ein, deren Aufmerksamkeit immer mehr fesselndes Gespräch an.

2. Aber der Mann, der jetzt im Kreise dieser Fremdlinge stand und zu ihnen sprach, war kein Grieche, sondern der, dem Leser schon bekannte Melus (Melo), ein edler Apulier, ausgezeichnet durch Klugheit, Tapferkeit und ächten Patriotismus, einst der angesehenste und reichste Einwohner von Bari. — Als nach Erlöschung des Hauses Otto des Großen die Griechen sich nach und nach wieder ganz Apuliens und Calabriens bemächtiget, und die reiche und feste Stadt Bari zum Sitze ihres Statthalters und zum Mittelpunkt ihrer sogenannten longobardischen Theme gemacht hatten, stieg auch griechischer Uebermuth wieder mit jedem Tage. Die Raubsucht und die täglichen Gewaltthätigkeiten der von ihrem Hofe entfernten und völlig sich selbst überlassenen griechischen Katapatane *) empörten nach und nach jeden redlichen Patrioten, und die bald in allen Gemüthern herrschende Gährung brach nun auf einmal in einen fürchterlichen Volksaufstand aus. Plötzlich erschallt der Ruf der Freiheit in allen Straßen der Stadt.

*) Schon das griechische Wort Katapan bezeichnet einen Mann, der Alles in Allem ist, das heißt, der alle Gewalt in Händen hat. Er war nicht nur oberster Feldherr, sondern stand auch an der Spitze aller Zweige der Staatsverwaltung. Ueber Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger entschied er nach Willkür, und von seinen Entscheidungen und Aussprüchen war keine Berufung an eine höhere Behörde mehr möglich.

Die Einwohner, alt und jung, selbst die Greise wollten nicht zurückbleiben, griffen zu den Waffen. Melo stellt sich an die Spitze der Bewegung. Der Katapan Curcoas wird in dem Tumult erschlagen, und die Griechen werden aus Bari vertrieben (1010.) — Aber Melo's Pläne bezweckten noch etwas Höheres; nicht blos seine Vaterstadt Bari, sondern ganz Apulien und Calabrien wollte er von dem griechischen Joch befreien. Apuliens und Calabriens Bewohner ruft er nun ebenfalls zum Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind, gegen die Griechen auf, und schnell verbreitet sich auf seinen Ruf der Geist der Empörung über mehrere größere und kleinere Städte. Einige glückliche Erfolge krönten gleich im Anfange seine Unternehmung. Zwei Feldherren, den Statthalter von Samos und den von Cephalonien sandte der griechische Kaiser nach Apulien, um die Empörung zu dämpfen, und Beide wurden von Melo in zwei entscheidenden Treffen besiegt. Aber leider hatte die Stunde der Befreiung Unteritaliens von der griechischen Herrschaft noch nicht geschlagen. Gleich im folgenden Jahre segelte eine Flotte mit einem zahlreichen Heere und reichen Geldsummen unter dem Oberbefehl des Basilius Argyros aus dem Hafen von Constantinopel nach den südlichen Küsten Italiens. Fruchtlos hatte indessen Melo sich bemühet, die kleinen longobardischen Fürsten in einen Bund gegen die Griechen zu vereinigen; und als das griechische Heer in Italien landete, sah er sich blos auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Demungeachtet rückte er kühn dem zehnmal stärkern Feinde entgegen; aber an der ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl der feindlichen Streitkräfte scheiterte nun auch seine und seiner Apulier Tapferkeit. Er ward völlig geschlagen, und mit den schwachen Trümmern seines geschlagenen Heeres nach Bari zurückgeworfen. Den Belagerern einen verzweifelten Wider-

stand entgegen zu setzen, war Melo's und anfänglich auch der Einwohner Bari's fester Entschluß. Aber nur zu bald ermattete die Kampflust der Letztern. Es entspann sich eine Verschwörung gegen Melo. Viele der angesehensten Einwohner kamen ganz in Geheim miteinander überein, den Melo den Griechen auszuliefern, und diesen alsdann unter annehmbaren Bedingungen sich wieder zu unterwerfen. Zum Glücke ward Melo noch zu rechter Zeit davon unterrichtet. Bei nächtlicher Weile verließ er, nur von Wenigen begleitet, die Stadt, floh zuerst nach Ascoli, dann nach Benevent, hierauf nach Salerno und endlich nach Capua, wo er eine sichere und bleibende Zufluchtsstätte fand. — Als die Einwohner Melo's Flucht erfuhren, drangen sie wüthend in seine Wohnung, bemächtigten sich seiner Gemahlin und seines Sohnes Argyros, und waren niederträchtig genug, Mutter und Sohn, um eine noch vortheilhaftere Capitulation zu erhalten, den Griechen auszuliefern. Beide vornehme Gefangenen wurden sogleich eingeschifft und nach Constantinopel gebracht. Die Griechen waren nun wieder Meister nicht nur von Bari, sondern auch alle übrigen kleinern Städte, welche schon die Fahne der Empörung erhoben hatten, öffneten nun ihnen wieder freiwillig ihre Thore.

3. Den Gedanken, Italien von den Griechen zu befreien, gab jedoch Melo nicht auf. Aber er kannte auch seine Zeit und die Hülfsmittel, die sie ihm darbot. Der Hoffnung auf Hilfe von den kleinen, unter sich stets getrennten longobardischen Fürsten entsagte er gänzlich, und eben so wenig hoffte er von seinen eigenen völlig entmuthigten und nun auf das neue unter dem griechischen Joch schmachtenden Landsleuten. Weder die Einen noch die Andern hielt er einer kühnen und großen Unternehmung mehr fähig. — Aber

schon seit zwei Decennien waren jedes Jahr einige Normänner als Pilger theils nach Rom, theils nach dem Berge Gargano in Italien gekommen. Wurden sie unter Weges, was anfänglich sehr oft, jedoch nachher nicht leicht mehr wieder geschah, von den in den Alpen auf die Pilger lauernden Räubern angegriffen, so mußten diese gewöhnlich mit blutigen Köpfen sehr schnell wieder abziehen. Mit ihren Knotenstöcken schlugen einst drei, nach Gargano wallende, und in den Alpengebirgen von zehn Räubern angefallene Normänner mehrere derselben zu Boden und jagten die andern in die Flucht. Bald ward es überall bekannt, daß die Normänner nicht nur fromme Pilger, sondern auch baumstarke, tapfere Krieger wären. Auf die Normandie und deren kräftige Bewohner waren demnach schon seit einiger Zeit Melo's Blicke gerichtet; und da seine Pläne nun reif waren, so eilte er jetzt den oben erwähnten, in dem Jahre 1016 von Gargano zurückkehrenden Normännern freudig entgegen. Das kühne Ansehen derselben belebte auf das Neue seine Hoffnungen, steigerte noch höher seinen Muth. Offen und unumwunden gestand er ihnen, daß er kein Grieche, sondern ein von Tyrannen aus seinem Vaterlande vertriebener Apulier sey *). Er klagte über die Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Griechen, bat die Fremdlinge um ihre Hilfe, machte sie aufmerksam auf die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes, und versicherte sie, daß, bei der grenzenlosen Feigheit der Griechen, ganz Apulien mit allen seinen Reichthümern für ein so tapferes Volk, wie die Nor-

---

*) Die Familie des Melo soll jedoch griechischen Ursprungs gewesen, und seine Voreltern, aber schon vor sehr vielen Jahren, aus Constantinopel nach Unteritalien ausgewandert seyn.

männer, der leicht zu erringende Kampfpreis seyn würde. Die Versicherung von Länderbesitz und großen Reichthümern gab Melo's Worten bei den Normännern einen ungemeinen Nachdruck. An der Gerechtigkeit seiner Sache verschwand jetzt bei ihnen jeder Zweifel, und zwischen beiden Theilen kam nun sogleich ein Vertrag zu Stande. Die normännischen Pilger sollten nun nach ihrem Vaterlande zurückkehren, dort noch einige Hunderte ihrer Landsleute für den gemeinschaftlichen Zweck zu gewinnen suchen, und dann in dem nächstfolgenden Jahre, jedoch auf verschiedenen Wegen, wieder nach Italien zurückkommen. In Campanien werde Melo sie erwarten, ihnen dort Waffen und Pferde verschaffen und sie nach Apulien geleiten. Gegen die Griechen müßten sie alsdann sogleich den Kampf beginnen. Als ihr Führer, Rathgeber und Bundesgenosse werde er mit den Eingebornen des Landes, die gewiß sich bald um ihre Fahnen sammeln würden, stets an ihrer Seite fechten.

4. Bei dem Hange der Normänner zu abentheuerlichen und gefahrvollen Unternehmungen, ward es den Zurückgekommenen ein Leichtes, einige Hunderte ihrer eben so kampflustigen als beutegierigen Landsleute zu einem Zuge nach Italien zu bereden; und noch ehe das Jahr verflossen war, hatte sich schon eine zwar kleine, aber kühne und verwegene Schaar, größtentheils von Leuten, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten, zur Befreiung Apuliens verbunden *). Im Frühjahre zogen

*) Die vorzüglichsten Quellenschriften sind jetzt Wilhelm der Apulier und Godfried Malaterra, beide bei Muratori Script. Rer. Ital. — Ferner Wilhelm von Malmesbury De Gest. Normann. und Sigonius Geschichte

sie in Pilgerkleidung nach der von Melo ihnen gegebenen Weisung, auf verschiedenen Straßen über die Alpen. In der Gegend von Rom harrte ihrer schon Melo. Die Anführer der Schaar mit noch mehreren ihrer Gefährten begaben sich jedoch zuerst zum Pabste, der, in der Meinung, daß sie nach der berühmten Wallfahrtskirche auf Gargano pilgerten, seine Hand segnend über sie erhob. Den apostolischen Segen hielten die braven Normänner für einen untrüglichen Vorboten glücklicher Erfolge; und sobald Melo Pferde, Waffen und was sie zu ihrer völligen Rüstung bedurften, unter sie vertheilt hatte, zogen sie unter seiner Führung nach Apulien. — Als dem griechischen Katapan der Anmarsch einer feindlichen, jedoch wenig zahlreichen Schaar gemeldet ward, hielt er diesen Feind für zu verächtlich, als daß er in eigener Person gegen ihn ziehen mochte. Einen seiner Unterfeldherrn, Namens Pacianus, schickte er demnach gegen denselben. Bei Arenula kam es zu einem Treffen, und die Griechen, die hier zum erstenmale den eisernen Arm der Normänner kennen lernten, wurden völlig geschlagen und zerstreuet. Jetzt erwachte Andronikus aus seinem bisherigen Traume, zog alle seine Truppen zusammen, stellte sich selbst an ihre Spitze, ward aber ebenfalls bei Marsi gänzlich geschlagen, Pacianus im Treffen getödtet, und nur mit genauer Noth entrann Andronikus noch den Händen der Sieger. Auch bei Terni erfocht bald darauf Melo über einen andern griechischen Feldherrn, Namens Ligorius, sehr bedeutende Vortheile, so daß noch vor Ende des Jahres die Normänner schon Meister der mehrsten Städte Apuliens waren, und die Griechen daraus vertrieben

---

von Italien. Als Hülfsschrift ist auch Le-Brets italienische Geschichte zum Theil jetzt sehr brauchbar.

hatten. — Aber Andronikus ward jetzt von dem Hofe von Constantinopel zurückgerufen, und Bogianus, ein des Krieges weit kundigerer Feldherr als Katapan mit einem zahlreichen Heere nach Italien gesandt. Bei Cannä, schon berühmt durch Hanibals vor ungefähr zwölfhundert Jahren über die Römer erfochtenen Sieges, stießen beide Heere auf einander. An Zahl der Streitkräfte war das griechische Heer dem Normännischen schon weit überlegen. Aber nun stellte Bogianus in die Zwischenräume seiner Frontlinie eine Menge der größten Wurfmaschinen, deren man sich damals noch bei Belagerungen der Städte und Schlösser zu bedienen pflegte. An diesen fehlte es nun freilich dem Melo. Den Kern und das Centrum seines Heeres bildeten die Normänner. Auf den beiden Flügeln standen die von ihm indessen angeworbenen italienischen Truppen. Die Schlacht war im höchsten Grade hartnäckig und mörderisch. Die Normänner fochten mit Heldenmuth; aber gegen die vielen, einen unaufhörlichen Hagel von Pfeilen und großen Steinen auf sie schleudernden Maschinen vermochte am Ende dennoch ihre Tapferkeit nichts. Sie wurden geschlagen, und zum ersten jedoch nicht letztenmale auf italienischem Boden besiegt. Die auf den Flügeln stehenden italienischen Truppen flohen zuerst, worauf auch die Normänner weichen mußten. Aber die tapfere Schaar zog sich nur langsam zurück. Das Gesicht stets gegen den Feind gerichtet, der auch die zurückziehenden Helden nichts weniger als sehr hitzig zu verfolgen verlangte. Dieser Sieg setzte die Griechen wieder in Besitz aller Städte, die sie durch ihre frühere von den Normännern erlittenen Niederlagen verloren hatten.

5. Aber auch dieser Schlag vermochte den Muth

Melo's nicht zu beugen. Er ging nach Rom, hielt sich jedoch nicht lange allda auf; zog hierauf eiligst durch Oberitalien, ging dann über die Alpen und floh an das Hoflager Heinrichs des Heiligen. Er flehete zu dem Monarchen um Hilfe für sich und sein unglückliches Vaterland; und Heinrich, der an dem Schicksal des edeln Verbannten warmen Antheil nahm, sagte sie ihm auch zu. Er selbst, sprach der Kaiser, werde im nächsten Jahre mit seinem Heere in Italien erscheinen und der griechischen Herrschaft in Unteritalien, die jetzt sogar selbst den römischen Stuhl zu bedrohen anfange, ein Ende machen. Aber leider ward jetzt Melo, obgleich in Jahren noch gar nicht weit vorgerückt, vom Tode überrascht; und der hochherzige, in seinem Leben unstet umhergetriebene, rastlos thätige Mann fand nun zu Bamberg wenigstens die Ruhe und Stille des Grabes. — Die Normänner, zwar an Zahl aber nicht an Muth und Entschlossenheit geschwächt, richteten nun ihren Marsch nach den wilden und gebirgigen Gegenden Apuliens und Calabriens. Ferne von ihrem Vaterlande, ohne Freunde und Unterstützung, zogen sie nun in Wäldern und Thälern herum, und verdankten ihren täglichen Unterhalt blos der Stärke ihres Armes und ihrem Schwerte. Aber dieses mühsame, so vielen Entbehrungen unterworfene Leben war jedoch nicht von sehr langer Dauer, und bald gab ihnen der nie endende Zwist zwischen den kleinern Fürsten von Benevent, Salerno, Neapel und Capua weit erwünschtere Beschäftigungen und ungleich reichern Unterhalt. In ihren unaufhörlichen, einheimischen Fehden wandten von jetzt an jene Fürsten sich gewöhnlich an die Normänner, die für reichen Sold ihnen nie ihre Dienste versagten; und weil an Muth und Tapferkeit den Italienern weit überlegen, so folgte der Sieg auch stets der Fahne, unter welcher

die Normänner sich reiheten. Indessen wechselten sie doch sehr oft ihre Dienstherren, theils weil sie schlau genug waren, um einzusehen, daß wenn sie einen dieser Fürsten zu mächtig machten, dieser ihrer Hilfe nicht mehr bedürfen würde; da im Gegentheil bei dem Gleichgewicht derselben auch deren Streitigkeiten nie enden, sie mithin ebenfalls stets erwünschte, gewinnreiche Beschäftigung finden würden. Uebrigens leiheten sie ihren Arm gewöhnlich dem, der ihnen den reichsten Sold bot. Daher geschah es auch nicht selten, daß sie z. B. in diesem Jahre gegen einen Fürsten fochten, dessen Sache sie erst im vorigen Jahre siegreich vertheidiget hatten.

6. Aber bei Allem dem hatten sie immer noch keine andere Niederlassung in Italien, als blos ein zwischen den Sümpfen und Morästen Campaniens errichtetes wohl befestigtes Feldlager. Sie bildeten eine förmliche Soldatenrepublik, wo aller Unterschied der Geburt und des Besitzstandes aufhörte. Ihre Anführer wählten sie selbst. Alle Verbindung mit ihrem Vaterlande hatten sie jedoch nicht völlig abgebrochen; und auch jetzt schon kamen bisweilen einige ihrer Landsleute über die Alpen und gesellten sich zu ihnen. Unter Andern auch Graf Godfried aus der Normandie. Um die seiner Tochter angethane Schmach zu rächen, erschlug Godfried auf einer Jagd den Ritter Repostel. Dieser hatte in einer zahlreichen Versammlung normännischer Edeln sich gerühmt, von Godfrieds Tochter Gunstbezeugungen erhalten zu haben, die nur die Gattin dem Gatten gestatten darf. Aber Repostel war ein Günstling des Herzogs Robert, und den Zorn des Letztern fürchtend, eilte Godfried mit seinen Söhnen und sämmtlichen Untersassen über die Alpen, und ging in das normännische Lager, wo er, weil als ein

stattlicher Ritter schon bekannt, mit dem größten Jubel empfangen ward. — Nicht nur die Zahl und der Waffenruhm der Normänner vermehrten sich jetzt mit jedem Jahre, sondern sie erhielten nun auch bald eine bleibende, feste, sie einem civilisirten Staate näher bringende Niederlassung. Als nämlich die normännischen Waffen, in dem Jahre 1029, den Herzog Sergius von Neapel, den sie, im Solde des Fürsten von Capua, vor ein paar Jahren aus Neapel vertrieben hatten, wieder in sein Herzogthum einsetzten, wies dieser, um an den Normännern gleichsam ein Bollwerk gegen Capua zu haben, ihnen einen zwischen dieser Stadt und Neapel liegenden ungemein reichen und fruchtbaren Landstrich an *). Hier erbauten sie die Stadt Aversa, die nun in Italien der erste, feste Sitz der Normänner, so wie deren damaliger Anführer Rainulph, weil bald darauf von Kaiser Conrad II. damit belehnt und als Reichsvasall anerkannt, der erste Graf von Aversa ward.

7. Aber eine noch weit größere, innere Stärke, als durch die Schenkung des Herzogs von Neapel, erhielt die junge Republik durch die Ankunft einer Familie von Helden, wie solche die Geschichte irgend eines Volkes nur selten aufzuweisen hat. — Auf dem festen Schloß Hauteville **) lebte ein uraltes, edles Rittergeschlecht, dessen Burgen und Ländereien durch eine lange Reihe von Jahren in ununterbrochener Erbfolge vom Vater auf den Sohn waren

---

*) Hic opibus plenus locus utilis est et amoenus
Non sata, non fructus, non prata arbustaque desunt
Nullus in orbe locus jucundior.
(*Guill. Apul.*).

**) In der Nieder-Normandie, in der Diöcese Cautance.

fortgeerbt worden. Der gegenwärtige Burgherr und Bannerer war Tancrede von Hauteville, den zwei Gemahlinnen *) zum glücklichen Vater von zwölf Söhnen gemacht hatten. Bekanntlich wurden damals die Güter, wenn es keine Lehen waren, zu gleichen Theilen unter den Söhnen vertheilt. Waren aber — ein Fall, der nicht selten eintrat — der Brüder sehr viele, so war eine solche Theilung auch gewöhnlich der sicherste und kürzeste Weg, auf welchem ein altes Geschlecht nach und nach verarmte, seinen Glanz verlor, und seinem völligen Verfall entgegeneilte. — Ein so trauriges Loos wollten Tancreds edle Söhne — eine wahre Heldenfamilie — ihrem Geschlechte nicht bereiten. Sie kamen daher miteinander überein, dem jüngsten Bruder aus der ersten Ehe das väterliche Erbe ungeschmälert zu überlassen.

Wenn die Herren von Hauteville die Herzoge von der Normandie auf ihren Feldzügen begleiteten, so führten sie zwölf Ritter, ihre Vasallen, in ihrem Gefolge, und hatten auch das Recht eigenen Paniers und Feldgeschreis: ein Beweis, wie auch Dü Cange sagt, daß sie nicht in die Klasse der Valvassoren oder des niedern Adels gehörten. Da Tancreds Söhne in der Folge ganz Italien mit ihrem Namen erfüllten, und zwei davon mächtige Reiche allda gründeten, ja Robert, der älteste Sohn aus des Vaters zweiter Ehe, und der seinen drei ältesten Brüdern sehr frühzeitig nach Italien gefolgt war, sogar den byzantinischen Thron erschütterte, und ein Gegenstand der Achtung aller europäischen Mächte ward; da gewann auch die Untersuchung über die Abstammung der Hautevilles eine größere Wichtigkeit; besonders da die Gegner dieses Hauses, unter denen sich vorzüglich die Prinzessin Anna Comnena auszeichnete, die Abstammung Roberts aus der niedrigsten Klasse der menschlichen Gesellschaft, nämlich aus dem leibeigenen Stande, herzuleiten suchten.

*) Tancred's zweite Gemahlin hieß Ermesinde. Es

Sie selbst waren entschlossen, jenseits der Alpen sich ein neues Vaterland und zugleich auch Ehre und Wohlstand zu erkämpfen. Alle eilf Söhne wanderten jedoch nicht zu gleicher Zeit miteinander aus. Nur die drei ältesten, Wilhelm, Drogon und Humfred machten den Anfang und bahnten, wie wir in der Folge sehen werden, auch ihren übrigen Brüdern den Weg, wo nicht zu gleicher Größe und gleichem Ansehen, doch immer zu Reichthum und ansehnlichem Besitzstande *). — Aber ausser den Söh-

---

war eine Frau, geschmückt mit jeder weiblichen Tugend. Ganz besonders aber in der Erziehung ihrer Kinder erwies sie sich als ein seltenes Muster weiblicher Treue und Liebe gegen den Gatten. Zwischen den Kindern erster und zweiter Ehe machte nämlich Ermesinde nicht den mindesten Unterschied. Sämmtliche zwölf Sprößlinge umfaßte ihr mütterliches Herz mit gleicher Sorgfalt und Zärtlichkeit; so daß, wenn man sie im Kreise ihrer Kinder sah, auch das schärfste Auge nicht bemerken konnte, welches von denselben aus der ersten oder zweiten Ehe entsprossen war. Den Namen von Tancred's erster Gemahlin findet man in keiner der ältern Chroniken, weder der gleichzeitigen noch der gleich darauf folgenden. Die neuern, weit spätern Geschichtschreiber nennen sie jedoch Moriella; woher sie aber dies wissen, das haben sie uns nicht gesagt.

*) Mit Ausnahme jedoch des Roger, jüngsten Sohnes zweiter Ehe, der ganz Sicilien eroberte und der mächtigste ward. Der, welcher von den Brüdern allein zurückblieb und die Stammgüter erhielt, hieß Seclon. Aber auch dieser zeichnete sich in den Feldzügen des Herzogs Robert von der Normandie durch seine Tapferkeit aus. Sein Sohn, der denselben Namen führte, konnte jedoch dem, diesem Hause eigenen Familienzuge, der sie alle über die Alpen führte, nicht widerstehen, ging demnach ebenfalls nach Italien, trat in die Dienste seiner Oheime,

nen Tancreds zog der Ruf von dem Wohlstand der Normänner in Italien jetzt jedes Jahr neue Schwärme von Abentheurern aus der Normandie über die Alpen. Wer in seinem Vaterlande nichts zu verlieren, aber auch nie Etwas zu gewinnen hatte; oder wem der Mißbrauch der Gewalt eines Uebermächtigen zu fühlbar ward; oder auch wer dem Arm einer ihn mit Recht oder Unrecht verfolgenden Gerechtigkeit zu entgehen suchte, ging nun über die Berge, und eilte zu der über dem Thore von Aversa wehenden republikanischen Fahne, wo jeder Flüchtling, jeder, wenn auch aus eigener Schuld, von dem Schicksale Verfolgte stets willkommene Aufnahme, Schutz, Sicherheit und Unterhalt im Ueberfluß fand*). — Uebrigens setzten die Normänner ihr, seit zwanzig Jahren getriebenes, bisher so einträgliches Handwerk noch immer fort. Wer ihres Arms bedurfte und großen Sold ihnen reichte, dem eilten sie zu Hilfe. Aber auch jeder Fürst und jede Stadt suchten, sobald sie der Normänner nicht mehr bedurften, die theuern und zugleich gefährlichen Gäste sich sobald als möglich sich von dem Halse zu schaffen. In diesem Falle befand sich einst auch der Fürst Gaimar von Benevent. Durch die Tapferkeit der Normänner hatte er so eben gesiegt, mußte aber bald darauf befürchten, daß vielleicht die Normänner selbst ihn aus seinem Lande jagen könnten. Von dieser Besorgniß befreiete ihn die Ankunft des grie-

---

und erhielt zum Lohne seiner Tapferkeit sehr ausgedehnte und reiche Ländereien in Sicilien.

*) Wilhelm der Apulier sagt:
Si vicinorum quis *perniciosus* ad illos
Confugiebat, eum gratanter suscipiebant;
Moribus et lingua, quoscunque venire videbant,
Informant propria; gens efficiatur ut una.

chischen Feldherrn Maniaces. Von dem Hofe von Constantinopel gesandt, die Sarazenen aus Sicilien zu vertreiben, und diese reiche und fruchtbare Provinz dem oströmischen Reiche wieder zu gewinnen, machte Maniaces, sobald er mit seinem Heere zu Otranto gelandet hatte, mit seiner ihm rastlosen Thätigkeit sogleich alle Vorbereitungen zu der bevorstehenden, nicht wenig gefahrvollen Expedition. Fürst Gaimar gab ihm den Rath, eine Anzahl der seit mehreren Jahren in Italien herumziehenden, gallischen Fremdlinge in seinen Sold zu nehmen. Maniaces folgte diesem Rath, und da er den Normännern nicht nur reichen Sold, sondern auch gleichen Antheil an der Beute versprach, so schifften sich fünfzehnhundert normännische Krieger, und unter diesen fünfhundert Ritter, von den drei Hautevilles angeführt, mit dem griechischen Heere nach Sicilien ein.

8. Um Sicilien wieder zu erobern, hätte der griechische Kaiser keinen günstigern Zeitpunkt wählen können. Die ganze Insel befand sich schon seit länger, als ein ganzes Jahr in einer furchtbaren anarchischen Verwirrung. Gegen den Kaliphen in Africa hatte der Emir, und gegen diesen das Volk sich empört. Einzele Sarazenenanführer hatten sich völlig unabhängig gemacht, und beinahe jede Stadt hatte einen eigenen Herrn, der keinen Höhern mehr erkennen wollte. Aber die Nachricht von den großen Rüstungen der Griechen in Unteritalien stellte schnell Ruhe und Ordnung auf der Insel wieder her. Die Sarazenen unterwarfen sich auf das neue ihrem Emir, und dieser sich dem Kaliphen in Africa. Ueberall war die Einigkeit wieder hergestellt; und als die griechische Flotte sich den Küsten Siciliens näherte, fand Maniaces dieselben mit zahllosen sara-

zenischen Schaaren besetzt. Den Gebrüdern Hauteville und ihren Normännern, die den Vortrab des Heeres bildeten, ward die Ehre, zuerst an das Land zu treten. Mit ihrer gewöhnlichen Unerschrockenheit sprangen sie aus den Schiffen an das Ufer, griffen den Feind an, und schlugen ihn so weit zurück, daß das griechische Heer, ohne einen Mann zu verlieren, seine Landung bewerkstelligen konnte. Aber bei allem dem sah dennoch Maniaces sich jetzt in seiner bisherigen Hoffnung furchtbar getäuscht. Alle Streitkräfte des Feindes hatten sich vereiniget. Weit zahlreicher, als das seinige, war das Heer der Sarazenen. Siciliens ganze Bevölkerung, nur mit Ausnahme der Christen, stand unter den Waffen. Aber demungeachtet gewannen die Klugheit des kriegskundigen Feldherrn und die Tapferkeit der Normänner überall die Oberhand. Messina ward mit Sturm erobert, und das dem griechischen an Zahl weit überlegene Sarazenenheer in zwei mörderischen Treffen völlig geschlagen. Die größte Gefahr wartete jedoch auf Maniaces und seine Griechen vor den Thoren von Syracus. In dieser Stadt und der umliegenden Gegend führte ein Renegat, Namens Arkados, den Oberbefehl. Es war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Kühnheit und Tapferkeit. Wohl einsehend, daß ein innerhalb fester Mauern eingeschlossenes Heer ein schon halb geschlagenes Heer sey, zog er sämmtliche waffenfähige Mannschaft seines ganzen Regierungsbezirkes zusammen, vereinte damit die ohnehin schon sehr zahlreiche Besatzung von Syracus, und zog damit dem Feinde entgegen. Der Renegat hatte keine andere Wahl, als Sieg oder Tod. Sobald er also die Griechen zu Gesicht bekam, griff er sie sogleich an. Mit dem Muth der Verzweifelung stürzte er sich selbst mitten in das ängste und dichteste Schlachtgewühl; furchtbar wüthete

sein Schwert in den Reihen der Griechen; auch die Sarazenen, durch das Beispiel ihres Anführers entflammt, thaten Wunder der Tapferkeit; und schon fing das griechische Heer an, auf mehrern Punkten zu weichen, als Wilhelm von Hauteville mit eingelegter Lanze auf den Sarazenenhelden zusprengte, ihn vom Pferde warf, und mit seiner Lanze durchbohrte. Bei dem Fall ihres Anführers ergriff panischer Schrecken die Sarazenen. Wilhelm benutzte diesen Augenblick, und von seinen zwei Brüdern und deren Scharen unterstützt, griff er die Feinde mit verdoppelter Kraft an, schlug sie in die Flucht, und drang mit den Fliehenden in die Stadt. — Wegen der vielen, von Wilhelm in dieser Schlacht gegebenen Beweisen der außerordentlichen Stärke und Kraft seines Armes, gaben ihm von jetzt an seine Landsleute wie die Griechen den Beinamen: Eisenarm. — Die Normänner blieben den Winter über mit den Griechen in Sicilien, und als im nächsten Frühjahre ein afrikanisches Hilfsheer landete, und die Trümmern des im vorigen Jahre viermal geschlagenen Sarazenenheeres sich damit verband, ward auch dieses combinirte Heer bei Remata völlig geschlagen und zerstreut. In allen diesen Gefechten und Schlachten hatten die Normänner, die als Vortrab des Heeres stets den ersten Angriff machten, den Sieg entschieden. Einigemal blieb den heranrückenden Griechen nichts mehr übrig, als nur noch die Fliehenden zu verfolgen und Beute zu machen; kurz, fünf gewonnene Schlachten und die Eroberung von dreizehn großen, wohl befestigten Städten waren offenbar blos Früchte normännischer Tapferkeit.

9. Unstreitig würde die Eroberung der wenigen festen Städte, welche die Sarazenen noch inne hatten, das leichte Werk des letzten Feldzuges gewesen

seyn, hätte nicht der griechische Kaiser dem tapfern und einsichtsvollen Maniaces den Oberbefehl genommen, und ihn nach Constantinopel zurückberufen *). Maniaces Nachfolger war der Katapan Dulcianus, dem jedoch noch zwei andere Feldherren, nämlich ein gewisser Stephanus und Basilius beigeordnet waren. Von diesen dreien war jedoch immer einer noch ungeschickter und untauglicher als der Andere. Nur an Stolz, Habsucht und Grausamkeit waren alle drei einander gleich **). — Gleicher Antheil an der Beute war den Normännern von Maniaces verheißen worden, und dessen Nachfolger, den Dulcianus, erinnerten sie nun an das Versprechen seines Vorfahrers. Aber Dulcian und seine beiden Gefährten, die wahrscheinlich den größten Theil der reichen Beute sich selbst zu eigen machen wollten, ließen ihnen sagen, sie seyen nichts als blose Miethlinge, die sich mit ihrem Solde begnügen müßten. — Unter den Normännern lebte schon seit langer Zeit ein Lombarde aus edelm Geschlechte, Namens Ardouin. Ruhmliebe und Verlangen nach kriegerischer Beschäftigung hatten ihn vor mehreren Jahren in das normännische Lager in den Sümpfen Campaniens geführt. Gleichen Sinnes und gleicher Denkart mit den Normännern, ward er von ihnen bald als Einer der Ihrigen betrachtet. Durch vielfache Proben ungewöhnlicher Tapferkeit, wie durch seine Klugheit und Be-

*) Was die Ungnade des Maniaces und dessen Zurückberufung veranlaßte, haben wir unsern Lesern schon in der Geschichte des oströmischen Reiches (Bd. 20. Absch. 1.) berichtet.

**) Als Katapan machte Dulcian den Anfang damit, daß er gleich bei seinem Einzug in Bari drei oder vier der angesehensten Einwohner vor den Thüren ihrer Wohnungen aufknüpfen ließ.

sonnenheit im Rathe, gelangte er nach und nach zu immer größerm Ansehen, ward von Allen eben so sehr geehrt, als aufrichtig geliebt. Da er das Griechische mit vieler Leichtigkeit sprach, so wählten ihn jetzt die Normänner zu ihrem Abgeordneten an den Dulcian. Im Namen der normännischen Nation sollte er den griechischen Feldherrn noch einmal an die Heiligkeit eines geschlossenen Vertrages und gegebenen Feldherrnworts erinnern, ihm die Gerechtigkeit ihrer Foderung kräftig an das Herz legen, dabei auch der vielen, von ihnen dem griechischen Heere in Sicilien geleisteten Dienste erwähnen. — Nichts ist härter und schwerer zu behandeln, als ein im Schatten eines despotischen Thrones großgezogener Sclave, sobald nämlich derselbe selbst zur Macht gelangt, und sich als einen unbeschränkten Gebieter erblickt. Einige freie Worte Ardouins beleidigten den Stolzen, und statt aller Antwort ließ er den Abgeordneten der Normänner öffentlich geißeln, und schmachvoll in das Lager derselben zurückführen. Aber die, dem Ardouin angethane Schmach haftete nicht auf ihm allein, auf alle Normänner fiel dieselbe zurück, und in der ersten Aufwallung ihres Zorns würden sie augenblicklich über das ganze griechische Heer hergefallen seyn, hätte sie nicht der ruhigere und besonnenere Ardouin, indem er sie auf die ganz unverhältnißmäßige Ueberzahl der griechischen Streitkräfte aufmerksam machte, davon abgehalten. Er gab ihnen den Rath, vor Allem jetzt auf Mittel zu sinnen, nach Italien überzuschiffen. Dort würden sie in Apulien eine reiche, sie zehnfach entschädigende Ernte finden. Die Normänner folgten dem klügern Rath. Unter Ardouins Anführung verließen sie bei nächtlicher Weile ganz in der Stille das griechische Heer, und eilten nach der Küste. Einige, um sie einzuholen, nachgeschickte Geschwader

griechischer Reiterei schlugen sie in die Flucht, nachdem sie ihnen bei hundert Mann getödtet hatten; setzten dann, nicht ferner mehr beunruhiget, ihren Marsch fort, fanden in dem Hafen von Messina mehrere zum Absegeln in Bereitschaft liegende Fahrzeuge, schifften sich ein, und landeten glücklich an Apuliens Küste.

10. Bei ihren Brüdern in Aversa klagten nun die Zurückgekommenen über die Treulosigkeit der Griechen, und die von denselben ihnen widerfahrne schnöde und schmachvolle Behandlung. Ihre Erzählung empörte jedes Gemüth. In einer allgemeinen Versammlung aller Ritter wurden die Griechen für ein treuloses, selbst die Heiligkeit der Verträge verletzendes Volk erklärt, und ein Krieg auf Leben und Tod gegen dieselben beschlossen. Vom Entschluß ging es sogleich zur That. Aber was die im höchsten Grade aufgeregten Gemüther und zwar in sehr tumultuarischer Berathung beschlossen hatten, ward jedoch jetzt mit ungemeiner Besonnenheit ausgeführt. Eine nicht zahlreiche, aber auserlesene Schaar Normänner rückte auf verschiedenen Wegen nach Melfi, überfiel die griechische Besatzung und bemächtigte sich der Stadt. Dieselbe war schon ziemlich fest; aber die Normänner vermehrten nun noch die Festungswerke, und hatten jetzt in dem Lande, das der Schauplatz des Krieges werden sollte, einen sichern Waffenplatz und eine feste Basis. — Als Dulcianus von der so unerwarteten Schilderhebung der Normänner Kunde erhielt, warf er eiligst in die von Maniaces in Sicilien eroberten Festungen einige Besatzungstruppen, und schiffte mit seinem ganzen Heere nach Italien über. Sobald er gelandet hatte, rückte er auch sogleich gegen Melfi, wo die Normänner alle ihre Streitkräfte concentrirt hatten.

Selbst nach der Angabe des Cedrenus war das griechische Heer sechzigtausend Mann stark, jenes der Normänner nur dreitausend, nämlich zweitausend Reiter und tausend Mann geharnischtes Fußvolk. Dulcianus glaubte sich des Sieges so versichert, daß er schon Schiffe und Fahrzeuge in Bereitschaft hielt, um die gefangenen Normänner nach Constantinopel zu senden *). Indessen schickte er an sie jetzt doch zuerst noch einen Herold, der ihnen die Wahl lassen sollte, entweder Italien augenblicklich auf immer zu räumen, oder zu einer Schlacht sich bereit zu halten, in welcher nur Tod oder Gefangenschaft ihr Loos seyn könnte. Die Anführer der Normänner empfingen den Herold vor der Front ihrer in dichten Massen aufgestellten Leute; aber kaum hatten diese den Auftrag des Herolds vernommen, als das ganze kleine Heer wie mit einer Stimme ausrief: zur Schlacht, zur Schlacht! Ein gemeiner Normann, Namens Hugo, sprang hervor, und versetzte mit der blosen Faust dem Pferde des Herolds einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß es sammt seinem Reiter zu Boden stürzte. Das edle Thier war todt, und der Grieche vor Schrecken dem Tode nahe. Aber lachend sprangen mehrere Normänner herbei, richteten ihn wieder auf, versicherten ihn, daß es bloser Scherz gewesen, gaben ihm auch ein weit besseres Pferd, und ersuchten ihn, seinem Feld-

*) Man kannte an dem Hofe von Constantinopel sehr wohl die Tapferkeit der Normänner. Man wünschte ein Corps derselben — so zahlreich wie möglich — den Legionen des Orients einzuverleiben. Dulcian hatte daher den besondern Befehl erhalten, nach erfochtenem Siege der Normänner zu schonen, keinen der Fliehenden zu tödten, sie nur zu Gefangenen zu machen, und dann unverzüglich nach Constantinopel zu schicken.

herrn nur zu sagen, daß die Normänner den Kampf mit Freude erwarteten. — Bei der allzugroßen Ungleichheit der numerischen Stärke beider Heere, waren die Anführer der Normänner des Krieges zu kundig, als daß sie den Angriff des griechischen Heeres erwartet hätten; so wie sie es zu Gesicht bekamen, stürzten sie sich sogleich mit dem größten Ungestümm auf das Centrum desselben. Nach kurzem, aber ungemein blutigem Kampfe ward dieses durchbrochen. Aus dem Mittelpunkt des griechischen Heeres verbreitete sich die Verwirrung nun bald auch auf dessen beide Flügel. Die Normänner brachen sich jetzt schnell in drei Haufen, und griffen die Griechen im Rücken und auf den beiden aus dem Centrum gesprengten Flanken an. Jetzt ward die Schlacht erst recht mörderisch. Den breiten Schwertern der Normänner, von kräftigen Armen geführt, vermochte kein Harnisch und kein Helm zu widerstehen. Das ganze griechische Heer begab sich endlich auf die Flucht. Auch Dulcianus ward mit den Fliehenden fortgerissen, und glaubte sich nicht eher in Sicherheit, als bis er sich innerhalb der unbezwingbaren Mauern von Bari sah. Um die Schmach dieser Niederlage so bald wie möglich zu tilgen, ließ Dulcianus eiligst die Truppen, die er in Sicilien gelassen hatte, herüberschiffen, zog alle Mannschaft, die er noch in Apulien und Calabrien finden konnte, zusammen; und da ganze Schaaren von dem, bei Melfi geschlagenen Heere sich nach und nach in der Gegend von Bari wieder gesammelt hatten, so sah schon nach einigen Monaten sich Dulcianus im Stand, einen zweiten Feldzug gegen die Normänner zu eröffnen, ward aber an den Ufern des Lefanto (der Aufidus der Alten) abermals, und zwar mit noch größerm Verlust, als bei Melfi, geschlagen. Ganze Schaaren des griechischen Heeres wurden von den

Normännern in den Fluß gesprengt, unter dessen Wellen der größte Theil derselben begraben ward. Dulcianus, jetzt völlig außer Stande, Etwas gegen die Normänner zu unternehmen, schloß sich in Bari ein, und ward bald darauf von seiner Regierung zurückberufen. Aber auch seinen Nachfolger, den Katapan Exaugustus, traf kein besseres Loos. Auch sein Heer ward bei Cannä von den Normännern völlig geschlagen, und er selbst zum Gefangenen gemacht *). Da jetzt in offenem Felde kein Feind mehr den Normännern begegnete, so konnten sie ihre Eroberungen ungestört fortsetzen. In kurzer Zeit war ganz Apulien und ein Theil von Calabrien in ihrer Gewalt, und nur die vier großen und festen Städte Bari, Tarent, Otranto und Brundisi waren noch in den Händen der Griechen. (1040 — 1043.)

11. Man kann dieß als den eigentlichen Zeit-

*) Exaugustus war der Sohn des tapfern und einsichtsvollen Feldherrn Bugianus. In dem Heere, das er nach Italien brachte, dienten eine Menge Barbaren, Russen, Petschenegen, Bulgaren 2c., lauter wilde, aber tapfere Völker. Das Treffen war daher ungemein hartnäckig und blutig, und die Normänner fingen endlich an zu weichen. Als aber Wilhelm Eisenarm, den an diesem Tage ein Fieber in seinem Zelte zurückhielt, von Ferne das Schwanken in den Reihen seiner Landsleute bemerkte, legte er sich eiligst seine Rüstung an, schwang sich auf ein Pferd, und stürzte sich wie ein grimmiger Löwe auf den Feind, und zwar zuerst auf den Feldherrn Exaugustus, schlug diesen mit seinem Streitkolben zu Boden, und machte ihn zum Gefangenen. Der Fall des feindlichen Anführers und Wilhelms Gegenwart entflammten auf das Neue wieder den Muth der Normänner; und so ward ihnen nun auch hier wieder ein vollständiger Sieg zu Theil.

punkt der Gründung der normännischen Macht betrachten. Ein neuer Staat erhob sich jetzt im südlichen Italien, der Staat von Apulien, der jenen von Aversa bald völlig verdunkelte. — Durch die Stimme des Volkes wurden zwölf Grafen gewählt. Die Wahl gründete sich vorzüglich auf kriegerisches Verdienst und abgelegte Proben ausgezeichneter, persönlicher Tapferkeit; doch wurden dabei auch edle Geburt, und ein gewisses Alter, weil reicher an Erfahrung, nicht wenig berücksichtiget. Unter diesen ward das ganze eroberte Land vertheilt. Die Einkünfte ihrer Grafschaften oder Bezirke wurden ihnen zu ihrem Unterhalt angewiesen. Jeder erbaute in dem ihm angewiesenen Bezirk, mitten unter seinen Vasallen, eine feste Burg. In kurzer Zeit trug ganz Apulien einen Schild von Festungen auf seinem Rücken. Zum Mittelpunkt dieses aristokratischen Freistaats ward Melfi bestimmt. Nach der Zahl der Grafen ward auch die Stadt in zwölf Viertel getheilt. Jeder Graf erhielt seinen Theil und in demselben seine eigene Wohnung. Die zwölf Grafen bildeten einen Senat, der, mit der Verwaltung gemeinsamer Nationalangelegenheiten beauftragt, an seiner Spitze einen Präsidenten hatte, der, nunmehr mit dem Titel eines Grafen von Apulien geschmückt, zwar jetzt die höchste obrigkeitliche Person war, jedoch eigentlich blos als der Erste unter seines Gleichen betrachtet ward. Die Reihe der neuen Grafen von Apulien beginnt mit dem durch einstimmige Wahl zu dieser Würde erhobenen Wilhelm Eisenarm, wegen seiner ungewöhnlichen Tapferkeit und ungeheuern körperlichen Stärke eben so bewundert und gefürchtet, als wegen seiner Weisheit in der Berathung und ungemeinen Sanftmuth im geselligen Leben allgemein geehrt und geliebt. Als Wilhelm im Jahre ein tausend und sieben und

vierzig, wenige Tage nach seinem bei Trani über die Griechen erfochtenen glorreichen Sieg, starb, folgte ihm sein Bruder Drogon in der Würde eines Grafen von Apulien, und diesem bald darauf dessen anderer Bruder Humfred. Man sieht, daß auch hier, wie bei allen Völkern germanischen Ursprungs, das Wahlrecht das Erbrecht nicht ausschloß; so wie wir zu seiner Zeit sehen werden, daß schon nach Verlauf einer Generation die jetzige aristokratisch-republikanische Verfassung des Staats von Apulien in eine rein Monarchische überging.

12. Um diese Zeit kam auch Argyrus, Melo's Sohn, von Constantinopel wieder nach Italien. Ob der griechische Kaiser ihn seiner Haft entlassen und ihn nach Italien gesandt, oder ob er in seinem Gefängniß Mittel gefunden hat sich selbst in Freiheit zu setzen und hierauf nach Italien entflohen war, dieß läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen. Von den Normännern ward Argyrus mit Jubel empfangen. In dem Sohne ehrten sie die Tugenden und Verdienste des Vaters. Sie schenkten ihm ihr ganzes Vertrauen, überließen ihm auch einige, neuerdings über die Griechen gemachte Eroberungen als eine Entschädigung für den Verlust seiner Besitzungen in Bari. — Immer schöner und kräftiger blühete jetzt der junge apulische Freistaat auf, als plötzlich von Osten her furchtbare Gewitterwolken gegen ihn heranzogen, die offenbar, wäre es in dem Rathe der Vorsehung nicht anders beschlossen gewesen, keine normännische Tapferkeit mehr würde haben beschwören können. — Als nämlich der Hof von Constantinopel den völligen Verfall seiner Angelegenheiten in Italien sah, und die von daher kommenden Boten nur Nachrichten von völligen Niederlagen griechischer Heere und den immer weiter um sich grei-

senden Eroberungen der Normänner brachten; da erinnerte man sich endlich wieder des tapfern, einsichtsvollen, jetzt in einem Kerker zu Constantinopel schmachtenden Maniaces. Was Liebe zur Gerechtigkeit bei dem Kaiser nicht vermocht hatte, bewirkte nun der ihm drohende und mit der größten Schmach verbundene Verlust aller seiner Besitzungen in Italien. Neid und Mißgunst mußten demnach jetzt verstummen. Maniaces ward wieder in seine vorige Würde eingesetzt, und als Katapan mit einem, obgleich nicht sehr zahlreichen Heere nach Italien gesandt. Maniaces hatte kaum zu Otranto gelandet, als schon die Normänner zwischen Monopoli und Matera die Erfahrung machten, welcher Unterschied es sey zwischen einem persönlich tapfern, erfahrnen, kriegskundigen Feldherrn und den übrigen, meistens aus der Klasse der Eunuchen oder Hofschranzen gewählten griechischen Generälen. Das Treffen war ungemein hitzig. Die Normänner schlugen sich zwar wieder mit der ihnen eigenen Unerschrockenheit, fanden aber doch, als der Kampf schon lange gedauert hatte, und der Sieg immer noch hin- und herschwankte, es endlich für rathsam, jetzt, da sie noch unbesiegt wären, sich langsam, und mit gegen den Feind gerichtetem Gesicht zurückzuziehen und dem Maniaces das Schlachtfeld zu überlassen. — Höchst wahrscheinlich würde der Untergang der neuen Colonie und die völlige Vertreibung der Normänner aus Italien das Resultat, vielleicht schon eines einzigen, höchstens zweier Feldzüge gewesen seyn. Von dieser Gefahr befreiete die Normänner die ganz unerwartete Erhebung des Constantinus Monomachus auf den Thron von Constantinopel. Maniaces, im höchsten Grade unzufrieden mit einer Thronveränderung, von der, wie er mit Grund befürchten mußte, sein und seines Hauses gänzlicher Untergang eine

unabweisbare Folge seyn würde, empörte sich sogleich förmlich gegen den neuen Beherrscher des griechischen Reiches, legte den Purpur an, und ließ sich von seinem Heere als Kaiser begrüßen. — Jetzt betrachtete Maniaces die Normänner nicht mehr als seine Gegner, sondern erblickte in ihnen blos Feinde desselben Monarchen, dessen ärgster Feind er nun ebenfalls geworden war. Auf alle Weise buhlte er also jetzt nach ihrer Freundschaft, suchte durch die glänzendsten Versprechungen sie für seine Sache und seinen Dienst zu gewinnen. Aber der gesunde, nüchterne Menschenverstand der Normänner wieß alle Anträge des Maniaces zurück. Sie sahen wohl ein, wie thöricht es wäre, zu der Erhebung eines Mannes mitzuwirken, der, wenn einst im Besitze aller Hilfsmittel eines ungeheuern Reiches, nur gar zu bald auch alle ihm erwiesenen Dienste vergessen würde. Auf den Rath des Argyrus vereinten sie sich sogar einigemal mit den, dem Kaiser treu gebliebenen Griechen, und belagerten, obgleich fruchtlos, die dem Maniaces anhängende Stadt Trani. — Der kriegerischen Spielereien in Italien ward jedoch Maniaces bald müde. Sein kühner, der größten Unternehmungen fähiger Geist führte ihn auf einen, eines Helden ungleich würdigern Schauplatz. In der Absicht, gerade nach Constantinopel zu marschiren, und dem Kriege im Mittelpunkt des Reiches, durch die Enthronung des Constantins, ein Ende zu machen, segelte er mit seinem Heere nach Griechenland, schlug und vernichtete das erste kaiserliche Heer, das sich ihm entgegenstellte, ward aber, als er schon Sieger und das feindliche Heer zerstreut war, von einem von der Hand eines Verräthers ihm gesandten Pfeil in der Brust tödtlich verwundet, und starb wenige Augenblicke darauf auf dem mit feindlichen Leichen bedeckten Schlachtfeld.

13. Von jetzt an befolgte gegen die Normänner der Hof von Constantinopel ein ganz anderes System der Politik. Wohl einsehend, daß er sie nicht mit Gewalt aus Italien würde vertreiben können, suchte er sie durch fein angelegte griechische Ränke aus demselben zu entfernen. Zuerst machte der Kaiser sämmtlichen normännischen Fürsten eine Menge der kostbarsten Geschenke, und zwar, wie er sagte, als eine Belohnung, weil sie den Maniaces in seiner Empörung nicht unterstützt hätten; und um den Argyrus, dessen Einfluß auf die Normänner dem Hofe nicht unbekannt war, ganz in sein Interesse zu ziehen, ernannte er ihn nicht nur zum Herzog von Bari, sondern schmückte ihn auch noch mit den prächtigsten Ehrentiteln, die nur immer der Eitelkeit eines Griechen schmeicheln konnten. Die Normänner verschmäheten zwar nicht die Geschenke des Kaisers, aber wegen der außerordentlichen Gunstbezeugungen, mit welchen der Hof den Argyrus gleichsam überschüttet hatte, verminderte sich jetzt um vieles ihr bisheriges Zutrauen zu demselben. Er zog sich also nach Bari zurück. Hier lebte er einige Zeit ruhig; auch dauerten seine freundschaftlichen Verhältnisse mit den Normännern, wenigstens dem Scheine nach, immer noch fort. Als er aber bald darauf sie zu bereden suchte, gegen reichen Sold und große Geldsummen, die man jedem Normann gleich voraus bezahlen würde, in die Dienste des Kaisers zu treten, sämmtlich nach Asien überzuschiffen und dort gegen die Türken zu fechten, wofür ihnen dann zu ihrer Belohnung große und fruchtbare Länderstrecken in Persien sollten angewiesen werden; da durchschauten sie die griechische Arglist, brachen in lauten Unwillen aus, und erklärten dem Argyrus, daß er seinem Herrn, dem Kaiser, nur sagen möchte, die Normänner wären gesonnen, das, was sie in Ita-

lien gesäet, auch dort zu ernten und zu genießen. Mit dem Argyrus brachen sie nun förmlich, und von dieser Zeit an standen beide Theile einander feindlich gegenüber.

14. Durch alle diese Ereignisse und Zwischenfälle gewann indessen der junge Staat von Apulien immer mehr Stärke und innere Consistenz. Aber für die Völker Apuliens ward die Herrschaft der Normänner immer drückender, zugleich auch für die benachbarten kleineren longobardischen Fürsten nicht minder lästig. Die Apulier, ihre eigenen Unterthanen, betrachteten die stolzen normännischen Herren blos als Sachen, die ihnen gehörten, und mit denen sie nach Willkühr schalten könnten. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber und geborner Normann, nämlich Malaterra, hat uns von dem Charakter und der Gesittung seiner Landsleute folgendes, obgleich nicht sehr vollständiges, doch ziemlich interessantes Gemälde hinterlassen: „Die Normänner," sagte er, „sind ein schlaues, mit allen Künsten der Verstellung vertrautes, rachsüchtiges Volk. Im höchsten Grade redselig, scheint wirklich die Gabe der Beredsamkeit ihr gemeinsames, ihnen gleichsam angebornes Erbe zu seyn. Wenn es ihr Interesse erfodert, verstehen sie es auch trefflich, mit der größten Feinheit zu schmeicheln, und beweisen darin eine ungemeine Gewandtheit. Nur strenge Gesetze vermögen ihre natürliche Wildheit zu zügeln; wo jene sie nicht erreichen können, überlassen sie sich rücksichtslos allen ihren Leidenschaften und den größten Ausschweifungen. Ihre Großen suchen sich durch prachtvollen, glänzenden Aufwand bemerkbar zu machen, und in Ansehen zu setzen. Im Ganzen genommen sind die Normänner geizig und zugleich auch verschwenderisch, und in ihrem

„ Charakter finden sich beide Laster in der seltsam-
„ sten Mischung vereint. Unersättlich ist ihre Be-
„ gierde nach Reichthum und Herrschaft. Was sie
„ am heftigsten verlangt haben, verachten sie, so-
„ bald sie im Besitze desselben sind, und streben
„ schon wieder nach noch Mehrerem und Größerem.
„ Kostbare Waffen und prächtiges Waffengeräthe,
„ schöne Pferde, prachtvolle Kleider, edle Steine,
„ treffliche Jagdhunde und die schönsten Arten von
„ Falken sind die vorzüglichsten Gegenstände ihres
„ Verlangens. Sie lieben das Vergnügen, und
„ freuen sich des Lebens bei üppigen, in Ueberfluß
„ schwelgenden Gelagen. Erfodert es aber die Noth,
„ so unterwerfen sie sich willig allen Entbehrungen
„ und Mühseligkeiten des Soldatenlebens; und ihr
„ von Natur aus starker Körperbau trotzt nicht nur
„ den Beschwerlichkeiten jedes Himmelstriches, sondern
„ auch allen Stürmen und jedem Wechsel der Wit-
„ terung." — Vergleicht man nun mit diesem Ge-
mälde das, was Wilhelm Malmesbury von den
Tugenden und Lastern der Normänner sagt *), und
denkt man sich noch hinzu, was ganz gewiß dem
Malaterra die Liebe zu seinen Landsleuten zu ver-
schweigen gebot, so kann man sich ein Bild machen
von dem traurigen Loos Unteritaliens unter der
Herrschaft der Normänner. Die zwölf Grafen bil-
deten gleichsam einen Bund zum Raub und zur Un-
terdrückung der Eingebornen. Gegen diese glimmte
in ihrer Brust auch nicht ein Funke von Gerechtig-

*) Nachdem Wilhelm von Malmesbury, dieser denkende, scharfsinnige Mönch, die Laster und Tugenden der Normänner mit unbefangenem Blicke gegen einander abgewogen hat, erklärt er doch am Ende, daß England durch die Eroberung der Normänner nichts verloren, im Gegentheil bedeutend dabei gewonnen habe.

keit. Was nur immer ihre Habsucht oder Begierlichkeit reizte: ein Weinberg, ein Haus, ein schönes Pferd, ja sogar eine Frau oder Jungfrau, machten sie sogleich zu ihrem Eigenthum, unbekümmert um die Klagen des Beraubten; und wagte dieser einige Widersetzlichkeit, so schlug man ihn ohne weiteres mit dem Streitkolben zu Boden. Humfred, der nach der Ermordung seines Bruders Drogon demselben in der Würde eines Grafen von Apulien folgte, war mehr geeignet, seine wilden Landsleute gegen den Feind zu führen, und den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, als jene an Unterwerfung unter das Gesetz zu gewöhnen, und ihnen Liebe zur Gerechtigkeit einzuflößen. Natürlicher Weise wurden die Normänner eben so sehr von den unterjochten Völkern wie von den benachbarten Fürsten gehaßt. In den Haß der Letztern mischten sich Furcht und sehr gegründete Besorgnisse, und in jenen der Erstern eine immer höher steigende Erbitterung. Den Normännern war dieß kein Geheimniß; sie wußten, daß sie von Niemand Liebe und Vertrauen zu erwarten hätten, glaubten daher auch Niemand Liebe und Vertrauen schuldig zu seyn. Sie schonten daher auch eben so wenig der Klöster und Kirchen, vermischten das Heiligste mit dem Gemeinsten, und waren jetzt für den blühendsten und schönsten Theil Italiens eine wahre Geißel Gottes*). — Das Klaggeschrei der unter

*) Vident indisciplinatam et alienam gentem Normannorum, audaci et inaudita rabie, et plusquam pagana impietate adversus ecclesias Dei insurgere, passim Christianos trucidare etc. (*Wibert*. c. 6.). Von allem diesem war jedoch Wibert nicht Augenzeuge gewesen. Er berichtete also, was er durch das allgemein verbreitete Gerücht vernommen hatte. Aber von diesem sagt Wilhelm der Apulier: *Veris* commiscens fallacia. Aber wahrscheinlich mag es mit

dem Drucke dieser kleinen Tyrannen seufzenden Menschheit drang endlich bis zu den Stufen des apostolischen Stuhles. Aber nicht blos das Volk und die Kirchen in Apulien, auch die longobardischen Fürsten, ja selbst die Griechen, und vorzüglich der Herzog Argyrus von Bari, hatten sich klagend und um Schutz gegen die Normänner flehend an den Pabst gewandt. So vielen nach ihm ausgestreckten und um Hilfe rufenden Armen glaubte Leo IX. sich nicht entziehen zu dürfen. Wie wir schon wissen, begab er sich selbst zweimal nach Unteritalien, zog von allem genaue Kunde ein, war selbst Zeuge von Manchem, was sein menschenfreundliches Herz verwundete, machte daher auch öftere Versuche, zwar nicht um die Normänner aus Italien völlig zu verbannen, denn daran dachte er im Anfange noch nicht; sondern blos um das Schicksal der Völker zu mildern, und die stolzen Eroberer auf den Weg wahrhaft christlicher Gesinnung und Gesittung zu führen. Erst als alle diese Versuche mißlangen, und die Ohren und Herzen der Normänner allen Bitten und Ermahnungen der Kirche und deren Oberhauptes sich hartnäckig verschlossen, sann der Pabst auf Mittel, das mit Gewalt zu bewirken, was er auf friedlichem und christlichem Wege zu Stande zu bringen fruchtlos versucht hatte. Die Vertreibung der Normänner betrachtete Leo als eine Wohlthat für ganz Italien, als die Sache Gottes, der Kirche und der unterdrückten Menschheit. Sie war das Hauptmotiv, das ihn das letztemal nach Deutschland geführt hatte,

---

diesem *Veris* schon arg genug gewesen seyn. Kurz, die Macht der Normänner in Apulien beruhete auf Raub und Gewalt, mußte zum Theil auch nothwendig darauf beruhen; daher ist es ganz begreiflich, daß sie, indem sie die heldenmüthigsten Thaten verrichteten, sich eben so große Frevel erlaubten.

wo wir uns auch im sechsten Abschnitte auf einige Augenblicke von ihm trennen mußten. — Wir kehren daher jetzt wieder zu Ihm, dem großen, weisen und heiligen Pabst, nach Deutschland an das Hoflager Kaiser Heinrichs des Dritten zurück.

IX.

Leo des Neunten Feldzug gegen die Normänner.

1. Leo hatte zwar während seines letzten Aufenthalts in Deutschland manche Widersprüche von Seiten der deutschen Bischöfe erfahren müssen, und alle Berührung mit denselben brachte seinem Herzen ungleich mehr trübe als frohe Stunden. Aber in Ansehung des Hauptzweckes seiner letzten Reise nach Deutschland konnte er glauben, denselben bei dem Kaiser vollkommen erreicht zu haben. Heinrich, in dessen eigenem Interesse es lag, der neuen, immer mehr anschwellenden Macht der Normänner in Italien bei Zeiten engere Schranken zu setzen, stellte viertausend geharnischte Reiter zur Verfügung des Pabstes. Dazu stießen nun noch ungefähr zweihundert Ritter, wahrscheinlich aus den Vasallen der deutschen Anverwandten des Pabstes, und außer diesen noch mehrere hundert Freiwillige, größtentheils Schwaben, die ebenfalls der Verdienste eines zur Ehre Gottes und der Kirche unternommenen Feldzuges theilhaftig werden wollten, daher den Pabst gebeten hatten, sie unter seine Fahnen aufzunehmen. Mit diesem zwar kleinen, aber von dem besten Geiste beseelten Heere eilte jetzt Leo von den Ufern der Donau wieder an die Tiber. Aber kaum war er an dem Fuße der Alpen angekommen, als ihn schon ein Bote des Kaisers ereilte, der dem Anführer der viertausend Geharnischten den Befehl brachte, augenblicklich mit seinen sämmtlichen Truppen den

Rückmarsch anzutreten. Für den Pabst war dies, weil ganz unerwartet, ein Donnerschlag aus heiterm, völlig unumwölktem Himmel. — Daß es der Bischof Gebhard von Eichstädt war, der diese Sinnesänderung bei dem Kaiser bewirkte, und die Zurückrufung der Truppen veranlaßte, daran ist gar nicht zu zweifeln. Gebhard war ein Mann von ungewöhnlicher Einsicht, besaß im höchsten Grade das Vertrauen des Monarchen, ward bei allen nur einigermaßen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und seine Stimme entschied stets in jeder Berathung. Aber ungleich schwerer möchte es seyn, die Motive anzugeben, welche den Bischof hierin könnten geleitet haben. Es wäre zu schmerzhaft, wenn man sich dem Gedanken hingeben wollte, auch Er habe mit vielen andern deutschen Bischöfen deren Neid und Mißgunst gegen den heiligen Pabst getheilt. Weit wahrscheinlicher deucht es uns — obschon auch dieß dem Bischofe nicht zu sehr großer Ehre gereichen würde — daß Gebhard, der ohnehin in dem Rufe eines vollendeten Staatsmannes stand, auch jener Staatsklugheit, die man sehr richtig Weltpolitik zu nennen pflegt, nicht ganz fremd gewesen, und daher befürchtet habe, das päbstliche Ansehen, das durch die Vertreibung der Normänner dies- und jenseits der Apenninen, einen noch weit höhern Grad hätte erreichen müssen, könne in der Folge selbst dem Interesse seines Herrn, des Kaisers, in Italien gefährlich werden. Wie dem aber immer seyn mag: Gebhards Rath war, wenigstens nach menschlichen Ansichten zu urtheilen, damals weder klug noch redlich; und wenige Jahre nachher hatte er selbst mehr als eine Veranlassung, das Geschehene von Herzen zu bereuen *).

---

*) Die von Leo Ostiensis angegebene Ursache, warum

der Bischof, der zugleich des Kaisers Großkanzler für Deutschland war, die Absendung der viertausend Mann mißrathen, ist zu albern, als daß sie eine ernste Erwähnung verdiente. Der Bischof soll nämlich die Normänner für ein so feiges Gesindel gehalten haben, daß, seiner Meinung nach, schon hundert tapfere Deutsche hinreichend seyn würden, sie aus Italien zu verjagen; und da, bei dem wahrscheinlichen Ausbruch eines neuen Krieges mit dem Grafen Balduin ihm diese Truppenweit nützlicher und nothwendiger in Deutschland als in Italien zu seyn schienen; so habe er auch die Absendung derselben zu verhindern gesucht, und endlich von dem Kaiser die oben erwähnten Gegenbefehle erwirkt. — Wie absurd! Schon seit vierzig Jahren erfüllten die Normänner ganz Italien mit ihrem Namen, und ihren, oft an das Unglaubliche grenzenden Heldenthaten, besiegten die Sarazenen, eroberten Sicilien, und schlugen mehrere Jahre nach einander die zahlreichsten griechischen Heere in die Flucht; und von allem diesem soll der Kaiser, der doch, weil selbst Herr von Oberitalien, auch die Ereignisse in Unteritalien mit scharf beobachtendem Blicke verfolgen mußte, gar nichts gewußt haben, und dabei so einfältig gewesen seyn, die Rodomontade des Bischofes für hohe Staatsweisheit zu halten! — Eher möchte man glauben, daß, so wie einst Balam auch gegen seinen Willen die Israeliten segnen und deren Feinden fluchen mußte, nun eben so auch der Bischof Gebhard, von einem, ihm unbekannten Geiste getrieben, die Zurückberufung der viertausend Mann Reiter dem Kaiser anrathen mußte; denn wäre dieser tapfere Reiterhaufen dem Pabste über die Alpen gefolgt, so würde, wie es sich jetzt bald zeigen wird, der normännische Staat in Apulien in allen seinen Wurzeln ausgerottet, aber auch der römische Stuhl, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, seiner vornehmsten Stütze, und eines, ihm doch so durchaus nöthigen Schutzes gegen fremde Tyrannei und freche Willkühr beraubt worden seyn. — Gebhards Rath floß vielleicht nicht aus reiner Quelle, war auch nach der augenblicklichen Lage der Dinge höchst unverständig oder treulos; aber in

seinen Folgen höchst heilsam. — So weiß eine ewige Vorsehung auch des Menschen bösen Willen oder Thorheit als Werkzeuge zur Realisirung seiner heiligen, stets wohlthätigen Tendenzen zu gebrauchen.

2. Indessen konnte die Zurückberufung der viertausend Mann starken deutschen Reiterei — einer Waffe, worin gerade die größte Stärke der Normänner bestand — den großen Pabst in seinem Plane nicht schwankend machen. Leo kannte die Stimmung des größten Theils der italienischen Völker gegen die Normänner. Der kräftigen Mitwirkung aller longobardischen Fürsten, selbst des, unter griechischer Hoheit stehenden Herzogs Argyrus von Bari, war er versichert, und mit Recht konnte er die Ueberzeugung in sich nähren, daß, auf seinen ersten Aufruf, aus allen Gegenden Italiens zahllose Schaaren sich um die Fahne des heiligen Petrus sammeln würden. Mit ungeschwächtem Muth durchzog also Leo mit seinen achthundert Schwaben den größten Theil von Oberitalien. Da er jedoch über dem Krieg gegen die Normänner den noch weit härtern Kampf gegen den Feind im Innern der Kirche, nämlich gegen das unter dem italienischen Clerus herrschende moralische Verderben nicht vergaß, so berief er, als er nach Mantua kam, ein zahlreiches Concilium in dieser Stadt zusammen. Leider hatten aber viele selbst der bedeutendsten lombardischen Prälaten ein solches Concilium zu fürchten. Da sie die Zusammenberufung desselben nicht verhindern konnten, so sannen sie auf Mittel, wenigstens die Verhandlungen des Conciliums so zu stören, daß es wenigstens zu keinen Beschlüssen darauf sollte kommen können. Ihren Leuten, und noch anderm, von ihnen erkauftem Gesindel gaben sie also in Geheim

Befehl, einen Vorwand zu suchen, um mit den Begleitern des Pabstes, die während der Synode die Thüren der Hauptkirche besetzt hielten, einen Streit anzufangen. Ein solcher Vorwand war leicht zu finden. Von Zank- und Schmähworten kam es bald zu Schlägen und Steinwürfen. Aber nun stürmten auch noch ganze Volkshaufen wüthend heran. Die Verräther hatten nämlich überall das Gerücht verbreitet, der Pabst wolle die Stadt ihrer heiligsten und kostbarsten Reliquien berauben. Ein fürchterlicher Tumult entstand vor den Thüren der Kirche. Um nach der Ursache des Lärmens zu forschen und demselben Einhalt zu thun, trat der Pabst selbst vor die Thüre. Aber seine Erscheinung that diesmal keine Wirkung. Ein Hagel von Steinen flog ihm entgegen. Zwei seiner Begleiter wurden tödtlich verwundet. Erschrocken krochen Einige unter den Mantel des Pabstes. Leo wich jedoch nicht von der Stelle. Mit der ihm eigenen Würde und Hoheit schauete er ruhig in das Getümmel, sprach besänftigende Worte zu den Wüthenden, und brachte es endlich dahin, daß der Aufruhr sich legte, und das Volk sich von der Kirche entfernte. Aber die Synode war gestört worden. Ueberhaupt schien jetzt dem Pabste die Abhaltung eines Conciliums unmöglich. Er kannte die Urheber des Tumultes und deren geheime Umtriebe, und mußte also befürchten, daß, wenn er auf das Neue die Bischöfe versammeln wollte, ähnliche und vielleicht noch schrecklichere Scenen die Folgen davon seyn würden. Er verzieh also am folgenden Tage den Aufrührern; und tief gebeugt, daß gerade die, welche vorzüglich berufen wären, Säulen und Zierden der Kirche zu seyn, dennoch der, obgleich so durchaus nothwendigen, unter dem Clerus einzuführenden Sittenreform

sich am heftigsten widersetzten, verließ er die Stadt und ging nach Ravenna.

3. Kaiser Heinrich hatte schon, als Leo noch in Deutschland war, allen Fürsten Oberitaliens die Weisung geben lassen, dem Pabste in seinem Unternehmen gegen die Normänner alle nur mögliche Hilfsleistung zu erweisen. Dies beförderte nun ungemein die Werbungen, welche Leo, gleich nach seinem Uebergang über die Alpen, in allen Provinzen Ober- und Mittelitaliens anstellen ließ; und als es jetzt immer ruchbarer ward, daß der heilige Vater in eigener Person gegen die Normänner zu Felde ziehen werde, strömten aus allen Provinzen, aus der Mark Ankona, Spoleto, Capua, Samnium, der Romagna ꝛc. eine zahllose Menge Freiwilliger, zum Theil von der Begierde nach Beute gelockt, zu den päbstlichen Fahnen. Leo befahl jetzt den Anführern der Deutschen, den beiden schwäbischen Grafen Rudolph und Werner, mit ihren Schaaren gegen Benevent zu marschiren, und bestimmte diese Stadt zum Sammelplatz des gesammten Heeres. Er selbst begab sich nach Rom, wo er noch während der Fastenzeit eintraf. Hier ordnete er mehrere der dringendsten kirchlichen Angelegenheiten, und eilte dann im Anfange des Junius nach Benevent zu seinem Heere.

4. Aber leider fehlte es jetzt auch nicht an ominösen Vorzeichen und Ahnungen, welche nichts weniger als einen sehr glücklichen Ausgang dieses Feldzuges verkündeten. So z. B. sah der Pabst selbst, wenige Tage darauf, als er mit seinen braven Schwaben in Italien angekommen war, in einem nächtlichen Traumgesicht sein ganzes Gewand von dem Blute der Seinigen bespritzt. Aber noch merk-

würdiger ist die, dem frommen, liebenswürdigen Erzbischofe Johannes von Salerno gewordene Erscheinung. Johannes gehörte zu den ehrwürdigsten und ausgezeichnetsten Kirchenhäuptern seiner Zeit. Von den Schmerzen einer langwierigen, allen Künsten der Aerzte trotzenden Krankheit Tag und Nacht geplagt, hatte er eines Tages, als es dunkel zu werden anfing, sich auf das Grab des heiligen Apostels Matthäus in der Hauptkirche von Salerno tragen lassen. Hier durchwachte er einen Theil der Nacht unter Gebet und anhaltenden Schmerzen. Aus völliger Entkräftung schlief er endlich ein, und nun erschien ihm der heilige Apostel im Traume, sicherte ihm Befreiung von seinen Schmerzen und seiner Krankheit zu, sagte ihm aber zu gleicher Zeit, daß ungeachtet seiner jetzt erfolgenden vollkommenen Genesung dennoch die Stunde seines Todes nicht mehr ferne sey. Er offenbarte ihm hierauf auch das Ende des kriegerischen Zuges gegen die Normänner. Das päbstliche Heer, sagte er, werde mit großem Verlust an Todten völlig geschlagen und zerstreut werden, auch Leo selbst den unglücklichen Feldzug nicht lange überleben. Wegen der zum Himmel gedrungenen Missethaten der Einwohner habe Gott Apulien und Calabrien in die Hände der Normänner gegeben, und diesen würde auch dieses Land zu ihrem Erbtheil verbleiben. — Vollkommen gesund und in allen seinen Gliedern gestärkt, erwachte der Erzbischof aus dem Schlafe, und die Erfüllung des ersten Theiles seines Traumes verbürgte ihm nun auch die Erfüllung des andern Theils desselben.

5. Bei Benevent musterte Leo sein zahlreiches, durch das Eintreffen neuer Schaaren aus den benachbarten Städten, mit jedem Tage noch zahlreicher werdendes Heer. Wahrscheinlich hatte Leo in

frühern Jahren, bevor er sich noch für den geistlichen Stand entschieden, die gewöhnliche Erziehung des Adels, mithin auch in der Art Krieg zu führen einige Anleitung erhalten. Dieses Unterrichts erinnerte er sich jetzt, und was demselben allenfalls noch fehlen mochte, ersetzte sein Scharfblick und alles schnell auffassender Verstand. Die Normänner hatten ihre Streitkräfte in der Provinz Capitanata zusammengezogen. Dahin zog demnach jetzt auch Leo an der Spitze seines Heeres. Er selbst gab den Colonnen die Direktion ihres Marsches, bezeichnete die verschiedenen zu beziehenden Lagerstellen, und wies jeder Schaar ihren Platz in der Schlachtlinie an. — Das alles übertreibende Gerücht hatte auch die Stärke des gegen Apulien anrückenden Heeres ganz ungeheuer vermehrt. Dadurch wurden jedoch die Normänner nicht sehr geschreckt; aber was ihnen beinahe allen Muth benahm, war der Gedanke, daß das höchste Oberhaupt der Kirche, der heilige Vater, der über sie als Gottesschänder und Kirchenräuber schon den Bannfluch ausgesprochen, nun gar in eigener Person, um ihren Namen in Italien zu vertilgen, gegen sie heranziehe. Sie sandten demnach Abgeordnete an den Pabst, versprachen für die Zukunft in Ruhe und Friede zu leben, auch an den römischen Stuhl einen jährlichen Tribut zu entrichten, wenn der Pabst sie mit den Ländern, die sie mit ihrem Schwerte gewonnen, belehnen wollte. Die Gesandten zeigten die Fahne vor, mit welcher Kaiser Conrad II. die Normänner schon mit der Grafschaft Aversa belehnt hatte. Der Pabst schien sehr geneigt, den Gesandten eine günstige Antwort zu ertheilen. Aber dies verhinderten theils die Deutschen, die über die kleine Gestalt der Normänner spotteten, und den Sieg schon in Händen zu haben glaubten, theils auch die den Pabst

umgebenden Cardinäle; und besonders soll der Cardinal Friederich von Lotharingen sich auf eine sehr harte, drohende und höchst unanständige Weise gegen die Gesandten benommen haben. Der Pabst blieb also unerbittlich, und ließ den Abgeordneten blos die Wahl zwischen dem gewissen Tod in einer Schlacht oder der augenblicklichen, völligen Räumung Italiens. Da die Normänner, was bisher noch nie geschehen, sich schon so weit gedemüthiget hatten, daß sie um Frieden baten, und dem römischen Stuhle Gehorsam geloben wollten, so hoffte der Pabst, daß alles ohne Blutvergießen sich endigen werde. Um den Eindruck bei den Normännern noch zu vermehren, beschloß Leo, alle seine Streitkräfte unter den Augen der Feinde zu entwickeln; abermals in der Hoffnung, daß die Normänner bei dem Anblick seines zahlreichen, ihnen weit überlegenen Heeres sich desto leichter zum Abzug aus Italien entschließen würden. Den verschiedenen Anführern seines Heeres gab er also Befehl, mit ihren Schaaren vorzurücken. Bei Dragonara ließ er das Heer lagern, stellte es am andern Tage in Schlachtordnung, und begab sich dann mit den Prälaten, die in seinem Gefolge waren, in das nahe gelegene Städtchen Civitella. Hier wollte er das Endresultat seiner bisherigen kriegerischen Demonstrationen, das heißt, die Nachricht abwarten, daß die Normänner sich unterwerfen, und der an sie gemachten harten Forderung Genüge leisten wollten.

6. Wirklich befanden sich auch die Normänner in einer schrecklichen Lage. Ganz Apulien und Calabrien waren in Bewegung und im Aufstand gegen sie begriffen. Von Feinden völlig umringt, war ihnen seit einigen Tagen alle Zufuhr abgeschnitten. Schon war es jetzt der dritte Tag, an welchem sie

keine Nahrung zu sich genommen hatten *). Aber aus Italien, gleich einem verjagten Gesindel zu weichen, hielten sie für eine Schmach, die sie nicht überleben wollten, und zwischen dem Hungertod oder einem ehrenvollen Tod mit dem Schwert in der Hand auf dem Schlachtfelde, war ihnen ebenfalls die Wahl nicht schwer. Einstimmig verlangten also alle die Schlacht, fest entschlossen, gleich Eingeweihten des Todes, das Schlachtfeld zu betreten. — Aus den unzusammenhängenden, verwirrten, zum Theil gar nichts sagenden Berichten gleichzeitiger Geschichtschreiber ist es wahrhaft unmöglich, sich ein klares, verständliches Bild von der jetzt erfolgenden Schlacht zu machen **). Was allenfalls daraus hervorgeht, ist Folgendes. Zwischen beiden Heeren lag eine bedeutende Anhöhe. Leo hatte den Deutschen befohlen, dieselbe zu besetzen, aber der Befehl war unbefolgt geblieben. Das kleine Heer der Normänner, das aus dreitausend Reitern und ungefähr tausend Mann Fußvolkes bestand, benutzte diesen Fehler, erstieg die

---

*) Der Mangel an Lebensmitteln war bei den Normännern so drückend, daß sie, auf den Rath ihrer Anführer, die noch nicht völlig reifen Saathalme abschnitten, am Feuer dörrten und damit ihren Hunger stillten. — Bei der natürlichen Nüchternheit und Mäßigkeit der Südvölker, die nur äußerst wenig zu ihrem Unterhalt bedürfen, konnte dieß auf einige Tage wohl gut thun. Aber bei den, ein ungleich größeres und stärkeres Bedürfniß zum Essen fühlenden nordischen Völkern würde es ganz gewiß nicht praktikabel gewesen, und der größte Theil der Soldaten, bevor noch der dritte Tag gegraut hätte, schon fortgelaufen seyn.

**) Wilhelm der Apulier beschrieb die Schlacht in Versen; und da mußte natürlicher Weise der Versifikation und poetischen Floskeln manches Opfer gebracht werden.

Anhöhe, und stellte sich darauf in Schlachtordnung. Von hieraus konnte man das ganze, in einer endlosen Frontlinie sich hinziehende päbstliche Heer überschauen. Die vornehmsten Anführer der Normänner, nämlich Humfred, Graf von Apulien, Richard, Graf von Aversa und Humfreds Bruder Robert, der erst unlängst in Italien angekommen war, bemerkten bald auf dem rechten feindlichen Flügel, wo die italienischen Hilfsvölker standen, ein immerwährendes, unsicheres Hin- und Herschwanken, zugleich auch, daß die dort aufgestellten Schaaren in äußerst gelockerten Reihen stünden. Aber mit um so größerm Erstaunen erblickten sie auch auf dem linken Flügel des Feindes eine feste dicht geschlossene Masse, die mit ihren langen und breiten Schilden eine nicht leicht zu durchbrechende Mauer bildete. Natürlicher Weise übernahm, diesem Flügel gegenüber, der oberste Feldherr der Normänner, der Graf von Apulien, den Angriff. Dem Grafen von Aversa überließ Humfred die Anführung des linken, den Italienern gegenüber stehenden normännischen Flügels. Robert, der nachher den Beinamen Guiscard erhielt, und in der Folge an kriegerischem Ruhm alle seine Brüder überstrahlte, bildete mit einem kleinen, aber ausgesuchten Reiterhaufen die Reserve, um sogleich dahin zu eilen, wo man seiner Hilfe bedürfen würde. — Wie vom Sturmwinde fortgerissen, stürzten sich jetzt plötzlich die normännischen Ritter auf den Feind. Der rechte Flügel desselben ward schnell geworfen. Nach kurzem Gefecht wurden sämmtliche italienische Hilfsvölker überall durchbrochen, und in die Flucht getrieben. Aber desto hitziger und hartnäckiger war der Kampf, wo die Deutschen standen. Der Graf von Aversa, statt dem Humfred zu Hilfe zu eilen, gefiel sich blos im Verfolgen der Fliehenden, deren er eine Menge tödtete; jedoch auch sehr weit vom

Schlachtfelde sich entfernte. Nicht so leicht ward für den Grafen Humfred das blutige Tagwerk. Mehrere seiner Angriffe wurden von den Deutschen zurückgeschlagen. Auch Robert kam jetzt von der Anhöhe herab und sprengte auf die Deutschen ein; aber ebenfalls vergebens, und obgleich der junge Held an diesem Tage gleichsam sich selbst an Tapferkeit übertraf, so standen dennoch die Deutschen fest und blieben in ihrem bisherigen Vortheil. Der Kampf hatte schon einige Stunden gedauert, und obgleich es mitten im Sommer und die Hitze unerträglich war, glaubten die braven Schwaben dennoch keine Abnahme ihrer Kräfte zu fühlen. Aber nun kam der Graf von Aversa vom Verfolgen des Feindes zurück. Mit Erstaunen sah er jetzt, daß das Schlachtgewühl auf dem einen Flügel noch immer fortwüthe. Ohne zu zögern sprengte er also ebenfalls mit sämmtlichen Geschwadern seiner Reiterei mit eingelegten Lanzen herbei, und griff die Deutschen im Rücken an. Diese, obgleich jetzt überzeugt, daß ihre Niederlage unvermeidlich sey, verloren dennoch nicht den Muth, machten auf beiden Seiten Front und setzten den Kampf fort, bis sie alle, auch ohne Ausnahme eines Einzigen, von den feindlichen Lanzen und Schwertern durchbohrt oder erschlagen waren. In eben denselben Reihen, in welchen sie lebend gefochten hatten, lagen sie jetzt alle ausgestreckt auf der Erde. — Von diesem Augenblicke an war, wegen der deutschen Tapferkeit, auch der deutsche Name den Normännern ein Gegenstand der Bewunderung und hoher Achtung *).

7. Theuer hatten die Normänner diesen Sieg erkauft. Aber ohne zu säumen eilten sie jetzt nach

*) Am 18. Junius 1053.

Civitella *), nicht um den Pabst zu ihrem Gefangenen zu machen, sondern um von ihm Verzeihung zu erhalten, und für die Zukunft unter seinem Schutze zu leben. Die Einwohner von Civitella schloßen jedoch den Normännern ihre Thore, und besetzten die Stadtmauern. Aber die Sieger bereiteten sich sogleich zum Sturm, und steckten mehrere außerhalb an die Mauer stoßende Gebäude in Brand. Feuer, Dampf und Rauch trieben nun die Einwohner bald von den Mauern. Darüber gerieth der Pöbel in Wuth, fiel über das päbstliche Gepäck her und plünderte dasselbe. In seiner Tollheit ging das Volk nun gar so weit, daß es auf eine höchst unanständige Weise in den Pabst drang, unverzüglich, damit die Stadt verschont bleibe, sich selbst den Händen der Feinde zu übergeben. Der Pabst zeigte sich zu allem bereit, befahl schon, ihm das Kreuz vorzutragen, und war entschlossen, durch das in hellen Flammen stehende Stadtthor durchzugehen. Als er sich aber demselben näherte, erhob sich plötzlich ein heftiger Wind, der die Flammen, Funken und ganze Wolken von Dampf und Rauch gegen die Normänner trieb, so daß diese vom Sturm abließen und sich zurückzogen. Am folgenden Tage ließ jedoch der Pabst den Normännern sagen: sie möchten, eingedenk ihres eigenen Heils, ihr Gewissen erforschen, um zur Erkenntniß ihrer Sünden zu gelangen. Würden sie ihn suchen, so sey er bereit zu ihnen zu kommen. Er habe sich vor Niemand zu fürchten.

*) In der Erzählung der gleich auf die Schlacht erfolgenden Ereignisse stehen die gleichzeitigen, wie bald darauf folgenden Geschichtschreiber nicht wenig mit einander im Widerspruch; und das Eine wie das Andere wird von ihnen oft auf sehr verschiedene Weise dargestellt.

Sein Leben sey ihm nicht theurer, als das seiner Getreuen, deren Leichen jetzt das Schlachtfeld bedeckten. — Die normännischen Grafen, deren Ehrfurcht vor dem geheiligten Oberhaupt der Kirche durch dessen Nähe jetzt noch um vieles vermehrt ward, ließen in einem eben so ehrerbietigen als demüthigen Tone dem Pabste zurücksagen, daß sie jede Genugthuung, die der heilige Vater von ihnen fodern möchte, zu leisten bereit seyen, auch sich gerne der Buße, die der Pabst ihnen aufzulegen für gut fände, sich unterwerfen würde. — Jetzt befahl Leo das Stadtthor zu öffnen, und begab sich, unter Vortragung des apostolischen Kreuzes und nur von einigen Geistlichen höherer Ordnung begleitet, in das normännische Lager. Als die stolzen und wilden Sieger den Pabst erblickten, schienen sie auf einmal wie in ganz andere Menschen verwandelt. Alle warfen sich vor Ihm auf die Knie, schaueten mit Thränenblicke zu ihm empor, und drängten sich schaarenweise zu ihm hin, um seine Füße zu küssen, seinen Segen zu erhalten, seine Worte zu vernehmen. Flehend baten sie ihn, sie doch von dem über sie ausgesprochenen Bannfluch wieder zu lösen *). Leo ertheilte ihnen die Absolution, ermahnte sie aber auch, in der Zukunft würdige Früchte der Buße zu tragen, worauf sämmtliche normännische Ritter dem Pabst Treue und Ergebenheit schwuren, auch dieses Schwures, so lange Leo lebte, stets eingedenk blieben.

8. Der Pabst besuchte hierauf das Schlachtfeld. Als er die schrecklichen Wunden sah, mit denen be-

*) Hunc (Leonem) genibus flexis, normanica gens veneratur
Deposcens veniam, curvatos Papa benigne
Suscipit, oscula dant pedibus communiter omnes.
(Guillelm. Appul.)

deckt seine Getreuen ihr Leben ausgehaucht hatten, brach er in einen Strom von Thränen aus. Was seinem Herzen jetzt einigen Trost brachte, war, daß er bemerkte, wie die Leichen der Seinigen, und zwar ohne alle Ausnahme, noch unversehrt geblieben, während jene der in derselben Schlacht gefallenen Normänner größtentheils schon von wilden Thieren angefressen waren. Er glaubte hierin für sie das sichere Zeichen eines gottseligen Todes zu erblicken *). Zwei Tage und zwei Nächte brachte er in einem auf dem Schlachtfelde für ihn errichteten Zelte unter Fasten und beinahe ununterbrochenem Gebete zu, ließ die Todten in einer, nicht ferne davon stehenden, längst schon zerstörten Kirche begraben, und hielt selbst das Todtenamt. Humfred, Graf von Apulien, erbot sich, den Pabst, wenn er jetzt nach Rom gehen wollte, bis nach Capua zu geleiten. Aber Leo äußerte das Verlangen, sich auf einige Zeit nach Benevent zu begeben, wo er auch unter dem Geleite des Grafen von Apulien, der stets nur mit der größten Ehrfurcht sich der Person des Pabstes näherte, gegen Ende desselben Monates (Junius)

---

*) Auch den Normännern soll dies nicht entgangen seyn; und da, wie erzählt wird, auch bei dem Begräbniß jener Leichen noch verschiedene andere wunderbare Zeichen geschahen, so machte alles dieses einen solchen Eindruck auf die wilden Sieger, daß sie von diesem Augenblicke an einen ungleich mildern, mehr christlichen Charakter annahmen, auch nachher über jene Gräber eine prächtige Basilica erbauten. Ferocissima gens Normannorum, his exterrita gestis, crudelitate deposita, populos, quibus cohabitabat ex tunc, ut compatriotas amicabiliter tractavit, ac venerabili Papae, quoad vixit, in omni subjectione fideliter deservivit. (*Wibert.*)

eintraf, und von den Einwohnern auf das feierlichste empfangen ward *).

---

*) Bruno, der in seiner Lebensbeschreibung Leo des Neunten manches erzählt, wovon weder Wibert noch irgend ein anderer Geschichtschreiber je auch nur ein Wörtchen gehört hatten, wie z. B., daß Hildebrand den Pabst Leo sammt dessen ganzem Heere an die Normänner verrathen habe (?), gibt uns auch eine ungemein pathetische, elegische Beschreibung von dem Einzuge Leo's in Benevent, die aber ihrer ganzen Gestalt und Farbe nach nichts, als ein leeres, der ernsten Geschichte wenig geziemendes Declamatorium ist. (*St.-Marc*, Abreg. Chron. T. III. p. 1. p. 204.) — Doch was noch ungleich mehr einer, selbst etwas umständlichen Berichtigung bedarf, ist unstreitig der damals von allen gelehrten und frommen Männern gegen den Pabst Leo, wegen dieses gegen die Normänner unternommenen Feldzuges, allgemein erhobene Tadel. Am lautesten und härtesten spricht diesen der Cardinal Petrus Damiani aus, der am Ende den Päbsten überhaupt das Recht Krieg zu führen völlig abspricht; nur der geistlichen, sagt er, nicht der weltlichen Waffen dürften sie sich bedienen *). Weniger herb urtheilten alle Uebrigen. Das den Päbsten zustehende Recht, Krieg zu führen, leugnen sie nicht; eine Meinung, der nachher auch Pabst Gregor IX. beitrat. — Aber was ihnen mißfällt, und worüber sie dem großen Pabst einen Vorwurf machen, ist, daß er den Oberbefehl über das Heer nicht einem weltlichen Herrn übertragen, son-

---

*) Dieser Maxime zu Folge hätten also auch frühere Päbste, namentlich Benedict VIII., als Sarazenen die Küste Italiens beunruhigten, Kirchen verbrannten, Menschen und Güter raubten, gegen diese Jünger Mohameds blos den Bannfluch schleudern, übrigens aber sie ungestört müssen gewähren lassen. Dies thaten sie aber nicht. Sie ließen Galeeren ausrüsten, welche die Schiffe der Seeräuber in Grund bohrten oder verbrannten, und bedienten sich auf diese Weise der weltlichen Waffen, um die christlichen Küstenbewohner Italiens gegen Mörder und Räuber zu schützen.

dern es selbst gegen den Feind geführt hat. — Wahrscheinlich hatten jene gelehrten und frommen und nun tadelnden Herren in ihrem ganzen Leben noch nie ein Heer gesehen, kannten also auch nicht die Elemente, aus denen es besteht, und noch viel weniger die Leitung und Behandlung, die dasselbe bedarf. Wäre es nun nicht möglich, daß der Pabst unter den verschiedenen deutschen und italienischen Anführern bei seinem Heere keine nur einigermaßen bedeutende Feldherrn-Intelligenz gefunden, oder er vielleicht auch hätte befürchten müssen, daß, wenn er Einem derselben den Oberbefehl übertrage, er dadurch den Ehrgeiz und die Eigenliebe der Andern verletze, mithin den Samen der Uneinigkeit und des Zwistes unter den Häuptern des Heeres ausstreue, und — was eine nothwendige Folge davon hätte seyn müssen — das kräftige Zusammenwirken aller Theile zu einem und demselben Erfolge, wo nicht völlig verhindere, doch wenigstens hemme, und zum Theil wahrhaft lähme? Und endlich mußte nicht der Pabst auch die volle Ueberzeugung haben, daß durch seine Gegenwart eine Menge Unordnungen und Ausschweifungen auf den Märschen wie in den Lagern würden verhindert werden, welches um so nothwendiger war, da es in seinem Plane lag, alles Blutvergießen zu vermeiden, und nur durch Aufstellung eines recht imponirenden kriegerischen Apparats die Normänner zum Abzug aus Italien zu bewegen, wozu es durchaus erfoderlich war, daß die päbstlichen Truppen auch das volle Gepräge eines wohlgeordneten, disciplinirten, wahrhaft christlichen Heeres trügen? Hätte Leo, gleich so vielen Bischöfen in frühern Zeiten, mit der Lanze oder dem Streitkolben in der Hand der Schlacht beigewohnt, und thätigen Antheil daran genommen, so würde er unstreitig den gerechten Tadel aller christlichen Denker sich zugezogen haben. Aber dies that er nicht. Als die Stunde der Entscheidung nahete, entfernte er sich von dem Kampfplatze, ging nach Civitella und that allda, was ihm zu thun sein hoher Beruf gebot. Wie einst Moses, erhob er nämlich ebenfalls jetzt seine reinen Hände zu Gott, und flehte um Sieg für sein Heer, und

zwar blos um einen Sieg, der nur ausschließlich zur Ehre Gottes, zum Wohl der Kirche und zur Erleichterung der schon so viele Jahre unter dem Joche der Normänner seufzenden apulischen Völker gereichen sollte. — Wie zu aller Zeit, urtheilten auch jene gelehrten und frommen Männer blos nach dem Erfolg. Hätte das päbstliche Heer gesiegt, so würden sie ohne weiters und mit Einer Stimme den errungenen Sieg der Gegenwart und Nähe des Pabstes, seinem Gebete und seinem Segen zugeschrieben haben, und aus ihrem Munde wie in ihren Schriften würde man statt des Tadels nur lauten Jubel vernommen haben. Aber nun wurde das Heer des Pabstes geschlagen, und sogleich ward jetzt auch diese Niederlage in ihrem Kopfe ein sichtbares Strafgericht Gottes. — Nach unserer Einsicht gibt es keine größere Vermessenheit, als wenn der Mensch mit seiner so sehr beschränkten, auch nicht eine Spanne lang in die Zukunft blickenden Vernunft unglückliche, oft blos dem Anscheine nach unglückliche Ereignisse sogleich mit unbegreiflichem Leichtsinn als göttliche Strafgerichte deutet. Alle Wege und Fügungen des Herrn, sagt der Psalmist, sind Barmherzigkeit und Wahrheit denen, die seinen Bund und seine Zeugnisse halten. Universae viae Domini misericordia et veritas, requirentibus testamentum ejus et testimonia ejus *). — Auf die verlorne Schlacht bei Civitella gründeten sich die bald darauf folgenden viel herrlicheren Siege des römischen Stuhles über weit ärgere, gefährlichere und verderblichere Feinde, als die Normänner je hätten werden können. Was wir oft leichtsinnig im ersten Augenblicke ein Unglück nennen, daraus quillt nachher oft Fülle des Segens. Gott hatte den Normännern, wie es dem gottseligen Erzbischof Johannes von Salerno geoffenbaret ward, Apulien nicht blos wegen der Sünden der Einwohner gegeben, sondern sie hatten nebst dem noch eine weit höhere Mission, daher auch das Land ihr Erbe blieb. Als sie ihre Mission nach ein paar hundert

*) Psalm. XXIV. Vers. 10.

Jahren erfüllt hatten, verschwand auch ihre Herrschaft in Italien, und an die Stelle der erloschenen edeln normännischen Geschlechter trat eine, aus der Vermischung einer Menge Völkerschaften entstandene Volksmasse ohne Sinn für den Ruhm der Väter, ohne allen Charakter und Nationalgeist. — Und endlich wie viel Großes ward nicht durch diesen Feldzug Leo's erreicht. Er verlor zwar die Schlacht, aber der römische Stuhl gewann ein weites, bald möchte ich sagen, grenzenloses Terrain. Zudem ward des Pabstes Hauptzweck dabei durchaus nicht verfehlt; denn nicht nur nach dem Zeugniß normännischer, sondern auch aller übrigen Geschichtschreiber, legte das bisher so wilde Volk der Normänner jetzt seine Wildheit ab, machte keinen Unterschied mehr zwischen den Siegern und Besiegten, nahm christliche Gesinnung und Gesittung an, behandelte die Einwohner der eroberten Provinzen als seine Brüder und Landsleute, und gehorchte mit kindlicher Folgsamkeit dem Pabste Leo, solange derselbe lebte. — Was endlich den braven, in der Schlacht gefallenen Haufen der Deutschen betrifft, so ward diesen gerade das herrlichste, beneidenswertheste Loos zu Theile; denn zu Folge mehrerer Zeugnisse der bewährtesten Männer, ward dem heiligen Pabste Leo, als er unaufhörlich über den Tod der Seinigen trauerte, Tag und Nacht im Gebete für die Seelen derselben beharrte, auch täglich das heilige Opfer für sie darbrachte, endlich in einem Gesicht geboten, seine Klagen verstummen zu lassen, für die Erschlagenen nicht mehr zu beten, auch das heilige Opfer für sie nicht mehr darzubringen, indem sie jetzt sämmtlich Kinder des Lichts und namenloser himmlischer Wonne wären. Auch sollen mehrere derselben ihren trauernden Anverwandten erschienen seyn, und sie getröstet und ermahnt haben, ihre bisherige Trauer in Freude zu verwandeln, indem sie jetzt unaussprechlich selig und selbst der Krone heiliger Märtyrer wären würdig erfunden worden. Wenn schon gewöhnliche Krieger, wenigstens größtentheils, den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde dem langsamen, traurigen, oft noch schmerzhaftern Tode auf dem Siechbette vor-

ziehen, wie weit willkommener muß derselbe nicht erst seyn, wenn er dem Fallenden gar noch die Palme der Ueberwinder und die Krone der Märtyrer reicht. — An dem ganzen Feldzuge Leo's finden wir durchaus nichts, was auch nur den mindesten Stoff zur Trauer, zur Wehklage, und daher zu gerechtem Tadel bieten könnte. Das Einzige, was man, jedoch nur als Folge desselben, allenfalls bedauern möchte, wäre blos, daß es Männer geben konnte, die, trotz aller ihrer Frömmigkeit, doch ihre Anmaßungen so weit trieben, daß sie einen, durch seine geistige Superiorität so sehr über sein Zeitalter hervorragenden Pabst, dessen großartige, heilige Natur in allen ihren Tiefen zu ergreifen sie nicht vermochten, dennoch vor ihren Richterstuhl zu stellen, und über seine Gesinnungen, Pläne und Handlungen — gleich einem leipziger Magister, der ein Buch recensirt — Lob und Tadel nach Lust und Wohlgefallen zu spenden sich erfrechten. — Hätten doch Geschichtschreiber sich nie des Richteramtes angemaßt, sondern dieses ganz allein der Geschichte selbst, dieser einzigen, unbestechbaren Weltrichterin, überlassen. Wer in die goldene, alle Zeiten und Völker umschlingende Kette der Geschichte den, meistens nur kupfernen Ring eigener Individualität einflicht, der stört und trübt auch den Strom der, in der wahren Weltgeschichte unaufhaltsam fortströmenden Offenbarungen Gottes.

X.

Letzte Lebenstage Leo's IX.

1. Den Sommer und auch den ganzen folgenden Winter über blieb Leo in Benevent. Welche Beweggründe ihn so lange in dieser Stadt festgehalten, dies ist unbekannt. In Trauer und schwere Betrübniß versenkt, war der Pabst in Benevent angekommen. Seine tiefe Demuth machte, wie es scheint, seinem reinen, ängstlich gewissenhaften Herzen, obgleich ungerechte, doch nicht wenig peinigende Vorwürfe über den Tod so vieler der Seinigen.

Leo gab sich daher jetzt den strengsten Bußübungen hin, und zu diesen wollte er vielleicht, ja wohl wahrscheinlich, nun auch noch eine Art von Selbstverbannung hinzufügen*). Aber so kummervoll auch

---

*) Es ist ein offenbarer, dabei sehr grober Irrthum, wenn man glaubt, der Pabst sey in Benevent ein Gefangener der Normänner gewesen. Siegebert von Gembloues und Hermannus Contractus sagen zwar, der Erstere: „Leo, Papa cum multis etiam ipse capitur," und der Andere, nachdem er erzählt hat, der Pabst sey nach Benevent gegangen, setzt hinzu: „nec redire fuit permissus." Aber weder Siegebert noch Hermann lebten in Italien, sondern schrieben ihre Chroniken jenseits der Alpen; und da die Berge in weiter Ferne immer blau aussehen, so schrieben auch Beide, in Beziehung auf Italien, sehr vieles Blaue hinein. Ihre Berichte werden jedoch durch das weit gewichtvollere Zeugniß des Cardinals Leo von Ostia und endlich auch durch jenes eines normännischen Geschichtschreibers, nämlich des Malaterra, widerlegt, und daher völlig entkräftet. Leo Ostiensis sagt: „Humfredum promisisse Pontifici, se illum, *quandocunque Romam ire disponeret*, Capuam usque perducere velle. Noch deutlicher spricht sich Malaterra aus: Normannorum legitimam benevolentiam Vir Apostolicus gratanter suscipiens, de offensis indulgentiam et benedictionem contulit, et omnem terram, quam pervaserant et quam ulterius versus Calabriam et Siciliam lucrari possent, de S. Petro haereditati feudo sibi et haeredibus suis possidendam concessit. — Zu dieser Stelle aus Malaterra müssen wir doch noch Einiges bemerken. Förmlich hatte nämlich Pabst Leo die Normänner nicht belehnt. Blos sie selbst hatten sich zu seinen Vasallen erklärt, und ihm die Treue und den Gehorsam, die ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig ist, gelobt. Dafür versprach ihnen nun der Pabst, sie in dem ruhigen Besitze ihrer bisherigen Besitzungen zu lassen, und auch noch dann, wenn sie die Grenzen derselben erweitern würden, jedoch unter der Voraussetzung,

jetzt sein zartes Herz und so sehr seine Brust beklommen waren, überließ er sich doch unausgesetzt den Pflichten seines hohen Berufes. Vorzüglich beschäftigte ihn, während seines Aufenthalts in Benevent, das unter seinem Pontificat von dem Patriarchen Michael Cerularius erneuerte griechische Schisma. Er schrieb mehrere Briefe, theils an den Patriarchen von Constantinopel, theils an den Patriarchen Petrus von Antiochien, auch selbst an den Kaiser Constantinus Monomachus; und verfertigte

---

daß sie als treue Lehnsleute in dem ihm versprochenen Gehorsam beharren, mithin auch, worauf es dem Pabste am meisten ankam, in ihren Ländern sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten, und einen bürgerlichen Rechtszustand würden eintreten lassen: was auch wirklich, so lange Leo lebte, geschah. Giannonne, einer der größten Rechtsgelehrten und Alterthumsforscher seiner Zeit, macht hier eine sehr scharfsinnige Distinktion, und sagt: „Ecclesia (sc. Pap. Leo) non dedit, sed accepit." — Indessen hatte die förmliche Belehnung der Normänner mit diesen Ländern doch schon wenige Jahre nachher unter dem Pontificat Nicolaus II. statt. Da zu jener Zeit die ganze christliche Welt noch in der Ueberzeugung lebte, Apulien, Calabrien und Sicilien seyen in der Schenkung Constantins begriffen gewesen, so konnten auch die Päbste, mithin Leo IX. wie Nicolaus II. mit denselben, Wen sie nur immer wollten, belehnen, indem ja eben jener damals allgemein angenommenen und geglaubten Behauptung zu Folge, die Griechen bisher nur in einem usurpatorischen Besitze derselben gewesen wären. — Die Originalurkunde über die vom Pabste Nicolaus II., mit Zustimmung eines aus hundert Bischöfen bestandenen und zu Melfi versammelten Conciliums, vorgenommene Belehnung der Normänner findet man bei Baronius ad ann. 1059, und von diesem Augenblicke an blieben bis auf die neuesten Zeiten die Reiche Neapel und Sicilien päbstliche Lehen.

endlich gegen den Michael Cerularius eine sehr weitläufige, kraft- und salbungsvolle Schrift, in welcher er alle, von demselben der römischen Kirche gemachten Vorwürfe mit solcher Gründlichkeit und Klarheit widerlegt, daß selbst dem bösen Willen des nur auf Trennung und Spaltung sinnenden Patriarchen alle Möglichkeit einer nur halb vernünftigen Erwiederung benommen ward. Die Gründlichkeit dieser Schrift, und besonders der Geist des Friedens, der Liebe und Schonung, der in jeder Zeile derselben athmet, machten sogar anfänglich auf das verstockte Gemüth des Cärularius einen, obgleich nur flüchtigen, schnell wieder vorübergehenden Eindruck. Um den Frieden in den Kirchen des Orients zu erhalten, ordnete zuletzt noch Leo eine, aus dem gelehrten Cardinal Humbert, dem würdigen Erzbischof Petrus von Amalphi und Friederich von Lotharingen, damaligem Erzkanzler der römischen Kirche, bestehende, mit sehr weitläufigen, von dem Pabste selbst entworfenen Instruktionen versehene Gesandtschaft nach Constantinopel *).

---

*) Wir sind gesonnen, die traurige, widerliche, oft im höchsten Grade eckelhafte Geschichte dieses Schisma unsern Lesern in einer fortlaufenden, ununterbrochenen Erzählung vorzutragen; welches jedoch erst dann geschehen kann, wenn die jetzt angeknüpften und unter Einigen der folgenden Päbste fortgesetzten Unterhandlungen beendiget, und alle Aussichten auf ein erwünschtes, günstiges Resultat völlig verschwunden seyn werden. — Wegen dieses Schisma fing Pabst Leo IX., als er schon über fünfzig Jahre alt war, erst an griechisch zu lernen. Ob er es weit darin gebracht hat, dies wissen wir nicht. Da er aber, obgleich der griechischen Sprache unkundig, dennoch viele Jahre lang ein trefflicher, seiner Kirche mit Weisheit und erleuchtetem Eifer vorstehender Bischof

war, und nachher ein noch größerer und heiligerer Pabst ward, der in einer schwankenden, verdorbenen Zeit dennoch fest stand wie ein wahrer Fels Gottes, und so große und glänzende Verdienste um die Kirche und die ganze Christenheit sich erwarb; so möchte es doch wohl erlaubt seyn zu glauben, daß jeder, der aus wahrem, innerem Berufe sich dem Dienste des Altars weihet, auch ganz gewiß ein, in jeder Rücksicht ausgezeichneter Priester, eifriger Seelsorger, salbungsvoller Kanzelredner, erleuchteter Religionslehrer und — was noch seltener ist — ein in alle Tiefen des menschlichen Herzens blickender Beichtvater, kurz eine Zierde der Kirche werden könne, ohne gerade Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Chaldäisch rc. erlernt zu haben. Zwar wird das Studium dieser, wie aller übrigen orientalischen Sprachen bekanntlich zu Rom mit vielem Fleiß und Ernste getrieben; aber dies hat blos die außereuropäischen Missionen zum Zwecke, damit edle Jünglinge, die, weil nach höherer Vollkommenheit strebend, sich dem oft sehr gefahrvollen und stets mit der größten Verleugnung und den schwersten Aufopferungen verbundenen Missionsgeschäft widmen wollen, auch um so leichter zu allen Völkern, die noch im Schatten des Todes und der Finsterniß sitzen, die Leuchte des Evangeliums bringen können. — Welche saure und bittere Früchte Philologie, auf Exegese angewandt, bisher gebracht hat, davon haben die, von unserer Kirche getrennten Confessionen schon zahllose, von selbst sprechende Beweise geliefert.

2. Auch das Wohl der nordischen Kirchen nahm Leo's Thätigkeit nicht minder in Anspruch. Zwar war in Dänemark das Christenthum überall verbreitet, hatte aber demungeachtet noch nicht so ganz tiefe Wurzeln gefaßt, daß keine Rückfälle zum Heidenthum mehr wären zu befürchten gewesen. Um also die Dänen immer mehr im Christenthum zu befestigen, wünschte der damals über Dänemark herr-

schende König Sueno, daß in seinem Reiche ein Erzbisthum und sieben Bisthümer möchten errichtet werden. Gerne gab der Pabst seine Genehmigung dazu; da aber bisher die nordischen Kirchen zu dem erzbischöflichen Sprengel von Hamburg gehörten, so war, zu Folge der diesfalls bestehenden canonischen Bestimmungen, auch die Einwilligung des Erzbischofes Adalbert von Hamburg nothwendig. — Adalbert war einer der größten Prälaten und geistvollsten Männer seiner Zeit. Eben so ausgezeichnet durch seine tiefe, alles umfassende Geschäftskenntniß, ungemeine Klugheit und Umsicht, als auch durch seinen rastlosen Eifer in Erfüllung aller Pflichten seines hohen Amtes, stand er in dem größten Ansehen bei Kaiser Heinrich III. Ohne Adalberts Rath und Zustimmung geschah nichts Bedeutendes an dem Hofe des Monarchen. Selbst auswärtige Mächte gaben ihm oft Beweise ihrer hohen Verehrung; und die Gesandten des griechischen Kaisers wie auch des Königes von Frankreich hatten, als sie nach Deutschland gesandt wurden, von ihren Höfen den Auftrag erhalten, im Namen ihrer Herren Heinrich III. Glück zu wünschen, daß er an seiner Seite einen Adalbert habe, mit dem er die größten und ruhmwürdigsten Dinge auszuführen im Stande sey. — Aber bei allen den großen Anlagen und Eigenschaften, mit welchen die Natur diesen Erzbischof geschmückt hatte, fehlte es demselben doch an jener Tugend, die gerade die Wurzel aller Tugenden ist, und ohne welche jede Größe nur Scheingröße, jede Tugend nur Scheintugend und jedes Verdienst nur Scheinverdienst ist. Adalbert fehlte es nämlich an Demuth; und wenn auch, wie man zu glauben berechtiget seyn könnte, die Keime dieser Blume des Himmels in seiner Brust lagen; so war doch die Bewunderung, die ihm von allen Seiten gezollt,

und das übertriebene Lob, mit dem er gleichsam überschüttet ward, mehr geeignet, jene Keime zu ersticken, als sie sorgsam zu pflegen, zu erwärmen und nach und nach zu ihrer völligen Reife zu bringen. Sich und seinem weit reichenden Einfluß alles zutrauend, nährte Adalbert längst schon in seiner Brust den geheimen Gedanken, seinen erzbischöflichen Stuhl zu einem Patriarchalsitze zu erheben, und diesem sämmtliche nordische, in allem zwölf Bisthümer zu unterwerfen. Aus diesem Grunde widersetzte er sich jetzt Sueno's Verlangen, in seinem Reiche ein unabhängiges Erzbisthum mit sieben Suffraganbisthümern zu errichten. Die Nützlichkeit, ja wohl Nothwendigkeit, auch in Dänemark eine neue hierarchische Ordnung einzuführen, sah jedoch der Pabst wohl ein, zeigte sich demnach auch dem Wunsche des dänischen Königes geneigt. Dadurch wurden nun freilich Adalberts schwungsüchtige Pläne nicht wenig durchkreuzt. Indessen, wie es scheint, fühlte er doch die weit größere geistige Superiorität des Pabstes, fing also an nachzugeben, und schon waren die mit ihm diesfalls angeknüpften Unterhandlungen zu einem erwünschten Abschluß gediehen, als sie auf einmal, zuerst durch des Pabstes, und dann durch Heinrichs des Dritten ebenfalls bald darauf erfolgten Tod wieder abgebrochen wurden; worauf auch der Erzbischof seine, dem päbstlichen Stuhle gemachten Concessionen wieder zurücknahm, und neue, obgleich abermals fruchtlose Versuche machte, seine, seinem Priesterstolz so sehr schmeichelnden Pläne in Beziehung auf die Patriarchenwürde durchzusetzen.

3. Zu den Seelenleiden des heiligen Pabstes gesellten sich jetzt auch noch nicht minder schmerzhafte, nicht minder tief ihn darnieder drückende körperliche Leiden. Die ununterbrochenen Bußübungen, denen

er sich hingab, die harten Abtödtungen und schweren Fasten, denen er sich unterwarf, und die vielen unter anhaltendem Gebete und häufigen Thränen durchwachten Nächte hatten nach und nach seinen Körper so sehr geschwächt, daß beinahe alle Organe des Lebens ihre Funktionen versagten. Sein Magen z. B. war so geschwächt, daß er gar keine Nahrung, kaum noch einen Schluck Wasser zu ertragen vermochte. — Schwer krank darniederliegend fand ihn der Vorabend des Jahrstages seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl. Es schmerzte ihn, daß er morgen diesen festlichen Tag nicht, wie er bisher gethan, mit der größten Andacht und aller, dem Andenken an das wichtigste Ereigniß seines Lebens geziemenden Feierlichkeit würde begehen können. Aber zu seinem und seiner Umgebung größten Erstaunen fühlte er am Morgen des folgenden Tages sich in allen Gliedern seines Körpers so gestärkt und gekräftiget, daß er nicht nur in die Kirche gehen, sondern auch den feierlichen, mehrere Stunden lange dauernden Gottesdienst selbst verrichten konnte. Aber dieß war auch das letzte Auflodern einer bald erlöschenden Flamme. Durch das immer fühlbarer werdende Hinschwinden seiner Kräfte von der Nähe seines Todes überzeugt, entschloß sich der Pabst, unverzüglich nach Rom zu gehen. Gleich einem getreuen Hirten wollte er in der Mitte seiner Heerde sterben, und selbst noch im Tode für das Heil derselben zu Dem flehen, der sie ihm anvertraut hatte. Humfred, Graf von Apulien, geleitete, wie er versprochen, mit einer zahlreichen Schaar seiner Normänner den heiligen Vater bis nach Capua. Es war der letzte Triumphzug eines sterbenden Heiligen; denn der Graf und alle seine normännischen Ritter wetteiferten auf dieser Reise gleichsam mit einander, dem Pabste, der jetzt mehr eine überirdische Erschei-

nung, als ein Mensch zu seyn schien, jeden Augenblick die sprechendsten Beweise ihrer Ehrfurcht, ihrer Liebe und treuen Anhänglichkeit zu geben*). Seine so sehr geschwächte und beinahe völlig zerstörte Gesundheit nöthigte den Pabst, ungefähr zwölf Tage in Capua zu bleiben, worauf er den Grafen von Apulien nebst dessen Ritter mit seinem Segen entließ, und blos in Begleitung des Abtes von Monte-Cassino, den er nach Capua berufen hatte, nach Rom ging.

4. In Rom angekommen, stieg Leo bei dem lateranischen Palaste ab. Aber gleich in der ersten Nacht ward ihm der Tag und die Stunde seines Todes geoffenbart, auch zugleich ihm gesagt, daß er in der, dem heiligen Petrus geweiheten, und nach demselben benannten Kirche seine Auflösung erwarten sollte. — Gleich am Morgen des folgenden Tages ließ sich demnach Leo nach der St. Peterskirche bringen. Sobald dieß in Rom bekannt ward, eilten alle anwesenden Cardinäle, Bischöfe und Aebte in die Peterskirche. Der Pabst empfing die ihn Besuchenden in einem dicht an die Kirche stoßenden Gebäude. Mit heiterer Miene, weil ganz in den allerheiligsten Willen Gottes ergeben, entdeckte er nun diesen, seinen Brüdern, wie er sie nannte, daß es ihm nur noch drei Tage unter ihnen zu weilen gegönnt sey. Am Ende des dritten Tages, fügte er hinzu, würden sie sehen, daß er wahr geredet habe. — Jeden dieser drei Tage ließ sich der Hei-

*) In quo itinere sic eum conciliavit divinitas, non solum suis, verum etiam his, qui antequam fuerant inimici, ut copiosa manus Normannorum, *totius animi sincerrima devotione se invicem praevenirent* ad ejus obsequium. (*Wib.* Vit. S. Leonis.)

lige, frühe des Morgens, aus dem Nebengebäude auf einem Ruhebette in die Kirche tragen, wohin zugleich auch auf sein Begehren der für ihn schon zubereitete Sarg gebracht ward. Als die Kunde von dem so nahe bevorstehenden Tod des Pabstes sich in der Stadt verbreitete, eilte eine zahllose Menge Volkes aus allen Klassen und Ständen nach der Kirche, um das geliebte, jedem Herzen so theure Oberhaupt noch einmal zu sehen. Leo benutzte diese Augenblicke, um Allen, die da kamen, jedem nach seiner Stellung und seinen Verhältnissen die heilsamsten Ermahnungen zu ertheilen. Die Cardinäle, Bischöfe und Aebte bat er dringend, und oft auf das wehmüthigste, ja doch standhaft und unermüdet zu beharren in dem Kampfe gegen die schrecklichen Laster der Simonie und nikolaitischen Häresie. Die Vornehmern und Reichen ermahnte er zur Demuth, zur Keuschheit und milder, schonungsvoller Behandung ihrer ärmern Brüder und Schwestern; die Geringern im Volke zu willigem Gehorsam gegen ihre Obern, Redlichkeit in allen ihren Handlungen, Geduld in Leiden und eifriger Erfüllung aller Foderungen ihrer heiligen Religion, Alle aber ohne Ausnahme ermahnte er am öftesten zu gegenseitiger brüderlicher Liebe, indem dieß das Zeichen wäre, an welchem sie als ächte und treue Jünger Jesu Christi würden erkannt werden. Seine Ermahnungen unterbrach oft lautes, lange anhaltendes Gebet, einigemal sogar in der Sprache seines Vaterlandes. Er flehete dann zum Vater für das Wohl der, mit dem Blute seines eingebornen Sohnes so theuer erkauften Kirche, daß Gott sie schützen, Friede und Einigkeit unter ihren Dienern erhalten und die Bosheit derer, die der Kirche reine Lehre durch Ketzereien zu trüben suchten, zu Schande machen möchte; aber mit erhöhter Inbrunst betete er dann zugleich und zwar

vorzüglich für die Sünder und Abgefallenen, namentlich für Theophilakt (Benedikt IX.) und Gregorius *). So oft er dem in der Kirche versammelten Volke den Segen ertheilte, rief er stets aus der Tiefe seiner Seele zu Gott, dem Allerbarmer empor, daß Er über alle, die jetzt sein treuer Knecht gesegnet, ebenfalls seinen Segen ausgießen möge. — Am dritten Tage ließ er von einem der anwesenden Bischöfe eine Messe lesen. Als das heilige Opfer dargebracht war, beichtete er einigen andern Bischöfen, empfing die heiligen Sakramente, und gebot hierauf dem in der Kirche zahlreich versammelten Volke sich ruhig zu verhalten, indem er jetzt vielleicht ein wenig würde schlafen können. Sogleich ward in dem weiten, mit Menschen angefüllten Tempel nicht das mindeste Geräusch mehr gehört; selbst die Entferntesten wagten kaum noch auch nur leise zu athmen. Als aber nach einer kleinen halben Stunde Einer der Bischöfe, von einer geheimen Ahnung getrieben, sich dem heiligen Pabste wieder näherte, fand er ihn — im Herrn entschlafen. Es war um die neunte Stunde, also gerade in derselben, in welcher auch sein und unser göttlicher Erlöser einst seinen Geist den Händen seines himmlischen Vaters übergab. Ohne Hülfe irgend einer menschlichen Hand läutete jetzt plötzlich die große Glocke der Peterskirche von selbst, und verkündete der Stadt den Tod des großen Heiligen. Aber die Glockentöne hatten et-

---

*) Es wäre ein grober Irrthum, wenn man unter diesem Gregorius den Pabst Gregor VI. verstehen wollte. Nicht von diesem ist hier die Rede, sondern von dem ehemaligen Bischof Gregorius von Vercelli, der, wie man sich erinnern wird, seiner Schandthaten wegen von dem Pabste auf einem Concilium in Rom war abgesetzt worden.

was so schauerlich Feierliches, daß in ganz Rom auf einmal eine Stille eintrat, eine wahre Stille des Grabes, wie noch nie gewesen*).

5. Vor seinem Hinscheiden hatte Leo befohlen, seine Leiche schon gleich am Tage seines Todes neben dem Altar des heiligen Gregorius zu begraben. Mit der größten Feierlichkeit hatte also noch am Abend des 19. Aprils die Beerdigung Statt. — Ganze Volkshaufen eilten schon am folgenden Morgen zu dem Grabe des großen Verstorbenen; aber wahrhaft zahllos ward die von allen Seiten herbeiströmende Menge, als es Gott gefiel, durch eine Menge Zeichen und Wunder seinen treuen Knecht an dem Grabe desselben zu verherrlichen. Die von bösen Geistern geplagt waren, wurden von denselben befreit; Lahme, die man auf Tragbaren dahin hatte bringen müssen, fühlten sich plötzlich in ihren Beinen gekräftiget und gingen, Gott preisend, fröhlich nach Hause; auch mehreren Stummen ward die Zunge gelöst. Schaarenweise zogen nun aus allen Städten Ober- und Unteritaliens Kranke und Leidende, und selbst solche, die mit evangelischen, außer dem Bereiche der ärztlichen Kunst liegenden Krankheiten behaftet waren, zu dem Grabe des Heiligen; und alle erhielten gewöhnlich schon in der Kirche das volle Gefühl ihrer wiederkehrenden Gesundheit; und Wer noch außer diesen, weil vom Schicksale tief gebeugt, mit blutig gedrücktem Herzen zu der, durch Leo's heilige Reliquie ebenfalls geheiligte Stätte kam, fand stets dort Trost und Erhörung, kehrte dann mit neuem Muthe belebt in seine Hei-

*) Historia mortis et miraculorum St. Leonis Papae (bei den Bollandisten 19. April.)

math zurück, und verbreitete in der ganzen umliegenden Gegend, welche Erbarmungen ihm Gott durch seinen treuen Diener an dessen Grabe in Rom erwiesen *). — Unter den größten und heiligsten Päbsten, die je noch den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen, gebührt unstreitig Leo IX. eine der ausgezeichnetsten Stellen. Seine großen Verdienste um die Kirche, die Heiligkeit seines Wandels, die Reinheit seines Herzens, die Lauterkeit seiner Absichten und die ihm oft beiwohnende unmittelbare höhere Erleuchtung wurden in allen Ländern von seinen Zeitgenossen bewundernd und dankbar anerkannt. Viele Städte diesseits und jenseits der Alpen wählten ihn zu ihrem Schutzpatron und Fürsprecher bei Gott. Man erbauete und weihete Ihm Kirchen,

*) Nicht unmerkwürdig ist die Heilung eines stummen Knaben, die jedoch erst ein Jahr nach dem Tode des heiligen Leo sich zutrug. Mit einem vornehmen Prälaten war der Knabe, der bei dem Gepäcke seines Herrn allerlei kleine Knechtsdienste zu verrichten hatte, nach Rom gekommen. Zufälliger Weise kam er in die Peterskirche, und da er viele Leute an dem Grabe Leo's knieend und betend sah, so kniete auch er sich an demselben nieder, und keinen größern Kummer kennend, als der Sprach beraubt zu seyn, trug er nun ebenfalls seinen großen Jammer auf kindliche Weise dem Heiligen vor. Nach einiger Zeit schlief er während dem Beten ein, und als er wieder erwachte, konnte er sprechen. Vor den Bischof gebracht, und von demselben näher befragt, sagte er, daß, als er eingeschlafen, der heilige Pabst im Traume ihm erschienen, und seine Zunge mit dem Finger berührt habe; worauf er sogleich erwacht, und nun eben so vernehmbar wie Andere zu sprechen im Stande sey. — Auch später und noch zu Zeiten Gregors VII. geschahen, wie Bonizo erzählt, mehrere wunderbare Heilungen an dem Grabe Leo IX.

errichtete Ihm Altäre und dichtete fromme Hymnen und eine Menge lieblicher Loblieder auf Ihn. Beinahe ein ganzes halbes Jahrhundert nach des heiligen Leo's Tode, flocht noch der große Pabst Viktor III. einige, gewiß nie verwelkende Blumen in den Siegeskranz, den weit früher schon die Kirche um die Schläfe unsers eben so großen als liebenswürdigen Heiligen gewunden hatte. „Leo IX.,“ sagt Viktor III. in seinen Dialogen, „in jeder Hin„sicht ein ächter, von Gott gesandter Apostel, aus „königlichem Geschlechte entsproßen, mit hoher Weis„heit begabt, ausgezeichnet durch leuchtende Fröm„migkeit, und in allen Zweigen der Wissenschaft „des Heils gründlich unterrichtet, war es, der, um „mit den Worten der heiligen Schrift zu reden, „nach einer langen und finstern Zeit der Abtrün„nigkeit den Namen des Herrn wieder anzurufen „anfing. Ich selbst habe ihn gesehen und mich sei„nes vertrauten Umgangs erfreut. Oft stand ich, „geschmückt mit dem heiligen Gewande, mit ihm „am Altar und las ihm das Evangelium. Durch „ihn ward die ehemalige Würde und der frühere „Glanz der Kirche wiederhergestellt, und in Ihm „war der Welt ein neues, weit leuchtendes Gestirn „am kirchlichen Himmel aufgegangen.“

XI.

Viktor II. und Stephan IX.

1. Viktor II. — Nach Leo des Neunten Tod blieb der römische Stuhl eilf Monate unbesetzt. Die römische Geistlichkeit wagte es nicht, zu einer Wahl zusammen zu treten, weil die Grafen von Tusculum schon wieder neue Versuche machten, den Pöbel von Rom zu Gunsten des Theophilakts (Benedikt IX.)

zu bearbeiten. Man war daher abermals gezwungen, zum Schutze der weltlichen Macht seine Zuflucht zu nehmen, und Hildebrand ward nach Deutschland zu Kaiser Heinrich gesandt. — Schon bei der Wahl Leo IX. hatte Hildebrand die Wahlfreiheit der römischen Kirche mit vieler Klugheit wenigstens einigermaßen zu retten gewußt; indessen waren dabei doch einige Unregelmäßigkeiten nicht ferne geblieben; denn Leo war wirklich vom Kaiser eigenmächtig gewählt und dessen Wahl eigentlich nur von der römischen Clerisei bestätiget worden. Dieß war aber offenbar eine Umkehrung der frühern Ordnung, denn die Geistlichkeit hatte nicht zu bestätigen, sondern zu wählen; und der Kaiser nicht zu wählen, sondern blos zu bestätigen das Recht. Hildebrand sorgte daher jetzt dafür, daß diesmal das Wahlrecht der römischen Kirche auch in seiner äußern Form reiner erhalten würde. Er ließ sich nämlich von der römischen Geistlichkeit bevollmächtigen, in ihrem Namen in Deutschland einen Pabst zu wählen und dann den Kaiser um Bestätigung dieser Wahl zu bitten. Mit dieser Vollmacht ausgerüstet, ging Hildebrand nach Deutschland. Als er zu dem Kaiser kam, bat er diesen in den ehrerbietigsten Ausdrücken: Er möge es genehmigen, daß ein deutscher Bischof auf den päbstlichen Stuhl erhoben würde. Gerne gab Heinrich dazu seine Einwilligung, worauf Hildebrand ihm sagte, daß die römische Kirche einstimmig den Bischof Gebhard von Eichstädt gewählt habe. Als Heinrich diesen Namen hörte, schien er nicht wenig betroffen. Gebhard war die Seele des kaiserlichen Geheimenraths. Wegen seiner Treue und großen Geschäftskenntniß besaß er das ganze Vertrauen des Kaisers, und eines so erprobten brauchbaren Staatsdieners wollte sich Heinrich nicht berauben. Aber Hildebrand drang mit Bitten und Vorstellungen so sehr in den

Monarchen, daß dieser endlich nachgab, und die von ihm erbetene Einwilligung ertheilte. Unverzüglich ward nun auf einem, in Mainz zusammenberufenen Concilium deutscher Bischöfe die Wahl Gebhards bekannt gemacht*), worauf der Neuerwählte, von Hildebrand begleitet, nach Rom eilte, wo er von der Geistlichkeit und dem römischen Volke als ein von Rom selbst gewählter Pabst mit großem Jubel

*) Die Erhebung Gebhards auf den päbstlichen Stuhl hatte der heilige Bardo, wie wir schon gehört, vorhergesagt; aber nicht deutlich, sondern auf eine, den wahren Sinn seiner Rede verhüllende Weise. Als nämlich Kaiser Heinrich im Begriffe stand, dem Gebhard das Bisthum Eichstädt zu übergeben, nahm er doch wegen dessen, wie es dem Kaiser deuchte, allzu großen Jugend noch einigen Anstand, und berief daher die am Hofe befindlichen Bischöfe, um sich mit ihnen darüber zu berathen. Die Meinungen waren sehr getheilt. Es ward dafür und dagegen gesprochen. Aber unter den Berufenen befand sich auch der heilige Bardo. Eingehüllt in sein Mönchsgewand, das er auch noch als Erzbischof zu tragen pflegte, saß der Heilige mit auf die Erde gesenktem Blicke ganz stille ohne zu sprechen, ließ nur die Andern reden. Als aber der Kaiser ihn endlich auch um seine Meinung fragte, erhob er sein Haupt, richtete sein Auge auf den anwesenden Gebhard, und sagte dann zu dem Kaiser: „Eure Majestät können ohne allen Anstand ihm das Bisthum geben, und zwar um so mehr, da Sie ihn einst zu einer noch weit größern und glänzendern Höhe erheben werden.“ Diese letztern Worte erregten die Aufmerksamkeit des Kaisers. Er forschte nach deren Sinn, aber Bardo lächelte, und wiederholte auf alles Fragen des Monarchen, nur immer lächelnd den ersten Theil seiner Rede. Natürlicher Weise gerieth die Sache bald in Vergessenheit. Aber desto lebhafter erinnerte man sich derselben jetzt in Mainz, und erkannte nun deutlich in Bardo's Rede sein, so eben in Erfüllung gegangenes prophetisches Wort.

empfangen ward. Am Tage seiner Consecration, welche am 13. April — auf welchen Tag in diesem Jahre der grüne Donnerstag fiel — mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten statt hatte, nahm der neue Pabst den Namen: Viktor der Zweite an. (1055) — Unstreitig ward bei dieses Pabstes Wahl deren äußere Form vollkommen gerettet, aber zugleich auch die Bahn gebrochen, auf der es den bald darauf folgenden Päbsten auch die Sache selbst zu retten gelang.

2. Gleich in dem darauf folgenden Monate Junius hielt der Pabst unter seinem Vorsitze ein Concilium in Florenz. Auch Kaiser Heinrich wohnte demselben bei. Da Viktor hier mit derselben Strenge, wie sein heiliger Vorfahrer, gegen die simonistischen Bischöfe und Geistlichen verfuhr, so ward bald darauf ein Versuch gemacht, den Pabst zu vergiften, der schreckliche Frevel jedoch wunderbarer Weise entdeckt. Ein ruchloser Subdiacon hatte nämlich, als der Pabst Messe lesen wollte, Gift in den Becher geworfen. Als aber der Pabst denselben erheben wollte, war derselbe so schwer, daß er dieses zu thun nicht vermochte. Zu gleicher Zeit fuhr ein Dämon in den gottvergessenen Subdiacon, der jetzt plötzlich zu wüthen und zu schreien anfing, und öffentlich die schauervolle That, die er begangen, bekannte. Der Pabst erbarmte sich jedoch des Unglücklichen, betete mit dem ganzen in der Kirche versammelten Volke für denselben zu Gott, und ließ mit dem Beten nicht nach, bis derselbe von dem bösen Geiste wieder befreiet ward *). — Der Kai-

*) *Lambert*, Schaffnab. Chron. ad ann. 1054. Ferner *Berthold*, Chron. ad ann. 1054. Auch *Eccard*. h. a.

ser kehrte hierauf nach Deutschland zurück, übergab aber vorher die Verwaltung des italienischen Reiches während seiner Abwesenheit dem Pabste.

3. Bevor Viktor Rom verließ, um nach Florenz zu gehen, hatte er den Subdiacon Hildebrand als seinen Legaten nach Frankreich geschickt, um diejenigen französischen Bischöfe, die ihre Würden durch Simonie erlangt zu haben angeklagt waren, zur Verantwortung zu ziehen, und wenn sie schuldig befunden würden, nach der Strenge der diesfalls bestehenden Canons zu bestrafen. — In Frankreich angekommen, versammelte Hildebrand unverzüglich ein Concilium in Lyon. Als hier einer der angeklagten Bischöfe sein Verbrechen leugnete und trotz der vielen gegen ihn sprechenden Beweise immer zu leugnen fortfuhr, so foderte Hildebrand ihn auf, die Doxologie: „Ehre sey dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste" laut auszusprechen, bedeutete ihm aber zugleich, daß, da Simonie eine Sünde gegen den heiligen Geist sey, dessen Gaben in der Weihe ertheilt werden, er gleiche Strafe wie einst Ananias und Saphira zu erwarten habe. Dem ungeachtet wollte der Bischof es dennoch wagen, die Doxologie auszusprechen. Als er aber, selbst nach mehreren gemachten Versuchen, immer nur den Namen des Vaters und des Sohnes, nie aber jenen des heiligen Geistes aussprechen konnte, überfiel ihn plötzlich ein solcher Schrecken, daß er sich dem päbstlichen Legaten zu Füßen warf und reumüthig sein Verbrechen bekannte. Dadurch geschreckt, wurden nun auch die übrigen Bischöfe, die sich gleicher Schuld bewußt waren, ohne viele Mühe zum Geständniß ihrer Missethat gebracht.

4. Kaiser Heinrich glaubte des Beistandes und

Raths seines ehemaligen Bischofes von Eichstädt nicht entbehren zu können. Schon im Sommer des folgenden Jahres berief er also den Pabst wieder zu sich nach Deutschland. Viktor eilte demnach über die Alpen, ward in Goslar von dem Kaiser und den vielen in dieser Stadt schon versammelten Fürsten prachtvoll empfangen, feierte allda in Gemeinschaft mit dem Kaiser, am 8. September, das Fest Mariä Geburt, ward aber auch wenige Wochen nachher Zeuge eines um so mehr erschütternden, weil ganz unerwarteten, Kirche und Staat in die tiefste Trauer versetzendes Ereignisses. Schon am 5. des folgenden Monates nämlich verschied Heinrich III., der unstreitig so gut wie Otto I. den Beinamen des Großen verdient hätte, in den Armen des Pabstes, nachdem dieser ihm alle Tröstungen der Religion gereicht, auch der sterbende Monarch der Sorgfalt desselben noch seinen einzigen, kaum sechsjährigen Prinzen empfohlen hatte. — Die Gegenwart des Pabstes war jetzt für Deutschland das größte Glück. Bei der kritischen Lage, in der sich das deutsche Reich befand; bei dem, in der Brust so vieler Fürsten bisher gewaltsam zurückgehaltenen und nun Ausbruch drohenden Mißvergnügen, bei dem reichen Samen der Zwietracht, der überall in dem deutschen Boden lag, und endlich bei dem furchtbaren Aufstand der Slaven und der feindlichen, lauernden Stellung des ungarischen Königes sah sich jetzt Deutschland bei der so plötzlich und so ganz unerwartet eingetretenen Thronerledigung an dem Vorabend nicht nur furchtbarer äußerer Kriege, sondern auch innerer, vielleicht noch blutigerer Conflikte. Nur der Weisheit des Pabstes, nur seinem reinen, erhabenen Charakter, seiner tiefen Kunde aller Angelegenheiten des Reiches und seinem, ihm eigenen Talente, auch die widerstreitendsten Naturen, Inte-

ressen und Ansichten unter einander friedlich zu vermitteln, konnte es gelingen die drohenden Ungewitter zu beschwören. Durch sein Ansehen und kluges Benehmen wurden die aufgereizten Gemüther wieder besänftiget, gerechte Foderungen befriediget, ungerechte mit Ernst und Nachdruck zurückgewiesen. Der sechsjährige Heinrich ward auf das neue und zwar allgemein als König von Deutschland und Italien anerkannt, die Vormundschaft und die einstweilige Regierung des Reiches der verwittweten Kaiserin Agnes übertragen, der Aufstand der Slaven schnell gedämpft, und so die Ruhe im Innern des Reiches und mit dieser auch der äußere Friede erhalten. — Die Einleitung des neuen Geschäftganges, und zwar zum Theil nach ganz andern Grundsätzen und Maximen, hielt den Pabst noch den ganzen Winter und auch das folgende Frühjahr über in Deutschland zurück. Erst im Anfange des Sommers trat er die Rückreise nach Rom an; erkrankte aber unter Weges in Toscana und starb nach einem kurzen Krankenlager in Florenz, am 28. Junius des Jahres 1057.

5. Als Bonifacius, Cardinal und Bischof von Albano, mit der Nachricht von dem Tode des Pabstes in Rom ankam, war gerade auch Friederich von Lotharingen, ehemaliger Kanzler der römischen Kirche, jetzt Abt von Monte-Cassino, und unlängst vom Pabste Viktor zur Cardinalswürde erhoben, ebenfalls in Rom angekommen. Man fragte ihn um Rath, welchen er für den würdigsten hielt, auf den päbstlichen Stuhl erhoben zu werden. Er nannte fünf Cardinäle, und unter diesen zuerst den Cardinal Humbert; aber außer diesen fünf auch noch den Subdiacon Hildebrand. Aber beinahe alle Stimmen fielen auf ihn selbst. Mit allem Ernste suchte er zwar diese hohe Würde von sich abzulehnen, aber

darauf ward keine Rücksicht genommen; und obgleich Einige, vielleicht mit dieser Wahl nicht ganz zufrieden, den Antrag machten: man möchte vorher noch Hildebrands Ankunft erwarten, der wahrscheinlich schon von Florenz abgereist seyn würde; so ward dieß eben so wenig beachtet. Man bemächtigte sich seiner Person gleichsam mit Gewalt, führte ihn in die Kirche und setzte ihn auf den Stuhl des heiligen Petrus*). Da an dem Tage seiner Erhebung (2. Aug.) das Andenken des heiligen Stephanus von der Kirche gefeiert ward, so nahm Friederich den Namen Stephan IX. an.

6. Friederich war, wie wir schon wissen, ein Bruder des Herzogs Gottfried von Lotharingen, der, weil wegen öfterer Empörung gegen Kaiser Heinrich, seines Herzogthums war beraubt worden, darauf nach Italien ging, sich dort mit Beatrix, des verstorbenen Markgrafen Bonifacius hinterlassenen Gemahlin vermählte und durch diese Verbindung einer der mächtigsten Fürsten Italiens ward. Friederich hatte seinen Bruder über die Alpen begleitet, war in Italien in den geistlichen Stand getreten und von dem Pabste Leo IX. zum Kanzler der römischen Kirche ernannt worden. In dieser Eigenschaft ging er mit noch einigen andern Bischöfen als

---

*) Da der gemachte Vorschlag: die Ankunft Hildebrands abzuwarten, nicht angenommen ward, so stimmten nun auch jene in die Wahl des Cardinals Friederich ein; denn Leo Ostiensis berichtet: Uno omnes consilio ac voluntate concordi summo mane Abbatem simul conveniunt, eundemque Fredericum *violenter* a Palloria (ubi hospitabatur) *extrahentes*, ad electionem faciendam ad B. Petri, quae ad vincula nuncupatur, Basilicam illum perducunt.

päbstlicher Legat nach Constantinopel. Die Veranlassung zu dieser Sendung war das von dem Patriarchen Cärularius erneute griechische Schisma. — Als er Constantinopel wieder verließ, gab ihm der Kaiser Constantinus Monomachus für die römische Kirche eine Menge der kostbarsten Geschenke mit, deren aber Friederich auf der Rückreise in der Grafschaft Theatino von dem wilden Grafen Thrasemund beraubt ward. — Weil Kaiser Heinrich III. den, nun durch seine Vermählung mit Beatrix so mächtig gewordenen Gottfried fürchtete, so haßte er auch ihn und seinen Bruder. Welche Besorgnisse Gottfrieds Verbinduug mit Beatrix bei dem Kaiser erregt hatte und welcher Argwohn daher an dem Herzen des Monarchen nagte, dieß ist unsern Lesern schon aus der Regierungsgeschichte Heinrichs bekannt. — Als nun der an Friederich begangene Raub ruchbar ward, sprach Heinrich laut und öffentlich den Verdacht aus: die ganze Beraubungsgeschichte sey eine blose Erfindung, von Friederich ersonnen, um die für die römische Kirche bestimmten Geschenke sich selbst zuzueignen *). Friederichs Charakter war groß und edel, jeder Bestechung wie jeder Untreue unzugänglich. Durch den, von dem Kaiser so laut ausgesprochenen Verdacht, den Bosheit und die Feinde des lotharingischen Hauses zu einer nicht mehr zu bezweifelnden Gewißheit erhoben, ward Friederichs

*) Die Wahrheit der Beraubung und die Falschheit des gegen Friederich erhobenen Verdacht erwiesen sich doch bald nachher schon unter dem Pontificat Viktors des Zweiten. Dieser Pabst hatte den Raubgrafen, seines Frevels wegen, in Bann gethan, und nun kam Thrasemund selbst nach Rom, bat flehentlichst um Lossprechung, und legte alle geraubten Schätze zu den Füßen des Pabstes nieder.

Ehrgefühl tief verwundet; und ohnehin schon müde der Verfolgungen des Kaisers, von dem er wußte, daß er sogar von dem Pabste gefodert habe, ihn verhaften zu lassen und nach Deutschland zu schicken, beschloß er also ganz aus der Welt zu scheiden, legte seine kirchlichen Würden nieder, ging nach Monte-Cassino und ward dort ein Mönch. Mit hellem Verstand, einem Reichthum an Erfahrungen und tiefer Menschenkenntniß verband Friederich eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Für alle Mönche im Kloster war er daher bald ein Gegenstand der Bewunderung und höchsten Verehrung; und als der bisherige Abt seine Stelle niederlegte, ward Gottfrieds Bruder einstimmig zum Abt gewählt und, da Pabst Viktor sich für die Zukunft des Rathes und der Hülfe desselben bedienen wollte, so erhob er ihn auch schon im folgenden Jahre, und zwar kurz vor seinem in Florenz erfolgten Tode, zur Würde eines Cardinalpriesters der römischen Kirche.

7. Da eine Pabstwahl bisher wohl der Bestätigung des Kaisers, nicht aber des Königes von Deutschland oder Italien bedurfte, jetzt aber der kaiserliche Thron erlediget war, so bedurfte es auch keines Wahlberichts an die Kaiserin-Regentin nach Deutschland. — Auch Stephan war entschlossen, den Kampf seiner Vorfahren gegen Simonie und die Unenthaltsamkeit der Geistlichkeit mit unermüdeter Kraft fortzusetzen. Gleich nach seiner Erhebung versammelte er daher ein Concilium in Rom, auf welchem gegen Simonie, Priesterehen und Concubinat abermals sehr geschärfte Verordnungen erlassen wurden, die jedoch, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, noch geraume Zeit in Italien und besonders in der Lombardei völlig erfolglos blieben. Zu diesem Concilium hatte der Pabst auch den Petrus Damiani

aus seiner Wüste nach Rom berufen, und ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum Cardinal und Bischof von Ostia, konnte aber den frommen Eremiten blos durch Androhung des Bannes, im Falle fortgesetzter Weigerung, endlich bewegen, diese hohe Würde anzunehmen. Stephanus ging hierauf nach Monte-Cassino, wo er einige unter den Mönchen eingeschlichene Mißbräuche abschaffte, und den Desiderius, einen durch Verstand, Klugheit, Gelehrsamkeit und jede Tugend ausgezeichneten Ordensmann zum Abte des Klosters wählen ließ. Die Ernennung des Damiani zum Cardinal und jene des Desiderius zum Abte des reichsten und angesehensten Klosters von Italien, beweisen, wie geschickt dieser Pabst die zum Dienste der Kirche und zur Förderung und Verbreitung der Ehre Gottes tauglichsten Männer zu wählen wußte. — Kränkelnd war Stephanus nach Monte-Cassino gegangen und völlig krank kam er wieder nach Rom zurück. Um seine zerrüttete Gesundheit durch zarte Pflege in dem Kreise seiner, ihm so theuern Familie wieder herzustellen, ging er am Ende des Jahres nach Florenz. Aber in dem Rathe Gottes war es anders beschlossen. Die Krankheit des Pabstes nahm mit jedem Tage zu, und machte schon am 29. März (1058) dem Leben desselben ein Ende. Stephanus starb nach einem kaum siebenmonatlichen Pontificat in den Armen des heiligen Abtes Hugo von Clugni. — Vor seiner Abreise aus Rom hatte Stephanus, zur Erhaltung des Friedens zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche, den Abt Desiderius und noch zwei andere Cardinäle zu seinen Legaten an dem kaiserlichen Hofe zu Constantinopel ernannt. Diese standen jetzt schon im Begriffe sich einzuschiffen, als die Nachricht von dem Tode des Pabstes sie noch in

Bari erreichte, worauf sie sogleich wieder nach Rom zurückeilten.

8. Unter Stephans Pontificat öffnete sich nun auch dem Subdiacon Hildebrand jene, jedoch größtentheils von ihm erst noch zu ebnende Bahn, die er unter Drangsalen und Stürmen, welche aber alle an seinem felsenfesten Charakter sich brechen mußten, eine lange Reihe von Jahren so glorreich durchschritt. Innerhalb einsamer Klostermauern in früherm Alter durch strenge Ascese gebildet, lange Zeit das Treiben der Welt, ohne Theilnahme an demselben, beobachtend, sammelte sich ganz in der Stille und im Verborgenen sein Geist, und immer mehr und mehr erstarkte seine Kraft, bis endlich die Zeit gekommen war, wo er in dem vollen Lichte seiner Thaten hervortreten sollte. Pabst Leo IX. hatte ihn stets von allen bedeutenden Geschäften ferne gehalten, wahrscheinlich aus Rücksicht seiner, und wie Leo glaubte, an Erfahrung noch nicht sehr reichen Jugend. Als aber nach Leo's Tod die Besetzung des apostolischen Stuhles mit einem würdigen Oberhaupt die schwere Aufgabe der römischen Geistlichkeit ward, zeigte Hildebrand in der Berathung eine solche Weisheit und eine solche Schärfe des Urtheils, daß die, welche ihn nach Deutschland sandten, einstimmig der Ueberlegenheit seines Geistes huldigten, und ihm die von ihm gefoderte Vollmacht ertheilten. Durch eben so hohen Ernst als weise Mäßigung, verbunden mit einer seltenen Gewandtheit in seinem Benehmen, rettete er nun abermals an Heinrichs Hof, wenigstens der äußern Form nach, die römische Wahlfreiheit. — Viktor II. erblickte in Hildebrand schon den zukünftigen, über sein Zeitalter hervorragenden Mann, und hätte dieser Pabst länger gelebt, so würde er ihn zum ersten Werkzeug in Ausführung aller sei-

ner, der Kirche und ganz Italien gleich wohlthätigen Entwürfe gemacht haben. — Noch besser wußte Stephanus den großen Geist dieses außerordentlichen Mannes zu würdigen. Während seines, leider so kurzen Pontificats, wollte er nichts ohne den Rath desselben unternehmen. So z. B. schrieb er einmal einem Bischofe, der in einer sehr wichtigen Sache eine päbstliche Entscheidung verlangte: Er könne in dieser Sache vor Hildebrands Ankunft nichts beschließen; und als Stephan nach Florenz in den Schoos seiner Familie sich zu begeben beschloß, ließ er, seinen nahen Tod ahnend, sich von allen Cardinälen, Bischöfen und der gesammten Geistlichkeit das Versprechen geben, im Falle seines Todes, ja nicht ohne Hildebrand zu einer neuen Wahl zu schreiten. — Mit welcher Weisheit und Besonnenheit Er auch diese, in eine schwere und gefahrvolle Zeit fallende Wahl zu leiten und widersprechende Interessen dabei zu vereinigen wußte: davon werden wir uns zu seiner Zeit überzeugen. Aber von jetzt an wird auch Hildebrand der belebende Geist und die Seele von allem Großen und Kleinen, was in Rom und in der Kirche geschieht, und alle seine eben so großartigen als heilsamen Pläne zur Verbesserung und Erhöhung der Kirche verfolgt er nun mit derselben unerschütterlichen Beharrlichkeit, und derselben strengen Consequenz, als wenn er selbst schon mit der päbstlichen Würde geschmückt wäre; und obgleich Hildebrand erst nach zwölf Jahren den päbstlichen Stuhl besteigt, so beginnt doch jetzt schon jene, in der Weltgeschichte so merkwürdige Periode Gregors des Siebenten, deren mehr als gewöhnliche Anstrengung erfodernde, historische Darstellung der würdige Gegenstand unsers nächstfolgenden Bandes seyn wird.



